

**TEMESWARER BEITRÄGE
ZUR GERMANISTIK**

Band 7

**Gedruckt mit Förderung des Konsulats der
Bundesrepublik Deutschland in Temeswar,
der Rechtsanwaltskanzlei Gilescu & Partenerii CHSH
und
SC Pfaffinger Romania SRL**

Der Band einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Mirton-Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Romania

ISSN: 1453-7621

**TEMESWARER BEITRÄGE
ZUR GERMANISTIK**

Band 7

**Mirton Verlag
Temeswar 2010**

Herausgeber:

Professor Dr. Roxana Nubert

Redaktion:

Univ.-Lektorin Dr. Laura Cheie
Dr. Karin Dittrich
Univ.-Lektorin Dr. Kinga Gáll
Univ.-Lektorin Dr. Beate Petra Kory
Univ.-Lektorin Dr. Karla Lușan
Dozentin Dr. Marianne Marki
Univ.-Assist. Dr. Alina Olenici-Crăciunescu
Univ.-Lektorin Dr. Graziella Predoiu
Univ.-Assist. M.A. Maria Stângă

Redaktionsbeirat:

Dr. Herbert Bockel (Passau)
Professor Dr. Hermann Scheuringer (Wien)
Professor Dr. Karl Stocker (München)

Erscheinungsweise:

Jedes zweite Jahr

Bezugsbedingungen:

Die Zeitschrift kann am Germanistik-Lehrstuhl der West-Universität Temeswar bestellt werden:

Universitatea de Vest Timișoara

Catedra de Germanistică

Bd. V. Pârvan 4

RO-300223 Timișoara

Tel.: 0040/256/592278

E-Mail: ana@litere.uvt.ro

Ab 2009 erscheinen die **Temeswarer Beiträge zur Germanistik** Bd. 1-7 auf der Webseite des Germanistik-Lehrstuhls an der West-Universität Temeswar: http://www.litere.uvt.ro/lb_germ.htm.

Textverarbeitung:

Aufsätze, Diskussionsbeiträge und Rezensionen werden an die oben angeführte Adresse des Lehrstuhls erbeten.

Manuskripte sollen in elektronischer Form auf Datenträgern oder per E-Mail eingereicht werden.

Wenn Sonderzeichen (auch IPA-Zeichen) oder Abbildungen im Manuskript vorkommen, sind eine PDF-Datei und die Schriftarten erforderlich. Die Manuskripthinweise, die bei der Herausgeberin angefordert werden können, sind zu beachten.

Druckvorlagenerstellung:

Ladislau Szallai vom Mirton Verlag Temeswar

Karl Stocker zum, 80. Geburtstag gewidmet

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	9
Worte des Dankes zum Abschied (Karl Stocker, München).....	11
Verhaltenssteuernde Text-Bild-Relationen und ihre landeskundliche Bedeutung und Aktualität im Zeichen von Völkerverständigung, Hilfe und Toleranz (Karl Stocker, München)	15
Kulturtransfers, Erinnerungsarbeit und interkulturelle Kommunikation (Michel Cullin, Wien)	25
Slam Poetry – interkulturell. Zur Didaktik mündlich vorgetragener deutschsprachiger Texte (Margit Riedel, München).....	35
Gedanken zur Problematik der Integration im multikulturellen deutschen Sprachraum (Günter Ofner, Graz).....	53
Theaterpädagogik interkulturell (Erhard Peter Müller, München)	67
Durch Interkulturalität ein Homo europaeus? Antwortversuch auf Grund der Bayreuther Sommeruniversität für Interkulturelle Deutschstudien (Elena-Raluca Weber, Temeswar)	77
Interkulturelle Kommunikation und Übersetzung: Der Artikelgebrauch im deutsch-rumänischen Vergleich (Karla Lupșan, Temeswar)	95
Interethnische Beziehungen im Banat: Rumänen und Zigeuner in Otto Alschers Erzählung <i>Die Toaka</i> (Gabriela Șandor, Temeswar).....	107
Die Darstellung Temeswars im Prosawerk Franz Liebhardts (Maria Stângă, Temeswar)	123
Betrachtungen über einige Dichter der mehrsprachigen Literatur des Banats (Andreas Pogány, Temeswar)	Error! Bookmark not defined.
Interkulturelle Aspekte der deutschsprachigen Literatur des Banats zu Beginn der 1970er Jahre (Roxana Nubert/ Laura Micu, Temeswar) ..	135
Paradigmen der Moderne und Postmoderne bei Balthasar Waitz (Robert Gabriel Elekes, Kronstadt).....	Error! Bookmark not defined.
Das Banat als Topos in den Texten Cătălin Dorian Florescus (Graziella Predoiu, Temeswar).....	167
Probleme und Herausforderungen des Temeswarer Deutschen Staatstheaters im 21. Jahrhundert (Bogdan C. Nan, Temeswar)	179

Das Deutsche Staatstheater aus Temeswar im Spiegel der lokalen deutschsprachigen Presse (Andreea Ungureanu-Ruthner, Temeswar)	Error! Bookmark not defined.
Deutsche Dialektwörterbücher deutscher Sprachinseln – Eine vergleichende Betrachtung (Alwine Ivănescu, Temeswar).....	195
Aus der Werkstatt des Wörterbuchs der Banater deutschen Mundarten: Das „tägliche Brot“ der Banater Deutschen (Mihaela Șandor, Temeswar).....	213
Kinderreime in der Mundart von Bogarosch (Eveline Hâncu, Temeswar).....	233
Althochdeutsch, Mittelhochdeutsch, Neuhochdeutsch ... LENAUDEUTSCH (Lorette Brădiceanu-Perssem, Temeswar).....	251
„Wir sind Aussiedler auf Lebenszeit“. Das Pendeln zwischen Ost und West in Richard Wagners Roman <i>Habseligkeiten</i> (Beate Petra Kory, Temeswar).....	259
Geheimagenten unter sich: ein Vergleich der <i>Balatonbrigade</i> von György Dalos mit <i>Miss Bukarest</i> von Richard Wagner (Tanja Becker, Temeswar).....	275
Interkulturelle Aspekte in der Freundschaftsgeschichte <i>Lilli findet einen Zwilling</i> von Karin Gündisch (Mariana-Virgilia Lăzărescu, Bukarest).....	283
Zwischen gebundener und ungebundener Rede. Joachim Wittstock als Lyriker (Carmen Elisabeth Puchianu, Kronstadt).....	293
Perückologie als Textkostümierung oder die numismatische Zunge. Ignaz von Borns <i>Die Staatsperücke</i> und Vasile Alecsandris <i>Istoria unui galbân și a unei parale</i>: Ein Vergleich (Elena-Raluca Weber, Temeswar).....	305
Stefan Zweigs interkulturelle Beziehungen (Karin Dittrich, Temeswar)....	321
Die Kunst zwischen Verdacht und Anspruch - Michael Scharang vor und nach dem „literarischen Realismus“ (Gottfried Schnödl, Wien).....	335
Titu Maiorescus Tagebuch – multikulturelle Aspekte (Ana-Maria Romițan/ Bogdan Mihai Dascălu, Bukarest).....	351
Rezensionen	359

Vorwort

Die Herausgabe des siebenten Bandes der **Temeswarer Beiträge zur Germanistik** ist der Zusammenarbeit zwischen den HerausgeberInnen und einem wissenschaftlichen Beirat zu verdanken, der die editorische Planung und Realisation auf einer breiten, internationalen Basis sichert.

Alle bis zur Zeit erschienenen Bände sind auf der Webseite des Lehrstuhls (http://www.litere.uvt.ro/lb_germ.htm) zu lesen.

Vorliegender Band enthält Arbeiten der Internationalen Tagung **Inter- und Multikulturalität im Banat**, die unter der Schirmherrschaft der Hanns-Seidel-Stiftung im Zeitraum 23.-24. Oktober 2009 an der West-Universität Temeswar stattgefunden hat.

Die Grundlagen der inter- und multikulturellen Problematik ist in den Beiträgen von Karl Stocker, Michel Cullin, Margit Riedel, Günter Ofner, Erhard Peter Müller und Elena-Raluca Weber umrissen. Karla Lușan geht auf den Artikelgebrauch im deutsch-rumänischen Vergleich ein. Die Arbeiten von Gabriela Șandor, Maria Stângă, Roxana Nubert, Laura Micu, Graziella Predoiu, Bogdan C. Nan, Alwine Ivănescu, Mihaela Șandor, Eveline Hâncu und Lorette Brădiceanu-Persem rücken die Interkulturalität des Banats in den Vordergrund. Die interkulturellen Aspekte deutschsprachigen Schrifttums stehen im Mittelpunkt der Beiträge von Beate Petra Kory, Tanja Becker, Mariana-Virgilia Lăzărescu, Carmen Elisabeth Puchianu und Elena-Raluca Weber, während der interkulturelle Bezug zu Österreich von Karin Dittrich, Gottfried Schnödl, Ana-Maria Romițan und Bogdan Mihai Dascălu hervorgehoben wird.

Gegenstand der Rezensionen von Gabriel Kohn, Delia Cotârlea, Marianne Marki, Kinga Gáll und Laura Cheie sind aktuelle Veröffentlichungen rumänischer GermanistInnen.

Für die großzügige finanzielle Förderung vorliegenden Bandes verdient das Konsulat der Bundesrepublik Deutschland in Temeswar, ganz besonders Konsul Klaus Christian Brennecke, allen Dank. Der Rechtsanwaltskanzlei Gilesco & Partenerii CHSH sowie der Firma SC Pfaffinger România SRL sind wir für die gewährte Unterstützung zu Dank verpflichtet.

Olimpia Sârb sprechen wir für die fachkompetente Korrektur der Abstracts und der Keywords unseren Dank aus.

Gabriela und Mihaela Şandor vom Germanistik-Lehrstuhl an der West-Universität Temeswar gilt unser Dank für die Umsicht, mit der sie die Aufbereitung der Texte zu einer druckfertigen Vorlage unternommen haben.

Temeswar, im Juni 2010

Roxana Nubert

Karl Stocker
München

Worte des Dankes zum Abschied¹

Dies soll nicht die verkürzte Wiederholung von Inhalt und Ablauf unserer Tagung sein: Es ist eine Anknüpfung an die traditionellen Projektleistungen, in denen es die West-Universität Temeswar und ihr Deutschlehrstuhl zu einer bekannten und bewährten Spitzenstellung gebracht hat und bringt. Diese fällt jedem auf, der sich mit kulturellem Gegenwartsleben, mit Planung und Entwicklung als Beobachter, Teilnehmer, Gast, Gastreferent, befasst (und Vergleiche ziehen kann). Veranstaltungen dieser Art wollen nicht nur strukturiert, sondern auch organisiert und finanziert sein, und die Ergebnisse sind solche von Teamwork und konzertierten Aktionen, fächer- und länderübergreifend.

Es gab Literarisches wie um Nikolaus Lenau, Klärungsbedarf in Fragen der Medienkompetenz, Einführung neuer Studiengänge und akademische Weichenstellungen im Sinne von Bologna – mag man mit den Zwischenständen zufrieden sein oder (noch) nicht. Das Textkorpus des Erreichten stand schon immer im Kontext der Rahmenbedingungen und -programme – mit Besuchen, Kontakten mit Medien und Schulen (Lenau-Gymnasium), mit Orgelkonzerten in Lenauheim, mit Autorenlesungen, verbunden u. a. mit den Namen Joachim Wittstock und Carmen Elisabeth Puchianu. Der „Poetenkeller“ in der Innenstadt ist eine traditionelle Stätte des geistigen Austausches geworden. Temeswar liegt in einem Parallelogramm rumänischer, österreich-ungarischer und deutscher Schnittpunkte oder „Welten“. Wir alle, ausnahmslos, haben mit großer Freude und Genugtuung in diesen Wochen die Nachricht von der Verleihung des Literatur-Nobelpreises 2009 an Herta Müller gehört, eine Persönlichkeit der Region, deren Texte, die ernsten und die paar heiteren, schon längst Gegenstand von Interpretation, Exegese und zeitgeschichtlich relevanten Diskursen in unseren Seminaren gewesen sind. Der Preis fiel auf jemanden, den man kannte, mit deren Werk man vertraut war, von der Lektüre her, von z.B. Münchner Lesungen (im Literaturhaus); man war und

¹ Diese Rede wurde anlässlich der Verleihung der Ehrenurkunde des Germanistik-Lehrstuhls der West-Universität Temeswar an Professor Dr. Karl Stocker gehalten.

ist als Zeitzeuge berührt von einer Leistung am Grat von Poesie, Dokument und Psychogramm.

Trotz aller Beteuerungen zur Pflege des Globalismus, intrakulturell wie interkulturell, erinnert man sich mit Ehrfurcht an die Varietät vom einfachen Dorf mit den hölzernen Wohnungen und Gehöften zu Schauplätzen des Weltkulturerbes von Temeswar über Hermannstadt und Kronstadt, das würdige Iași und die stolzen Zentren um die Nordmoldau-Klöster, um Bukarest und seine Kirchen, Freilicht- und unter- wie oberirdisch strukturierten Museen. Das Deutsche Staatstheater in Temeswar war schon immer eine Heimstätte für klassisches und experimentelles Geschehen. Das weitet sich aus zu Schule und Gymnasium, und man darf der West-Universität bescheinigen, dass sie Sorge trägt für einen qualifizierten wissenschaftlichen Nachwuchs; wir haben schon manches Seminar gemeinsam gestaltet, Graziella Predoiu und Beate Petra Kory und der polyglotte Sprachwissenschaftler Peter Kottler. Es sind diese Kolleginnen und Kollegen und das gesamte Ensemble des Lehrstuhls, dass ein Gast ein Gast ist und nicht bloß ein Besuch – statt Dienstleistung und Dienstverpflichtung mit dem verstohlenen Blick auf die Uhr (wie gelegentlich bei uns).

Die Sprachbarrieren verwischen sich; wie sagte kürzlich ein Oberpfälzer Freund, die „fremde“ Muttersprache betreffend: „Mit der rumänischen Sprache geht es mir – ihm – wie mit meiner/seiner Frau: Ich liebe sie, aber ich beherrsche sie nicht“.

Ich möchte zum Abschluss keine Begrüßungsliste „abarbeiten“ (nach Alphabet oder Hierarchie), das steht mir auch nicht zu; aber die Freude des Wiedersehens zählt, inklusive der Kollegenschaft aus Österreich.

Für besonderen Dank und Anerkennung aber muss Zeit sein. Über Jahre hinweg hat die Verbundenheit mit Frau Professor Dr. Roxana Nubert gehalten und sich bewährt. Bei ihren Gastreferaten in München, in Oberbayern, im Kulturhaus Tegernsee und an der Ludwig-Maximilians-Universität in München freut man sich unverwunden über ihre meist medienunterstützten Referate; man hört nicht nur mit Interesse zu, wenn es um den neuen Stand der Wissenschaft und der Rezeption geht bei Kafka, bei Rilke und Rodin; man schreibt mit – weil es sich lohnt. Weiterführende Diskussionen ergeben sich wie von selbst. Man wünscht sich ein Wiedersehen, z.B. in München.

Das Zustandekommen auch dieser Tagung ist von deutscher Seite zu verdanken Herrn Kollegen Professor Dr. Niedermeier. Ein Glücksfall, gestützt auf langjährige Prüfungserfahrungen für in- und ausländische (und

nicht wenige rumänische) Bewerber – ein Glücksfall, dass sich bei seiner aufopferungsvoll engagierten Arbeit Fachkompetenz, Organisationstalent und echte Menschlichkeit die Waage halten. Er bangt mit um das Schicksal und den Erfolg, um die Hilfestellung für junge und hoffnungsvolle Menschen, die sich mitunter regelrecht durchschlagen müssen, um ihr Studium, ihren qualifizierten Abschluss, absolvieren zu können. Da wird einem Beobachter klar, dass es einen großen Unterschied gibt bei Forderung und Förderung, Verwaltung und echter Betreuung. Da ist insgesamt in einer Laufbahn der „Qualitative Sprung“ vom Job zur Arbeit, vom Beruf zur Berufung angelegt. Das strebt man selbst auch an, verstrickt sich in Modulen, im umstrittenen Bachelor, Master, Magister, in der LPO I und der LPO II, im Diplom – aber niemals im Rausprüfen oder einem schäbigen „Prüfungsquantenmechanismus“. Hans Peter Niedermeier bringt den Mut und die Kraft auf, den menschlichen Weg zu beschreiten und durchzuhalten. Er sei bedankt auch für vieles in Rumänien.

Nicht unerwähnt bleiben darf die beeindruckende Kultur- und Gesellschaftsleistung von Frau Elke Sabiel, die auch einmal in Kooperation mit dem Goethe-Institut, eine bleibende Lebensleistung auf rumänischem Boden hinterlassen hat – mit persönlichen Opfern und vertrauensbildender Zuwendung. Diese galt Zielgruppen sowohl in entlegenen Gebieten, ländlichen Regionen und industriellen Ballungszentren; diese kam zugute den Zigeunern, der Erwachsenenbildung und den Frauengruppen, die es in einer männergeprägten (oder beherrschten) Welt von heute noch immer schwer genug haben.

Man sieht: Unter tatkräftiger Mitwirkung der Österreich-Bibliothek Temeswar steht die Internationale Tagung Inter- und Multikulturalität im Banat (und sehr darüber hinaus) unter den erfreulichen Vorzeichen einer eingeschworenen Zusammenarbeit. Mögen unsere vereinten Anstrengungen und Bemühungen Mosaiksteine zu diesem Thema und Auftrag geworden sein.

Vielen Dank für alles.

Karl Stocker
München

Verhaltenssteuernde Text-Bild-Relationen und ihre landeskundliche Bedeutung und Aktualität im Zeichen von Völkerverständigung, Hilfe und Toleranz

Abstract: Present paper deals with two important sign systems, which accompany our lives and determine our daily routine: namely with text and image and word and image and their relations. The paper focuses on the handling of appellative texts that govern our behaviour and want to obtain actions and reactions. It proposes nine approaches for cultural studies that are all reinforced by the pictorial material at the end of the paper.

Keywords: cultural studies, advertising, text and image, word and image.

Die ausgedehnte frühere Grundsatzdebatte über Multikulturalität und Interkulturalität ist ausgestanden, die Zahl der Publikationen darüber Legende. Multikulturell ist nach Konsens ein eher statisches Nebeneinander, eine Bestandsaufnahme von vorwiegend kulturellen Fakten und Entwicklungsergebnissen. Interkulturell versteht man als dynamisches Zueinander, ein Aufeinander-Zugehen, Austausch, Interaktion. Das verbale Mischgewächs „Multikulti“ wird spöttisch bis pejorativ gebraucht, abwertend.

Text und Bild, Wort und Bild und ihre Relationen sind die zwei maßgeblichen Zeichensysteme, die unser Leben begleiten, unseren Alltag bestimmen. Beide – so lehrt uns die Erfahrung – informieren, motivieren, können manipulieren. Es gibt die Hypothese von der Welt „als Text“, und der Oberbegriff der Semiotik ist zu verstehen als Lehre von den sprachlichen wie nicht-sprachlichen Zeichen und Zeichensystemen.

Ein Paradigmenwechsel ist eingetreten, ein Teil davon auch schon vor der Jahrtausendwende 2000. Der „linguistic turn“ (Rorty 1992) wird begleitet oder abgelöst von einem „iconic turn“ (Maar/ Burda 2004). Wir sind vertraut mit einer Vielzahl von Veröffentlichungen über die Sprache der Werbung in Wirtschaft, Wissenschaft, Politik, Gesellschaft: Viel zu selten

vollzieht sich dagegen der Umgang mit appellativen Texten, mit solchen, die das Verhalten steuern, Aktionen und Reaktionen erreichen möchten.

Werbung „selbst“ teilt man generell in drei Gruppen auf:

- a. Produktwerbung (von Alltags- und Gebrauchsgegenständen, vom Handwerkszeug bis zum Hybridauto);
- b. Ideenwerbung (Ideen, Ideologien; Gebote, Verbote);
- c. PR – oder Public Relations –, also Vertrauenswerbung (vom Einzelbetrieb bis zur Volkswirtschaft) (vgl. Stocker 1987: 483).

Natürlich gibt es da Überschneidungen, Interferenzen, gemischte Strategien. Dazu nur ein Beispiel von vielen: Bücher stehen für ideelle Anreize (Unterhaltung, Belehrung; Neuerscheinungen in Literatur und Belletristik; Fachkompendien, Lexika). Bücherverkäufe unterliegen aber auch materiellen Zielen (Umsatz, Auflagenzahl, ‚Bestseller‘-Vertrieb).

Drei Zeichentypen bestimmen das „Äußere“ (Bild): *Icon* ist die nicht-willkürliche Abbildungs- oder Ähnlichkeitsbeziehung (Porträt und porträtierte Person). *Index* steht in direkter Verbindung zum Objekt (Barometerstand und Wetterlage, Richtungspfeil und Wegrichtung); schließlich *Symbol* (es ist arbiträr-willkürlich; man denke an die Symbole des Drachen oder der Schlange in ganz unterschiedlichen Weltkulturen und -religionen) (vgl. Eco 1962: 198). Eine interessante Entsprechung bietet die Kunst der Moderne, am eingängigsten nachzuvollziehen an der Entwicklung von Wassily Kandinsky: angefangen bei der Gegenständlichkeit des Frühwerks, über die Abstraktion (abgeleitete, verfremdete Darstellung), bis schließlich zur absoluten Malerei (und Grafik), von lat. *absolvere* (gleich „ablösen“).

Soviel zum Bildlichen als Vorspann; jetzt zum Verbalen, zu Wort und Text. Ein Münchener Habilitationsvortrag unterstellte sich der Frage, die ein Fragesatz war: „Gibt es im Deutschen noch Fragesätze?“ Die Antwort lief auf ein summarisches Nein hinaus: man solle von Fragehandlungen sprechen; denn Fragen lösen im Regelfall Antworten aus (sieht man von zu schwierigen Prüfungsfragen einmal ab ...). Es geht um sprachliches Handeln mit Frage/Antwort/Gegenfrage/Zusatzfrage. Dieser Vorgang hat mit der Sprechakttheorie zu tun, diese mit Frageketten, Verlaufsgesprächen, Verkaufsgesprächen, mit Interviews, Unterricht oder Talkshows plus Videokonferenzen und Ringschaltungen.

Man erinnert sich für die Pädagogik, für die Didaktik, für die Unterrichtsmethodik, dass nichts als überholter gilt als der Frontalunterricht: einer trägt vor, der Rest hört zu (wenn es denn gut geht), oder er schreibt mit. Dialog und Multilog lösen das ‚Monolog-Monopol‘ ab. Dies vollzieht

sich verbal, visuell, visuell-verbal. Im appellativen Bereich, unserem Kern-Anliegen, geht es prompt um Haltungen, um Verhaltens-, Werte-, Prestige- und Solidaritätsappelle und Aufrufe.

Eine entscheidende Hilfestellung für einschlägige Strategien liefert Dieter Flader in seinem Buch **Strategien der Werbung** (1976), wo konsequent nach Handlungen unterschieden ist; wir sparen uns das Kompositum „Handlung“):

- Empfehlung (Recommendation)
- Behauptung (Claims)
- Präskription (Prescriptions)
- Versicherungen (Promises)
- Beurteilungen (Statements)
- Präsentation (Presentations).

Am spannendsten sind die Grenzfälle, die Überschneidungen, die Mixed Forms (zuweilen doppelsinnig); Beispiel: „Dem Junggesellen fehlt zum Glück die Frau.“ Eine Rolle spielen Wendungen aus Hochsprache, Mundarten, Regiolekte, Appellstrukturen und Adressfaktoren in Schriftlichkeit und Mündlichkeit.

Zum Inhaltlichen ist anzumerken, dass man das Landeskundliche viel zu lange unterschätzt und vernachlässigt hat. Texte stehen in Rahmenbedingungen, die man Kontext(e) nennt. Sie sind relevant für Muttersprache oder Quellsprache, für Zweitsprachen (die man in entsprechender Umgebung lernt), ferner für Fremd- oder Zielsprache.

Frühere Generationen (oder Klassen, Schulen oder Jahrgangsstufen) sind mit geringen sprachlich-mündlichen Leistungen aufgewachsen. Es gab den bösen Witz, ein Romanist (nur Beispiel) sei, mit einer memorierten Rede von Robespierre auf den Lippen in einem französischen „Kolonialwarenladen“ verhungert, weil er sich nicht alltagsmäßig ausdrücken konnte. Ein nunmehr „echtes“ Beispiel: Unser Englischlehrer erzählte beiläufig, dass das ihm servierte englische Frühstück aus nicht weniger als 36 Einzelteilen (Geschirr, Besteck) bestand. Jedesmal, wenn mir Gleiches auf Reisen widerfährt, setzt ein Zählbetrieb ein. Eine andere Gruppe/Lerngruppe trug sich mit dem Gedanken, eine Prüfungsfrage „anzufechten“, abzulehnen wegen „Unwissenschaftlichkeit“ und Unangemessenheit. Die Frage war die nach der Grundfarbe der englischen Post- und Briefkästen. Die Antwort wäre gewesen „Rot“.

Nicht aufgrund eines hierarchisierten oder alphabetisierten Fußnotenrasters, sondern auf der Grundlage von genau 70 Auslandsberufungen vertraue ich dem Sehen und der Erfahrung und stelle mir neun – Ansätze vor,

landeskundlich/ exemplarisch zu arbeiten; es geschieht dies in geraffter Form, denn Bildmaterial soll bekräftigen:

Ansatz 1: *Historisch orientierte* Landeskunde (Retrospektiven, Genesen, diachrone Aspekte, Längsschnittbetrachtung)

Ansatz 2: *Aktuelle* Landeskunde (Gegenwartsaspekte, Trendbeobachtungen auch einmal empirischer Art, synchrone Sehweisen, Querschnittsbetrachtung)

Ansatz 3: *Zukunftsorientierte* Landeskunde (prospektiv angelegte Seh- und Erkenntnisweisen, Hypothesen- und Theoriebildungen; Rüstzeug der Zukunftsforschung)

Ansatz 4: *Erlebte* Landeskunde (Erfahrungen, Begegnungen, Exkursionen, Reisen; emotionales oder Erlebnislernen)

Ansatz 5: *Erhellende* Landeskunde (aufklärende Kontextbezüge, Nutzung strukturierender Lernhilfen der vorbereitenden, der begleitenden, der ergebnissichernden Art: informatives Lernen, kognitive Annäherung)

Ansatz 6: *Vergleichende* Landeskunde (das eigene und das – noch? – fremde Land: Entsprechungen, Ähnlichkeiten, Gemeinsamkeiten, Abweichungen; Unterschiede, Gegensätze. Verfahrensweisen der Komparatistik; binnenkulturelle und interkulturelle Landeskunde)

Ansatz 7: *Gelenkte, organisierte, projektorientierte* Landeskunde (Museumspädagogik, Archäologie, Slam Poetry, Rollen- und/oder Planspiele)

Ansatz 8: *Virtuelle* Landeskunde (digitale, print- wie bildmediale Landeskunde mit Rückgriffen auf Vorgefunden-Recherchiertes oder mit Ausgriffen auf Produktionsversuche aus der „eigenen Werkstatt“)

Ansatz 9: *Literatur und* Landeskunde, *Literatur als* Landeskunde. Appellative, verhaltenssteuernde Texte kürzen auch auf die Grundentscheidungen Yes or No, für etwas oder gegen etwas, Herrscherlob oder Herrscherschmähung. Klar fällt die wertorientierte Entscheidung aus pädagogischen Gründen, ethischen Maßgaben, für das Positive, für Werte, – in der Auswahl – gegen Hass, Propaganda oder Hasspredigten. Dennoch spielt in starkem Maße sowohl der Wertekanon wie auch die (z.B. bildende) Kunst herein. Beispiele aus der Zeitgeschichte mögen dies belegen:

- Plakate des revolutionären Russland (vor und nach und während 1917)
- Polnische Plakate (von den Danziger Protestaktionen)
- Tschechische Graffiti (im Zusammenhang mit der Invasion des Warschauer Pakts)
- Die Bemalungen und Schriftzüge an der Berliner Mauer (bis 1989)

- Chinesische Wandzeitungen vor, während und nach der Mao-Zeit
- Mitgeführte Spruchbänder, Tafeln und Schilder bei Freiheitsaktionen

Die Plakate und Projektionsflächen als stehende, laufende Bilder oder auf fahrbarem Untersatz mitgeführte Plakate, Posters, reichen vom DIN A4-Format bis zu Aushängen von Hauswand- oder Scheunengröße: Schließlich geht es ja um schnelles Dekodieren im Vorbeigehen, -laufen oder -fahren, dann um Bekanntmachungen, Verlautbarungen, Warnungen, Nachrichten, Aufrufe.

Erwähnenswert, dass sich besonders in der modernen Literatur eingestreute Sätze, Passagen, Reden und Zitate finden, die mit Verhaltenssteuerung zu tun haben. Das reicht vom Naturalismus über den Expressionismus, schließt Alfred Döblins **Berlin Alexanderplatz** ein, George Orwells gar nicht mehr so utopischen Roman **1984** („Big Brother is Watching You“), über Lion Feuchtwangers **Geschwister Oppermann** bis zum Schlusspart des eindrucksvollen Dresden- und DDR-Romans **Der Turm** von Uwe Tellkamp.

Ein stilistisches Charakteristikum verdient noch Erwähnung, und das ist die sogenannte „Dreierfigur“, programmatisch für Normativ, Komparativ und Superlativ (bzw. Elativ). Die Drei als Zahl gilt u.a. im westlichen Kulturkreis als Heilige Zahl. Beispiele von vielen: Korinther 13,13: „Jetzt bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe: diese drei“ (mit dem krönenden Zusatz: „am größten jedoch unter ihnen ist die Liebe“). Augustinus: „Auferstehung ist unser Glaube, Wiedersehen unsere Hoffnung, Gedenken unsere Liebe.“ Die Grundparole der Französischen Revolution von 1789 hieß: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“. Ein zum 60. Geburtstag der Bundesrepublik Deutschland erschienenes Buch von Heribert Prantl und Robert Probst ist betitelt **Einigkeit und Recht und Wohlstand** (2009). Jede(r) merkt die „Abweichung“ ...

In seiner Antrittsrede vom 20. Januar 2009 in Washington D.C. findet man eine ganze Anzahl von Dreierfiguren bei Barack Obama:

Er geht von „God-given promises“ aus, „That all are equal, all are free, all deserve a chance to pursue their full measure of happiness“; solches hört sich anders an, equilibristisch-leicht, in einer Berlin-Werbung: „Sei Herz, sei Schnauze, sei Berlin!“ Die benachbarte Bundesbahnhauptstadt holt „neudeutsch“ (sprich „Denglish“) trendig auf mit „Mobility, Network, Logistics“.

Ein zu bedenkendes verhaltenssteuerndes chinesisches Sprichwort ist Konfuzius zuzuschreiben – geradezu zeitlos gültig und mit deutlich appellativer Komponente:

Tell me – and I will forget!
Show me – and I may remember!
Involve me – and I will understand!

Heutige Anweisungen lauten (z.B.) „Colour your life!“ Erinnert sei an vor kurzem mit Busaufklebern geführte Kontroversen oder „Klärungsversuche“ um Gott. So stand auf (roten) Bussen in London zu lesen: „There is probably no God“. Deutsche Sponsoren konterten: „Es gibt – Parenthese – (mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit) keinen Gott“. Ein Dortmunder Busbesitzer wiegelte vermittelnd ab: „Keine Sorge, es g i b t Gott! Also noch schönen Tag.“

Und wer vergäße plakatgestützte, megaphonverstärkte und in Schrifttafeln wie Transparenten registrierbare Aufschreie politisch enttäuschter Wähler: „Where is my vote?“

Nochmals, zur Abgrenzung von pragmatisch-kommerziellen Texten: Hier geht es um Absatz bzw. Umsatz, um „Erhaltungs- bzw. Erinnerungswerbung“; man spricht auch von „Stabilisierungswerbung“, um die Abwehr oder gar Bedrohung des Marktanteils (durch Konkurrenz), um „Expansionswerbung“. Texte und/oder Bilder in der bekannten Häufung sind im Guten (Information, Zeichen) wie im Negativen weg-, straßen- und geradezu lebensbegleitend. Fahnenwälder kommen noch dazu. Landschaften werden verstellt, Straßen- und Städtebilder entstellt. Die Mitteilungen oder Botschaften prasseln auf uns ein, und das gilt nicht nur für Länder wie Italien, die USA oder Japan, wo das Phänomen der Information bis Überinformation besonders ausgeprägt ist und – „Schule“ macht – vom Interesse-Wecken bis zur aufdringlichen Überfütterung.

Aus politischen, wirtschaftlichen, sozialen, mitunter kulturellen Gründen prägen sie Bewusstsein und Unterbewusstsein. Deshalb gehören sie nach Inhalten und Formen zur nationalen wie internationalen Landeskunde.

Es ist klar, dass im jetzt folgenden (zweiten) Teil des Referats, wo es um eine Verifizierung oder Falsifizierung des Ausgeführten geht, keine Bilder-Folge oder Lichtbild- und Projektionsreihe im Druck möglich ist, weshalb es im Folgenden bei verbalen Hinweisen und Stichpunkten bleiben muss.

Literatur

Bachmann-Medick, Doris (2006): **Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften**, Reinbek: Rowohlt.

Caspers, Markus (2009): **Werbung – ein Schnellkurs**, Köln: DuMont.

- Eco, Umberto (1972): **Einführung in die Semiotik**, München: Fink UTB.
- Ehrenspeck, Yvonne/ Schäffer, Burkhard (Hrsg.) (2003): **Film- und Fotoanalyse in der Erziehungswissenschaft. Ein Handbuch**, Opladen: Leske & Budrich.
- Flader, Dieter (1976): **Strategien der Werbung – ein linguistisch psychoanalytischer Versuch zur Rekonstruktion der Werbewirkung**, Kronberg i.T.: Scriptor.
- Maar, Christa/ Hubert Burda (Hrsg.) (2004): **Iconic Turn. Die neue Macht der Bilder**, Köln DuMont.
- Mersmann, Birgit (2004): „Bildwissenschaft als Kulturbildwissenschaft? Von der Notwendigkeit eines inter- und transkulturellen Iconic Turn“. In: **Zeitschrift für Ästhetik und Allgemeine Kunstwissenschaft** 49, I/ 2004, 91-109.
- Müller, Marion G.(2003): **Grundlagen der visuellen Kommunikation. Theorieansätze und Methoden**, Konstanz: UVK.
- Prantl, Heribert/ Probst, Robert (2009): **Einigkeit und Recht und Wohlstand. Wie Deutschland wurde, was es ist**, München: Süddeutscher Verlag.
- Rorty, Richard M. (1992): **The Linguistic Turn: Essays in Philosophical Method**, Chicago: The University Press.
- Stocker, Karl (1977): **Praxis der Arbeit mit Texten. Zur Behandlung von Texten der Gebrauchs- und Alltagssprache**, 3. überarb. Aufl. Donauwörth: Auer.
- Stocker, Karl (Hrsg.) (²1987): **Taschenlexikon der Literatur- und Sprachdidaktik**, Frankfurt a. M.: Scriptor.
- Stocker, Karl (1988): **Vom Lesen zum Interpretieren**, Frankfurt a. M.: Scriptor.
- Weinrich, Harald (1976): **Sprache in Texten**, Stuttgart: Klett.
- Wintersteiner, Werner (2006): **Transkulturelle literarische Bildung. Die „Poetik der Verschiedenheit“ in der literaturdidaktischen Praxis**, Innsbruck, Wien, Bozen: StudienVerlag.

Anhang

Texte der Werbung und der Verhaltenssteuerung (anhand von Lichtbildbeispielen)
Reihenfolge der Exempla:

Sind wir für das Jahr 2000 (und darüber hinaus ...) vorbereitet?

- Werbung als Kunst oder Kommerz
- Werbung als „unvermeidliche“ Notwendigkeit?
- Buchwerbung: ideell oder materiell – oder beides?

1. Teil: Grundbegriffe und Beispiele dazu

- Produktwerbung – ein Piktogramm
- Dreimal ‚Bahn‘; Semiotik/Polyvalenz des Begriffes ‚Zug‘
- Abteilung Ideenwerbung/Sammelwerbung: ‚Chemie wird offensiv‘
- Imagepflege: Die Zeitung ‚Die Welt‘ in eigener Sache
- Ideenwerbung, ironisch: Der Kampf um Bonn (Illustrationsglosse)
- Markt und Mensch: Produktwerbung mit Kindern
- Urbane Brennpunkte der Werbung, z.B.: London, Hongkong, Taipei
- Die Problematik der Werbung im Sportgeschehen bis Olympia

2. Teil: Verhaltenssteuernde Texte als Seismographen: Was Menschen bewegt

- Absage an den Krieg, Appell an die Mütter
- Christus als Friedensbote – gegen Waffen: Künstlerplakat
- Die Angst der Bürger (- frei nach Munch-) vor dem Atom
- Schutt, Schrott, Verbrauchsgesellschaft: bedrohte Landschaften
- Wasser als Lebenselixier des Blauen Planeten
- Kampagne gegen das Rauschgift (Bild ohne Text)
- Hilfe für Notleidende; Grundsatzfragen der Dritten Welt
- Die Nord-Süd-Problematik – oder der Nord-Süd-Dialog
- Kinder in Not – ein weltweites Phänomen

3. Teil: Verhaltenssteuernde Texte in Politik und Geschichte

- Zynismus der Parolen in der ehemaligen NS-Zeit
- Eine ‚Dreierfigur‘ der lenkenden Härte: Schreibtischtäterschaft
- Absage an Wiederholungen von Fatalem
- Beispiele zum Thema ‚Sozialismus‘
- Verhaltenssteuerung im religiös-sozialen Bereich: Beispiele

4. Teil: Gegen Feindbilder und für Toleranz

- ‚Alle Menschen sind Ausländer, fast überall‘
- Kinder unter sich: ‚Wir sind alle Ausländer‘

- Plädoyer für ausländische Kinder als Partner
- Schön, dass die Menschen nicht alle gleich sind
- Blick in den Geschichtsatlas: Kein Volk ist EIN Volk
- Überlegungen zum Heute
- Die fälschen, die nationalen Töne als Mitauslöser von Intoleranz
- Stell Dir vor, DU musst flüchten ...
- Und wenn es nur um Obst geht ...
- Terror ist Error
- Farben, Farbsymbole, Symbolfarben, Flaggen
- Toleranz aus religiöser Sicht
- Das Nicht-Vergessen von Schuld, das Pflänzchensymbol, Migranten
- Lichterprotest gegen Gewalt – für eine friedvolle Zukunft

Michel Cullin
Wien

Kulturtransfers, Erinnerungsarbeit und interkulturelle Kommunikation

Abstract: The conceptuality cultural „transfer“ refers not only to the analysis of the collective consciousness, which is determined by the adoption of cultural and national myths, culturally-historically and culturally-politically mediated, but also to the exploration of bilateral relationships which produce cultural and political gaps and contrasts that are usually repressed. Memory and cultural transfers are inseparable. They help to challenge the official history, which produces myths. At the same time, they are elements of double or multiple-culture. Due to the German-French example and thanks to the research work of the Franco-German Youth Office, Paul Valéry's saying - „*La mémoire est l'avenir du passé*“ - remains constantly recurring.

Keywords: cultural transfer, cultural memory, culture of remembrance, culture of history, culture of commemoration, memory work, intercultural communication.

Die Begrifflichkeit des *Kulturtransfers* weist sowohl auf die Analyse des kollektiven Bewusstseins, das durch Rezeption von kulturellen und nationalen Mythen bestimmt wird, die kulturgeschichtlich und kulturpolitisch vermittelt werden, wie auch auf die Erforschung bilateraler Beziehungen, die kulturelle und politische Klüfte sowie Gegensätze produzieren, die meistens verdrängt werden, hin. In der Politik kennen wir diese Phänomene sehr gut. Ich brauche nur auf die französische Kolonialgeschichte und ihre Folgen (Stichwort Algerienkrieg) oder auf die österreichische Zeitgeschichte (Stichwort Anschluss und Nationalsozialismus) hinzuweisen. In der Kultur sind auch ähnliche Entwicklungen festzustellen, denkt man z. B. an *négritude* oder an Mitteleuropa. Die Erforschung von Kulturtransfers impliziert Erinnerungsarbeit, die Kulturwissenschaften oft sträflich vernachlässigt haben. Sowohl Claude Lévi-Strauss wie auch Paul Ricoeur, deren große Werke wie **Tristes tropiques** oder **La mémoire, l'histoire et l'oubli** der

Begrifflichkeit der Kulturtransfers und der Erinnerungsarbeit Rechnung tragen, haben eine Art archäologische Spurensicherung verborgener und verdrängter Kulturgedächtnisse anvisiert, die die Rezeptionsgeschichte und Kulturanalysen methodisch neu belebt haben.

Bekanntlich lassen sich meistens diplomatische und wirtschaftliche Beziehungen in einem klar abgesteckten Rahmen erfassen. Zumindest wird es vorausgesetzt. Das Ineinandergreifen zweier Kulturräume bringt im Unterschied dazu alle Seiten der menschlichen Kommunikation ins Spiel. Der wirtschaftliche Austausch und der musikalische Austausch zwischen Wien und Paris sind gleichwertige Bestandteile dieses Kulturtransfers. Dabei stellt sich ein weiterreichendes methodisches Problem: kein Basis-Überbau-Modell, keine Projektion eines sozialgeschichtlichen Befundes auf der Ebene der Hochkultur kann eine angemessene Erklärung der Transfermechanismen liefern. Oder anders gesagt: Kunst, Religion, mentalitätsgeschichtliche Gegebenheiten sind imstande – etwa in der Buchgeschichte – wirtschaftliche oder soziale Beziehungen zu tragen. Wir haben es mit einem „fait social total“ im Sinne des Ethnologen Marcel Mauss zu tun, der diesen Begriff auf das Ritual der Gabe und Gegengabe bei Urvölkern bezog. Nur sind die Faktoren in der Entwicklung des Gabe- und Gegengabe-Rituals zwischen europäischen Gesellschaften der Neuzeit unübersichtlicher, und wäre es nur, weil sie nicht synchron, sondern diachron in der Vielfalt der überlieferten Dokumente zu erfassen sind.

Es geht meistens bei den Kulturtransfers um eine umfassende Verflechtung heterogener Faktoren im Transfer, die implizieren, dass man nur einwirkende Faktoren exemplifizieren kann.

Zum Beispiel: die Zeit der Aufklärung ist auch jene Epoche, in der ein Nationalgefühl entsteht. Dazu muss die deutschsprachige Literatur eine ambivalente Dekonstruktion der französischen Kultur vornehmen, der jedoch die Fürsten, die Könige, die Kaiser und ihre hohen Beamten verpflichtet bleiben. Umgekehrt wurden Deutschland und Österreich in Frankreich häufig in verschiedenen Varianten wahrgenommen. Die Ära von Revolution und Kaiserreich verdichtet die bilateralen Beziehungen zu einer nationalen Identitätskrise. Während der Buchhandel als eine der bedeutendsten Formen der Wirtschaftsbeziehungen die Kontakte fördert, beruht einerseits die Romantik, andererseits die Reaktion in der Politik, in der Literatur und in der Kunst auf einer systematischen Absage an ein immer noch teils unbewusst, teils bewusst faszinierendes französisches Modell.

Noch ein Wort zur Erforschung von Kulturgedächtnissen. Seit dem fundamentalen Werk von Maurice Halbwachs **Les cadres sociaux de la mémoire**, 1925 erschienen, deutsch **Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen**, erst 1966 erschienen, wissen wir mit den Leitbegriffen „kulturelles Gedächtnis“ und „Interkulturalität“ umzugehen. Der französische Philosoph und Soziologe lieferte die Anregung für Pierre Noras monumentales Werk **Les lieux de mémoire** sowie für die späte Reflexion vom eingangs zitierten Paul Ricoeur mit seinem großen Opus **La mémoire, l'histoire et l'oubli**. Es sind aber die Arbeiten von Jan und Aledida Assmann, die uns in den deutschsprachigen Kulturwissenschaften wertvolle Analysen geliefert haben.

Unabhängig von diesen theoretischen Ansätzen lassen sich Untersuchungen, die sich dem kulturellen Gedächtnis in Literatur oder Kunst widmen, dreier Kategorien zuordnen:

Erste Kategorie: das Gedächtnis manifestiert sich in intertextuellen Bezügen, in bestimmten Gedächtnisgattungen (z.B. Autobiographien) sowie im Kanon als institutionalisierte Form der Erinnerung. Das Reservoir par excellence, aus dem die Dichter und Künstler des 18. und des 19. Jahrhunderts schöpfen, ist die Antike.

Zweite Kategorie: das Erinnern ist Gegenstand von Literatur und Kunst. Es wird durch ästhetische Verfahren im Medium der literarischen Fiktion oder der künstlerischen Darstellung veranschaulicht.

Die dritte Kategorie betrifft Literatur und Kunst als Medien des kollektiven Gedächtnisses. Und hier finden wir die Kulturtransfers wieder. Ein denkwürdiges Ereignis wird über ein künstlerisches Medium vermittelt, z.B. die Darstellungen der französischen Revolution in der deutschsprachigen Literatur bzw. die Folgen der französischen Revolution auf Österreich mit dem Spätjosefinismus der österreichischen Jakobiner (Stichwort Hebenstreit).

Zurück zu den Begriffen Geschichtskultur, Gedenkkultur und Erinnerungskultur bzw. Erinnerungsarbeit, die die Begrifflichkeit der Kulturtransfers impliziert.

I) GESCHICHTSKULTUR vermittelt neben Faktenwissen eben das, was Historiker und Geschichtsbücher immer wieder produzieren, nämlich Geschichtsbilder sowie Selbst- und Fremdbilder. Am Beispiel der Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland können wir die Widersprüche in den Kulturtransfers verfolgen. Das deutsch-französische Geschichtsbuch, das in den letzten Jahren erschienen ist, versucht einen

anderen Umgang mit den tradierten Selbstbildern oder Feindvorstellungen zu ermöglichen. In den deutsch-französischen Beziehungen wird allgemein zu wenig auf die kulturelle und politische Dynamik von *TRANSFERS* hingewiesen, auf die so genannten Mittler und auf dritte in den Transfers verwickelte Grenzakteure: Schriftsteller, Forscher, Universitätsleute, wie auch immer sie heißen mögen. Wird in den deutsch-französischen Beziehungen diesem Umstand Rechnung getragen, dann nur in einer stilisierenden Weise, wie wir sie von den fast urszenenhaften Bildern her kennen: Konrad Adenauer und Charles de Gaulle, auf dessen Landsitz in Colombey-les-deux-Églises oder in Reims als Architekten der deutsch-französischen Freundschaft, Francois Mitterrand und Helmut Kohl in Verdun mit einer anderen positiven Symbolik, da der Unsinn des Krieges gezeigt wird. Insofern bleiben oft die Diskurse über die deutsch-französische Freundschaft einer in namhaften deutsch-französischen Institutionen geprägten *Ideologie der Versöhnung* treu, nach dem Motto *wir sind Feinde gewesen, nun sind wir Freunde geworden*.

Dies ist eine Vorgangsweise, die höchst problematisch ist. In der Vermittlung von Geschichte vereinfacht sie zu sehr (in Richtung binärer Vorstellung), und verstärkt als Reaktion die Tendenz zur nationalen Mythenbildung. Sie übergeht Widersprüche und kann Populismen erzeugen. In der Folge schafft diese Geschichtsvermittlung eine Form sekulärer Religion: die deutsch-französische Zusammenarbeit müsse so und so sein, so und so gefeiert werden. Es tauchen Codes, Rituale auf, und im Grunde genommen wird total vergessen, dass es *Akteure gegen den Strom* gab, die Franzosen oder Deutsche waren, die im jeweiligen anderen Land gelebt und gewirkt haben, aber oft in der Minderheit waren und manchmal im jeweiligen Land schief angesehen wurden. Die Geschichten (Erzählungen, die dichotome Unterscheidungen unterlaufen) solcher Transfers werden in den Geschichtsbüchern überhaupt nicht erwähnt. Das deutsch-französische Geschichtsbuch versucht dagegen anzukämpfen und hinterfragt *die Ideologie der Versöhnung*. Es wird nicht versucht, aufzuzeigen, wie Transkulturalität wirkt, obwohl transkulturelle Dynamiken sich aber vielerorts auffinden lassen: Nehmen wir nur die tragischen Umstände der Vertreibung der französischen Protestanten am Ende des 17. Jahrhunderts und ihre Flucht u.a. nach Berlin. Hat sich jemand einmal gefragt, woher die vielen französischen Einflüsse in Berlin herkommen? Man braucht nur ein Berliner Telefonbuch aufzuschlagen und sieht, dass viele Familiennamen eigentlich eine französische Orthographie bzw. einen französischen Klang haben. Ohne Zweifel ist dieser französische Einfluss bedeutend für die

Wurzeln von Berlin. Auch auf französischer Seite gibt es natürlich Vorurteile nach der Art „*Berlin, o mein Gott, das ist ja eine preußische Stadt*“. Einseitige Perzeptionen dieser Art fußen auf einem kargen, unempathischen und deswegen zwangsweise nationalbegrenzten Verständnis von Geschichte. Es fehlt an Übung darin, sich in den anderen hineinzuversetzen. Nur dadurch aber kann eine Vermittlung von Erinnerung stattfinden. Die traditionelle Vorstellung von Geschichtskultur geht von der Vorstellung einer homogenen Kultur aus und will im Endergebnis wieder dort ankommen. Das hilft nicht, den Anderen zu verstehen.

Geschichtsbilder vermitteln und erzeugen traditionellerweise Feind- und Fremdbilder. Das ist sehr willkommen aus nationalkultureller und nationalpolitischer Sicht: es schafft unproblematische Verhältnisse. Die Perzeptionen, Bezeichnungen und Darstellungen von internationalen Beziehungen ignorieren dann die Mischkulturen und die Transkulturalität in unserer globalisierten Welt. Es fehlt an Empathie. Solange es aber in einem Europa, in dem bilaterale Beziehungen ganz wichtig sind, diese Empathie nicht gibt, können wir miteinander friedlich leben, uns oberflächlich verstehen, in andere Länder reisen und einander kennen lernen, aber es gibt noch keine echte Befassung mit dem Fremden, keine Möglichkeit, den Anderen von innen her zu verstehen und zu erfassen, kurz und gut verhindert das Fehlen von Empathie diese transnationale Einmischung, von der z. B. der namhafte Politologe Alfred Grosser immer spricht und sogar persönlich selbst durch seine Biographie einmalig verkörpert. Aber für Andere bleibt Transkulturalität kein von der Geschichtskultur vermitteltes Erfahrungskriterium.

II) GEDENKKULTUR ist für das Erfassen „dritter“ Positionen noch viel weniger in der Lage, zudem ist sie manchmal scheinheilig. Ziehen wir wieder die deutsch-französischen Beziehungen heran und nehmen wir als Beispiel das bekannte Symbol zweier Männer, Mitterand und Kohl in Verdun. Sie sind sich über die Grausamkeiten des Krieges einig und darüber, dass zwischen diesen beiden Ländern nie wieder Krieg sein soll. Aber das bedeutet ja nicht, dass man sich besser versteht. Der Andere bleibt aber der Fremde, deswegen ist diese Form von Konsens das falsche Symbol. Auch wenn die beiden sich persönlich sehr geschätzt haben und sich der Einmaligkeit des Vorgehens bewusst waren. Die beiden Männer haben nur demonstriert, dass man sowohl als Deutscher als auch als Franzose eine ehrliche Ablehnung des Krieges demonstrieren kann. Aber das beinhaltet eben noch nicht das gegenseitige Verstehen. Durch die Gedenkkultur kann

Transkulturalität nicht vermittelt werden. Vor allem wenn sie diejenigen vergisst, die im Falle des Ersten Weltkrieges gegen den Strom gelaufen sind, nämlich die Kriegsgegner und Deserteure auf beiden Seiten.

III) ERINNERUNGSKULTUR. Hier haben wir es mit mehreren Phänomenen zu tun; die individuelle Erinnerung ist für das Erleben jedes Einzelnen etwas Essentielles. In kulturelle Zusammenhänge gestellt, spielt die kollektive Erinnerung eine ebenso bedeutsame Rolle. Es darf in diesem Zusammenhang auf die Definition von „*mémoire collective*“ hingewiesen werden, die von Maurice Halbwachs untersucht wurde. Sie, diese „*mémoire collective*“, ist den gleichen Mechanismen unterworfen, wie sie Sigmund Freud und später Mitscherlich analysiert und beschrieben haben: etwa die Verdrängung und die Rückkehr des Verdrängten. Ähnlich wie im Individualbereich können sich diese Formen der *Problembearbeitung* auch in der Gruppe / der Gesellschaft ins Krisenhafte steigern.

IV) ERINNERUNGSARBEIT ist ein Weg, diese Krisensituationen aufzuarbeiten, sich selbst von Zwängen zu befreien. Aspekte der individuellen Psychologie sind auch in der Psychologie der Gruppen und Massen wieder zu finden. Erinnerungskultur beinhaltet die Chance des Entdeckens des Anderen, sich empathisch einzufühlen und sich hinein zu versetzen. Dazu gehört aber die Arbeit am eigenen Gedächtnis, das Aufarbeiten der Mythen, zu denen es gekommen ist, und die, im Grunde genommen, Ausdruck von Verdrängung sind.

Der französische Historiker Pierre Nora (2004), der sich mit den Erinnerungsorten beschäftigt hat, fasst den Begriff der Erinnerung als Bündel von signifikanten Vorstellungen oder Zeichen zusammen, die materieller Natur sind – Zeitzeugen, Bücher, Gebäude, wie immer man das nennen will – oder ideell, also Utopien, Visionen usw., welche die vergehende Zeit zu einem signifikanten Element einer Menschengemeinschaft gemacht hat, auf.

Wir sehen, dass die Erinnerung jederzeit existieren kann, wenn Menschen zusammen sind, und signifikante Elemente aufarbeiten und nach vorne bringen, die für sie wichtig sind, um sich zurechtzufinden, sich mit einem Teil dieser Geschichte identifizieren zu können. Gleichzeitig könnte man rationalisierend sagen, die Erinnerung ist nichts Anderes als eine Form von Geschichte.

Dagegen kann man mit Recht einwenden, dass der Antagonismus zwischen Geschichte und Erinnerung falsch ist. Im Grunde genommen ist die

Vorstellung von Geschichte als Vermittlung von Fakten und Tatsachen oft so simplifiziert, und derartig zum Mythos geworden, dass man gerade die Erinnerung braucht, um Geschichte zu hinterfragen und eine kritische Distanz zur glorifizierenden oder dämonisierenden Geschichtsvermittlung zu behalten. Gerade die Erinnerung hilft, die instrumentalisierte Nationalgeschichte, die Geschichte für einen bestimmten Raum, für eine bestimmte Zeit, in Frage zu stellen. Insofern ist die Erinnerung keineswegs ein Gegensatz zur Geschichte. Es ist ein eng zusammenhängendes Begriffspaar, das nicht gegeneinander auszuspielen ist.

Nehmen wir als konkretes Beispiel die *französische Résistance*, über die so viel nach 1945 geschrieben wurde, nicht nur wissenschaftlich, sondern auch politisch, so dass sie fast zu einem Mythos geworden ist. Mythos nicht in dem Sinne, dass die Resistance nicht stattgefunden hätte und immer rekonstruiert wird, wie manche unverbesserliche Revisionisten es immer wieder behaupten, sondern in dem Sinne, dass es die französische Nationalidentität nach 1945 wesentlich mitgeprägt hat. Es gibt aber auch die Geschichte von Vichy und der Kollaboration. Die französischen Politiker hatten immer große Mühe, sich mit dieser Vergangenheit auseinanderzusetzen, und zwar über Jahrzehnte hindurch. Erst in den 1970er und 1980er Jahren ist man zu einem anderen Verständnis, zu einer anderen Miteinbeziehung dieser Vergangenheit gekommen. Wenn man einen Teil der Franzosen aus der Kriegsgeneration nach dieser Zeit der Résistance fragt, wird man meistens nur Heldengeschichten hören. Das ist das, was das Frankreich der Nachkriegszeit stark gemacht und geprägt hat. Aber im Grunde genommen ist es ein Mythos, und wenn wir nicht die Erinnerung der Grenzakteure hätten, würden wir beim Mythos bleiben und keine Möglichkeit haben, die *europäische Dimension der Résistance* festzustellen. Die ausländischen Widerstandskämpfer, insbesondere die Deutschen in der Résistance, waren jahrzehntelang kein Thema. Die Résistance war ein rein französisches Thema und ließ im akademischen wissenschaftlichen Bereich solche Fragen nicht zu.

Aber noch ein anderes Beispiel. Nehmen wir die Slowakei. An der diplomatischen Akademie in Wien wird über die Frage der Erinnerungskultur im Donaauraum geforscht. Und es gibt ein Ereignis, das bis heute nur spärlich von der slowakischen Geschichtsforschung aufgearbeitet wurde, geschweige denn von der Politik, nämlich die Geschichte des slowakischen Nationalaufstands (in seinen Folgen ähnlich dem Polnischen) im Spätsommer und Herbst 1945. Warum hat man sich bis heute damit nicht systematisch befasst? Weil es einerseits das Regime von

Josef Tiso gegeben hat, das mit Deutschland kollaborierte und klare klerikalfaschistische Züge getragen hatte. Diese Zeit ist für einen Teil der Slowaken sehr wichtig, weil sie in ihren Augen Garantstellung für ihre nationale Identität einnimmt und ihre eigenständige Existenz innerhalb historischer Bezüge legitimiert. Ansonsten erscheinen die Slowaken in der Geschichte lediglich immer als Minderheit und meistens unterdrückt.

Andererseits aber verdrängen manche Slowaken die Zusammenarbeit mit dem Dritten Reich, die Beziehungen, die es gegeben hat, das Mitmachen bei Verfolgungen usw. Es gab nun einen Aufstand gegen dieses Regime, mit Partisanenkämpfen, Partisanengruppen im Herbst 1944. Aus welchen Mitgliedern bestanden diese Gruppen? Sie bestanden aus Slowaken, aber auch aus Vertretern aus anderen Ländern, aus deutschen Hitlergegnern, aus Österreichern, aber auch aus Franzosen, und das ist beinahe eine skurrile Geschichte: Französische Kriegsgefangene in Ungarn, die eine Art kleine französische Legion gebildet hatten, welche Brigade Stefanik hieß (nach dem Namen eines der führenden frankophilen Slowaken nach 1918, General Milan Ratislav Stefanik). Die Brigade Stefanik hat Waffen transportiert und sich an den Kämpfen beteiligt. Das heißt, der Widerstand gegen das Regime fand unter der Mithilfe von europäischen Widerstandgruppen statt, was total vergessen worden ist.

Bis in die slowakische Gegenwartspolitik hinein wird diese europäische Dimension vom nationalen Widerstand kleingeschrieben. Das nationalhistorische Selbstverständnis und die Identität der jetzigen Slowakei wird sowohl gegenüber Tschechien wie auch gegenüber Ungarn behauptet, gerade als Nicht-Vereinnahmung durch die Nachbarn. Das Tiso-Regime kann somit für manche Slowaken als wesentlicher Bestandteil dieser Identität gelten, weil es als Widerstand gegen die jahrhundertlange nationale Nicht-Existenz erscheint.

Ein „polnisches Syndrom“?

Die Geschichte der Slowakei ähnelt in dieser Hinsicht jener Polens und der Pildzuski-Zeit, mit dem Unterschied, dass Polen gegen den Nationalsozialismus gekämpft hat und vor Pildzuski eine demokratische Grundordnung etabliert worden war. Somit könnte sich Polen heute mit gutem Recht auf die Zeit der Zweiten Polnischen Republik nach 1918 berufen, deren Verfassung direkt an die französische Verfassung der Dritten Republik anschloss. Später kam Pildzuski und der Marsch in die Diktatur. Die slowakischen Widerstandskämpfer hingegen haben ein Regime bekämpft, das keineswegs eine demokratische Identität verkörpern konnte, weil es einerseits nicht an die Zeit vor 1938 anknüpfen konnte, aber

andererseits den Eindruck von Wahrnehmung nationaler Interessen – ähnlich wie Pildzuski – vermitteln wollte. Nur legitimierte sich das Tiso-Regime in der Kollaboration mit den Nazis.

Es darf allerdings nicht vergessen werden, dass die Sowjetisierung von Zentraleuropa nach 1945 jegliche Betonung von demokratisch pluralistisch geprägten nationalen Geschichtsabschnitten zum Nullthema erklärt wurde, wenn nicht manchmal verboten, einfach nach dem Motto: „*Wenn es einen Aufstand gegen Tiso gegeben hat, so waren es die Kommunisten, die die treibende Kraft waren*“. Nationaler Aufstand war somit in dieser Interpretation das Werk von „*vorausschauenden*“ Kommunisten.

Beispiele, die andere Länder in Donaueuropa betreffen, könnten hier angeführt werden. Rumänien und Bulgarien gehören dazu. Auch der Balkanraum müsste in diese Richtung untersucht werden.

Erinnerungsarbeit und Kulturtransfers können somit die offizielle Geschichte hinterfragen, die Mythen erzeugt. Friedenskultur und Versöhnungspädagogik sind dann Produkte einer solchen Erinnerungsarbeit. In diesem Sinne bewahrheitet sich der bekannte Spruch von Paul Valéry (1997, 59): „*la mémoire est l'avenir du passé*“.

Gleichzeitig wissen wir, wie sehr die interkulturelle Kommunikation die Transkulturalität bedingt, wenn sie nicht in *gleichgültiger Toleranz* untergehen soll. Die Transkulturalität impliziert eine Form der bewussten oder unbewussten Doppelkultur. In unseren europäischen Mischgesellschaften widerspiegelt sie den permanenten Prozess der kulturellen Vermischung durch die Kulturtransfers. Wir wissen, dass es keine nationale Identität – wenn dieser Begriff überhaupt zulässig ist – gibt, die nicht eine Summe von Identitäten ist und somit ein plurales Kulturerbe ermöglicht. Die Europäisierung der Kulturen – wie man dies auch näher definiert – existiert konkret in den sprachlichen und kulturellen Produktionen, d. h. Überall, wo es eine interkulturelle Kommunikation gibt. In Timișoara und im Banat braucht man nicht daran zu erinnern, da die Transkulturalität den interkulturellen Dialog der Region prägt. Und dies hat auch mit der Erinnerung zu tun, die in der Tat, wie Paul Valéry (1942: 73) es sagte, „*l'avenir du passé*“ sei. Der bekannte französische Soziologe Alain Touraine (1997, 59) hat die interkulturelle Kommunikation am besten definiert, indem er bemerkt:

Die interkulturelle Kommunikation liegt im Herzen der heutigen gesellschaftlichen Herausforderungen. Eine Gesellschaft, die fähig ist, Individuen, soziale Gruppen und Kulturen in ihren jeweiligen Identitäten anzuerkennen, indem sie dabei den Wunsch sich selbst bei dem Anderen im Sinne einer Selbsterkenntnis

zu erkennen, fördert, wird die interkulturelle Kommunikation zu einem gesellschaftlichen Erfolg machen.

Weil es darum geht, den Willen zum gemeinsamen Leben zu wecken und zu unterstützen, muss die interkulturelle Kommunikation die Doppelkultur, manchmal vielleicht die Mehrfachkultur fördern und gleichzeitig den Rahmen des gemeinsamen Lebens einfordern. Denn ohne die *citoyenneté*, *das gemeinsam leben wollen* in einer politischen demokratischen Ordnung, kann es auch keine interkulturelle Kommunikation geben. Die Kulturtransfers sind dann die notwendigen Elemente, die dies ermöglichen, aber auch legitimieren.

Literatur

- Berthlet, Denis (1995): **Paul Valéry**, Paris: Plon.
- Demorgon, Jacques (1996): *Complexité des cultures et de l'interculturel*, Paris: Anthropos.
- Halbwachs, Maurice [1925] (1952): **Les cadres sociaux de la mémoire**, Paris: Presses Universitaires de France (dt. **Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen**, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1985 und 2006).
- Lévi-Strauss, Claude (1955): **Tristes Tropiques** (dt.: **Traurige Tropen**, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1978).
- Mauss, Marcel (⁴1968): **Sociologie et anthropologie**, Paris: Presses Universitaires de France (dt. **Soziologie und Anthropologie**, Bd. 1-2, Frankfurt am Main: Fischer ²1999).
- Nora, Pierre (2004): **Les lieux de mémoire**, Paris: Gallimard. (dt. **Erinnerungsorte Frankreichs**, München: C. H. Beck 2005)
- Ricoeur, Paul (³2004): **La mémoire, l'histoire et l'oubli**, Paris: Seuil (dt. **Gedächtnis, Geschichte, Vergessen**, Paderborn: Fink 2000).
- Touraine, Alain (1997): **Pourrions-nous vivre ensemble?**, Paris: Fayard.
- Valéry, Paul (1942): **Mauvaises pensées et autres**, Paris: Gallimard.

Margit Riedel
München

Slam Poetry – interkulturell. Zur Didaktik mündlich vorgetragener deutschsprachiger Texte¹

Abstract: The intercultural competence, a key competence within the 21st century, can be based on the subject /Slam Poetry/ and its media facets in the German lessons. I refer to Ewald Kiel, who defines „interculturality“ as a combination of different „cultural overlappings“, when opposites, e.g. self- and other people’s perceptions, clash. As /Slam Poetry/ often focuses on social issues and uses explicit language, it is especially the aspect of its public performance which promotes tolerance towards ambiguity and provocation. Apart from basic considerations, my essay lays emphasis on the didactic analysis of the current examples.

Keywords: intercultural competence, slam poetry, situations of cultural overlapping, tolerance of ambiguity, provocation tolerance.

Interkulturelle Kompetenz ist d i e Schlüsselqualifikation des 21. Jahrhunderts, und in diesem Aufsatz wird anhand von Beispielen aufgezeigt, wie sie im Deutschunterricht durch die Einbeziehung der sog. Slam Poetry und ihrer medialen Begleitangebote angeleitet werden kann. Junge Erwachsene sind heutzutage einer Art Patchwork-Lebenswelt ausgesetzt, die von Einflüssen unterschiedlichster Art geprägt ist, besonders aber von „kulturellen Überschneidungssituationen“ (Kiel 2001: 10), in denen Gegensätze und Widersprüche aufeinanderprallen. Slam Poetry und die dafür entwickelten Wettbewerbe, die Poetry Slams, tragen dazu bei, diese auszuhalten und die Konflikte zu meistern, die sich daraus ergeben; dazu bedarf es der Ausprägung von Fremdverstehen und von Provokations- und Frustrationstoleranz. Wie der Literaturunterricht v.a. mit der Einbeziehung mündlich vorgetragener deutschsprachiger Slam-Texte zu interkultureller Kompetenz führen kann, ist Inhalt meines Aufsatzes.

¹ Anm.: Ich möchte diesen Aufsatz Herrn Prof. Stocker widmen, der mir sowohl was den Umgang mit der interkulturellen Germanistik, als auch was den Umgang mit Poesie und Medien anbelangt, seit jeher ein Vorbild und großartiger Lehrer war.

1. Zum Begriff der interkulturellen Kompetenz

Ewald Kiel, der seit 2004 den Lehrstuhl für Schulpädagogik an der Ludwig-Maximilians-Universität in München innehat und der einen wissenschaftlichen Schwerpunkt in der interkulturellen Pädagogik hat, definiert den Schlüsselbegriff folgendermaßen: „Interkulturelle Kompetenz ist die Fähigkeit, sich in kulturellen Überschneidungssituationen angemessen orientieren und verhalten zu können“ (Kiel 2001: 13).

Philumena Reiser setzt interkulturelle Pädagogik mit Friedenspädagogik gleich und unterteilt sie in „die Erziehung zur Empathie“, „die Erziehung zur Solidarität“, „die Erziehung zu interkulturellem Respekt und die Erziehung gegen das Nationaldenken“ (Reiser 2006: 24).

Diesen Gedanken betont auch Wolfgang Welsch, wenn er 1995 schreibt:

Die heutigen Kulturen entsprechen nicht mehr den alten Vorstellungen geschlossener und einheitlicher Nationalkulturen. Sie sind durch eine Vielfalt möglicher Identitäten gekennzeichnet und haben grenzüberschreitende Konturen. Das Konzept der Transkulturalität beschreibt diese Veränderung. Es hebt sich ebenso vom klassischen Konzept der Einzelkulturen wie von den neueren Konzepten der Interkulturalität und Multikulturalität ab (Welsch 1995: 1).

Um das didaktische Potential meines Themas, nämlich die interkulturellen Möglichkeiten im Umgang mit Slam Poetry, noch etwas zu konkretisieren und den Anteil meines Faches, der Deutschdidaktik, etwas detaillierter aufzuzeigen, möchte ich den allgemeinen pädagogischen Überlegungen noch einige fachbezogene hinzufügen. Die Zielsetzungen in der Arbeit mit Slam Poetry lassen sich demnach folgenden Dimensionen zuordnen:

1.1 Da ist zunächst die für meine Argumentation zentrale *Sachkompetenz* zu nennen. Jugendliche, die fremde kulturelle Werte in aktuellen Slam-Texten und Poetry-Clips kennengelernt haben, werden die eigenen Wert- und Normvorstellungen relativieren.

1.2 Ebenso wichtig ist im Zusammenhang mit dem Deutschunterricht die *Sprachkompetenz*. Wer verschiedene Sprachvarietäten (angefangen bei verschiedenen Dialekten und Regiolekten bis zu unterschiedlichen Formen der Jugendsprache) und die Besonderheiten des poetischen Sprechens kennt, erwirbt die Fähigkeit, Widersprüche auszuhalten oder spielerisch aufzulösen und Konflikte verbal und kulturadäquat auszutragen.

1.3 Mit den verschiedenen medialen Formaten, denen man im Kontext der Poetry Slams nahezu automatisch begegnet (Freundesnetzwerken wie Facebook, Studi- oder SchülerVZ, Videoplattformen wie YouTube, Chats, Blogs, Twitter usw.), lässt sich die für das 21. Jahrhundert unerlässliche *Medienkompetenz* initiieren oder ausbauen.

1.4 *Selbst- und Sozialkompetenz* sind die pädagogischen Komponenten, von denen auch Kiel spricht. Sie sind das Resultat einer Verbesserung der Wahrnehmungsfähigkeit dafür, wie man selbst und andere von kulturellen Werten und Einstellungen beeinflusst wird, welche Teilidentitäten und (sub)kulturelle Muster individuelle und gesellschaftliche Identitäten prägen und zu „Patchwork-Identitäten“² führen.

1.5 Nicht zuletzt erhoffe ich mir – der utopische Charakter ist mir bewusst und ist durchaus beabsichtigt – dass damit *Handlungskompetenz* erworben wird, die Fähigkeit, anderen Kulturen bewusst und vorurteilsfrei begegnen zu können bzw. die Bereitschaft zu einem „transkulturellen“³ Austausch, der keine Seite unverändert lässt“ (Wintersteiner 2006: 97).

2. Zur Definition von Poetry Slams

Boris Preckwitz, einer der ersten, die sich theoretisch mit Slams befassen, hebt in seinen Ausführungen immer wieder den „demokratisch-partizipativen“ Ansatz von Poetry Slams hervor (Preckwitz 2005: 30) und schreibt über die Slam Poetry, sie reflektiere „das moderne Leben in seinen sozialen Verwerfungen, seiner Multikulturalität, seiner Mediengelenktheit und Modebesessenheit“ (Preckwitz 2005: 33).

Poetry slams can feature a broad range of voices, styles, cultural traditions, and approaches to writing and performance. Some poets are closely associated with the vocal delivery style found in hip-hop music and draw heavily on the tradition of dub poetry, a rhythmic and politicized genre belonging to black and particularly West Indian culture. Others employ an unrhyming narrative formula. Some use traditional theatric devices including shifting voices and tones, while others may recite an entire poem in ironic monotone.⁴

Auch diese englischsprachige Definition verweist deutlich auf den interkulturellen Anspruch und die Wurzeln der Poetry Slams, die von

² Zum Begriff der Patchwork-Identität vgl. Keupp, Kraus u. a. 1999.

³ Zum Begriff der Transkulturalität vgl. Wintersteiner 2006.

⁴ <http://www.answers.com/topic/poetry-slam> [11.8. 2009].

vorneherein eine kulturelle Mischpraxis darstellen. Slams sind Literaturwettbewerbe. Die auftretenden TeilnehmerInnen tragen selbst geschriebene Texte in einer begrenzten Zeit vor, und zwar ohne musikalische Begleitung. Prosodie (Intonation, Rhythmus, Lautstärke, Geschwindigkeit) und Proxemik (Bewegung im Raum) werden bedeutungstragend, auch Körpersprache und Kleider-Codes stellen (Ironie-) Signale dar, wie ein Text zu interpretieren ist (vgl. Preckwitz 2005: 54).

3. Zur Entwicklung der Slam-Bewegung

Ihren Ursprung haben die Poetry Slams in den USA in den 80er Jahren des vergangenen Jahrhunderts. Chicago wird als Geburtsort der Slams angegeben (vgl. Bylanzky/ Patzak 2000: 135-138), aber in gewisser Weise ist New York mit seinem Vielvölkergemisch noch idealer für die Entwicklung einer neuen multikulturell geprägten literarischen Form. Interessant erscheint mir der schon auf die Mischung verschiedener Kulturen hinweisende Name des Cafés in Manhattans Lower East Side zu sein: „Nuyorican Poets Cafe“ bzw. der für die dort präsentierte Literatur verwendete Begriff der „Nuyorican Poetry“ (Bylanzky/ Patzak 2000: 138), der symbolisch für die Interkulturalität der sich dort entwickelnden Slam Poetry steht.

Der Dichter und Theatermacher Algarin und sein Freund Pinero (beide Kinder puertoricanischer Einwandererfamilien) schnappen angeblich am Flughafen ein Gespräch auf, in dem sich Passanten verächtlich über ihr lautes gebrochenes Englisch äußern. Diese Passanten verwenden abfällig den Begriff „*Nuyoricans!*“ (Bylanzky/ Patzak 2000: 138). Das Wort ist eine in der Linguistik als Kontamination bezeichnete Verschmelzung bzw. Hybridbildung aus „New Yorkers“ und „Puerto Ricans“ (Bylanzky/ Patzak 2000: 138).

Mit der Herausgabe einer Anthologie namens **Nuyorican Poetry – An Anthology of New York Puerto Rican Words and Feelings**, veröffentlicht 1975, wurde dieser zunächst negativ konnotierte Begriff semantisch umgewertet und es entstand das Nuyorican Poets Cafe, das zur „Anlaufstelle junger Dichter und Performer verschiedenster Rassen und Nationalitäten“ wurde (Bylanzky/ Patzak 2000: 138).

Den Namen übernahm man dann auch für den ersten engeren Kontakt deutscher Literaten mit dieser Szene in den USA auf dem vom Goetheinstitut organisierten „Deutsch-Nuyorican Festival“, wo u.a. der

Urvater der deutschen Slammer Bas Böttcher, aber auch der renommierte Lyriker Durs Grünbein auftraten. Ab 1995 fanden ähnliche Veranstaltungen auch in Deutschland und in anderen deutschsprachigen Ländern statt (Bylanzky/ Patzak 2004: 169).

Ein Höhepunkt interkultureller Kontakte im Zusammenhang mit Poetry Slams war sicherlich die Abschlussveranstaltung des Internationalen Deutschen Germanistentages in München 2004, bei der im Münchner Literaturhaus die erste Garde der deutschen Slammerszene, u.a. Bastian Böttcher und Timo Brunke, GermanistInnen und DeutschlehrerInnen aus aller Welt begeisterten. Vermutlich wurden u.a. dort das didaktische Potential und der Motivationswert dieses Formats für den Deutschunterricht erkannt.

4. Formen und Stilmittel von Slam Poetry

Die thematische Bandbreite von Slam-Texten umfasst laut Petra Anders

sowohl Wortspiele und Lautmalereien als auch die großen Themen gesellschaftskritischer Literatur (Liebe, Krieg, Politik). Slam-Poeten jüngeren Jahrgangs nutzen das Format für lebensweltlich bezogene Momentaufnahmen zu heiklen, diskussionswürdigen und persönlichen Themen (Magersucht, Drogen, Gewalt, Rassismus, Zivilcourage) (Anders/Abraham 2008: 8).

Die meisten Stilmittel sind aus der (postmodernen und traditionellen) Lyrik und Erzählkunst bekannt, viele verweisen auf orale Traditionen und auf die aus dem Umfeld der Musik kommenden Rap- und Hip-Hop-Texte. Die verbalen und non-verbalen Mittel dienen seit jeher dazu, mit dem Publikum zu interagieren, es emotional anzusprechen, aber auch dazu, längere Texte gut memorieren zu können.

Der Tscheche Wehwalt Koslovsky befasst sich sowohl theoretisch als auch praktisch bei seinen Auftritten mit dem *Reim* (einer der Texte heißt **Der Reim**) oder er verweist auf poetische Traditionen (z.B. mit **Der Täucher** frei nach Schiller). Seine **Ode an die Hirnhode** beendet er folgendermaßen:

weil aus den spitzen katzenzitzenschlitzen ganz plötzlich wortschlitzen wie fetzen
spritzen und leicht südöstlich pizzaschlitzerfritzen ritzen in die pizzen schlitzen
DANN wird ein traum zur poesie das ist des dichters parusie ojemine das gabs
noch nie DANN heiß ich

wehwalt koslovsky (Bylanzky/ Patzak 2002: 22).

Der Name des Slammers KoslovSKY reimt sich also – was will man mehr – auf PoeSIE.

Natürlich kommen auch häufig *Alliterationen* in den Slam-Texten vor. Auch Altmeister Bas Böttcher spart nie mit intertextuellen Verweisen, wie beispielsweise in seinem Text **Cooler Wintertag**. Zumindest dem Bildungsbürgertum dürften die Anklänge an den Stabreim des Nibelungenlieds und Wagners „Winterstürme“⁵ nicht entgehen, wenn es heißt: „Während der Winterwind die weißen Wolken/ Weich gegen die Wand haucht, graut draußen der Tag“ (zit. nach Anders 2007: 84).

Als ein Meister der Alliteration gilt allerdings der Darmstädter Alex Dreppec, der Texte zu nahezu allen Buchstaben des Alphabets verfasst hat. Seine bekanntesten Texte dürften der F-Text über die **Fettabsaugefacharzte Fieberfantasien** (Bylanzky/Patzak 2002: 13) und der D-Text vom „devoten Despoten“⁶ sein. Einer meiner persönlichen Favoriten ist der noch nicht so häufig erwähnte Text von **Bademeisters Berufsrisiko**, der sich auf ironische Weise mit dem Schönheitswahn auseinandersetzt, wo der Waschbrettbauch des Bademeisters dem natürlichen Drang, sich gegen ein Bruchband durchzusetzen, nicht standhält:

BADEMEISTERS BERUFSRISIKO (Alex Dreppec).

Borkums besten Bademeisters Bauch-Beschaffenheit
bezauberte Badenixen beinah bundesweit.
Beatrice (Berlin) beispielsweise befand:
"Bestechend behaarte Bauch - Bretterwand!"
(...)Bauchmuskeln bestachen
bis Badehose-bedeckte Bruchbänder brachen.
Bademeister bemerkte: "Bin bisschen blamiert,
Bauch bringt bedingt Bonus, bandagiert."⁷

Obwohl es auch in dem folgenden Text vordergründig nicht um gesellschaftliche Probleme geht, steht Lena Stoll mit ihrem Text **Weshalb ich manchmal gerne ein John Deere Traktor 7810 Powershift mit Gewicht in der Fronthydraulik wäre** (2006) exemplarisch dafür, dass viele Slam-Texte versuchen, einander völlig fremde Lebenswelten bzw. Kulturtraditionen miteinander in Verbindung zu bringen. Hier sind es u.a. städtische und ländliche Traditionen (wer in der Stadt kennt schon einen

⁵ Walküre 1. Akt, 3. Szene: „Winterstürme wichen dem Wonnemond, / in mildem Lichte leuchtet der Lenz“.

⁶ http://www.dreppec.de/devote_despot.html [8.1.2010].

⁷ http://www.dreppec.de/alliteration_neu.html [18.12.2009].

John Deere Traktor?), Männer- und Frauen- bzw. Jugend- und Erwachsenenwelten. Gleichzeitig ist sie eine Meisterin des *Wortspiels*, wenn sie mit den Zylindern des Traktors auf eine Kopfbedeckung anspielt:

Wenn ich ein John Deere Traktor 7810 Powershift mit Gewicht in der Fronthydraulik wäre, dann bräuchte ich mir auch ein Leben lang keinen Hut mehr zu kaufen, denn ein John Deere Traktor 7810 Powershift mit Gewicht in der Fronthydraulik hat bereits 6 Zylinder.⁸

5. Hybridität und Aufbrechen kultureller Oppositionen als Kennzeichen der Slam Poetry auf semantischer Ebene

„Hybridität oder Hybridisierung ist vielleicht der gängigste Begriff, um plurale (kulturelle) Identitäten zu definieren“ (Wintersteiner 2006: 70). In vielen Wörterbüchern ist er zunächst negativ konnotiert, bezeichnet doch ein „Hybride“ in der Biologie einen „Bastard“ (DUDEN 1996), allerdings erfährt er im IT-Bereich eine semantische Umwertung, da er auf besonders gute Rechenmaschinen verweist, die sowohl analog als auch digital arbeiten können, also ein Mehr aufweisen im Vergleich zu in den 90er Jahren herkömmlichen Geräten. Übertragen auf den Kontext der Interkulturalität wären dies Personen, die in mehr als einer Kultur zu Hause sind.

Im Einzelnen handelt es sich bei der Hybridität bzw. bei der Interkulturalität um folgende „kulturelle Überschneidungssituationen“⁹, die mir bedeutsam erscheinen:

1. Hoch- und Populärkultur, 2. Erwachsenen- und Jugendkultur, 3. traditionelle und multimediale bzw. interaktive Kommunikationsformen, 4. Internationalisierung so wie gleichzeitig Regionalisierung (Spielen mit Sprachvarietäten bei der mündlichen Performance) und 5. Eigen- und Fremdbilder, deren Zusammenspiel zu guter Letzt neue Formen einer interkulturellen Patchwork-Identität ergeben.

5.1 Zur Opposition von Hoch- und Populärkultur

Das Aufbrechen des Gegensatzes von Hoch- und Populärkultur lässt sich an zwei Textbeispielen verdeutlichen, deren Prä- oder Verweistexte allgemein bekannt sind:

⁸ <http://www.goethe.de/ins/eg/prj/jgd/the/sla/de2473747.htm> [18.12.2009].

⁹ Vgl. dazu die Definition von „Interkulturalität“ von Kiel.

Das erste Beispiel für diese Verflechtungen ist der Beginn von Etta Streichers Text **Handy unser**. Die Slammerin aus Wiesbaden verfremdet in ihrem „Gebet“ einen der bekanntesten Texte des Christentums, das **Vater unser** und entlarvt die Sehnsucht der Handy-Generation nach fortwährender Erreichbarkeit und Vergötzung des Mobiltelefons.¹⁰

Handy unser (Etta Streicher)
handy unser im himmel
geheiligt werde dein name,
dein empfang komme
deine verbindung entstehe
wie im supermarket so auch auf der straße
unsere tägliche sms gib uns heute
und vergib uns unseren klingelton
wie auch wir vergeben akku
und verführe uns nicht in das funkloch
sondern erlöse uns von der rechnung
denn dein ist der soziale kontakt
und das wichtigsein
und die erreichbarkeit in ewigkeit
erbarmen.

(Schulze-Tammena 2003)

Zwar gibt es Kritiker einer solchen Verunglimpfung bzw. Banalisierung eines unserer wichtigsten Sakraltexte, jedoch lässt sich durchaus einwenden, dass hierdurch die Sinnleere bzw. Sinnsuche einer ganzen Generation besonders eindringlich vorgeführt wird, wie auch in einem der bekanntesten klassischen Texte von Johann Wolfgang von Goethe, den Bas Böttcher auf die heutige akademische Welt übertragen hat.

Faust Geballt (Bas Böttcher)
Habe nun, ach! Philosophie, die Medizin, die Philologie
und leider auch mit Euphorie die Theologie studiert.
Heiß Doktor, ja sogar Professor!
Ich denke viel, weiß aber gar nichts, wie ein Prozessor.

Ich lehre Schüler lediglich die Leere meines Wissens.
Erkläre Akademiker zum Ziele meines Dissens.
Hab wirklich wissenswerte Erkenntnisse bisher vermissen

¹⁰ Reinhold Schulze-Tammena (Landesinstitut für Schulentwicklung) <http://www.schule-bw.de/unterricht/paedagogik/lesefoerderung/abenteuer/Texte%20und%20Materialien/text2.pdf> [10.8.2009].

Müssen. Ich scheu den Teufel nicht. Hab kein schlechtes

Gewissen. Mich mit schwarzer Magie zu befassen.

N krassen Pakt zu schließen mit den Kräften, die die Christen
hassen.

Bin verbissen. Der Spaß is weggerissen.

Ich bilde mir ein, irgend was Richtiges zu wissen. [...]

(Anders 2007: 55)

Hier bekommt das Wort DISSENS eine doppelte Bedeutung, folgt man der nach dem Reimwort WISSENS erforderlichen Betonung, so wird aus DisSENS ein DISsens, ein Neologismus aus der Jugend- bzw. Rappersprache, wo dissen bedeutet, dass man jemanden verbal bekämpft. Typische Stilmittel der Slam

Poetry treten hier gehäuft auf: Sprachspielereien wie Leere/ Lehre, innovative Reime wie Professor/ Prozessor, Binnen- und unreine Reime, die im mündlichen Vortrag besonders bei hohem Tempo zu einer Art Sprachakrobatik führen und die Ambiguität des semantischen Feldes von „Wissen“ über „Dissen“ weiterführen zu „vermissen müssen“, „schlechtem Gewissen“, „verbissen“, „weggerissen“, seien hier stellvertretend genannt.



5.2 Zur Opposition von Jugend- und Erwachsenenkultur

Pauline Füg, über die gesagt wird, sie sei „die erfolgreichste Frau der deutschen Bühnenliteratur 2007“¹¹, ist mit ihrem Text **Justus Jonas, ich liebe dich** ein Beispiel dafür, wie sich Jugend- und Erwachsenen-, orale und literale Kulturen vermischen. Da mir der Text nicht in gedruckter Fassung vorliegt, möchte ich eine Teilmitschrift von einem ihrer Auftritte¹² hier zitieren:

¹¹ <http://www.youtube.com/watch?v=qfQaXaI2j0A&feature=related> [10.8.2009].

¹² <http://www.theaterwerkstatt-quakenbrueck.de/Originale/grossraumdichten-pr-mappe.pdf> [24.11.2009].

Justus Jonas, ich liebe dich. (Pauline Füg)

Justus Jonas, ich liebe dich.
Held meiner Kindheit,
Held überhaupt.
Du bist der erste,
der erste Detektiv,
der erste, den ich heiraten will,
für den ich mich freihalten will,
für den ich mir Zeit nehm' will
und für den ich mich im Streit sehn will.

Früher stand ich nur wegen dir
pünktlich um Viertel nach 4
vor der Stadtbibliothek,
aber du kamst nicht,
du hast mich versetzt.
Da nahm ich die Bücher und las dir in Gedanken
jeden Wunsch von den Augen ab. [...]

Justus Jonas ist vielen Erwachsenen kein Begriff, so dass für sie zunächst die Publikumsreaktion unverständlich ist, wenn Pauline Füg beginnt mit „Justus Jonas, ich liebe dich.“ Jemand, der nicht wie viele Jugendliche mit den Büchern und Hörkassetten von **Die Drei Fragezeichen** aufgewachsen ist, kann nicht verstehen, warum es nach diesem Satz zu Gelächter kommt, denn traditionellerweise würde niemand bei einer Liebeserklärung an einen Mann auf der Bühne zu lachen beginnen. Die Komik entsteht u.a. deshalb, weil Justus Jonas, einer von drei Detektiven in **Die Drei Fragezeichen**, alles Andere als ein Traummann ist – er ist erst 16 Jahre, ziemlich pummelig usw. So wird mit dem Text gleichzeitig auf sehr komische Art und Weise das gängige Klischee, wie ein Mann zu sein hat, aufgebrochen und die Welt der Bücher und der Medien, die virtuelle Welt mit der Wirklichkeit vermischt.

5.3 Traditionelle, multimediale und interaktive Rezeptions- und Kommunikationsformen

Generationen von SchülerInnen und oft auch noch StudentInnen sind mit den Geschichten und Hörkassetten von **Die Drei Fragezeichen** und ihren Protagonisten aufgewachsen bzw. immer eingeschlafen, es gibt Fanclubs im Internet, die sich über alle Folgen der Detektivgeschichten austauschen¹³

¹³Vgl. u.a. <http://www.diedreifragezeichen.de/>, <http://www.3fragezeichen.de/>,

und die – ähnlich wie bei Harry Potter – sehnsüchtig das Erscheinen der nächsten Folge erwarten. **Die drei Fragezeichen** sind „Kult“. Pauline Füg führt die Fiktion symmedial weiter und stellt in ihrem Blog die Frage, wann (genauer gesagt in welchem Band) denn Justus Jonas eine Freundin bekommen hat. Ein anonymer Schreiber antwortet ihr hier in der Rolle des Justus Jonas:

Internetblog von Pauline Fueg¹⁴

Anonym hat gesagt...

Hallo liebe Pauline

Ich bin Justus Jonas / du meine scharfe biene

Und mit meiner Freundin /dass [sic!] war nur so ne kurze /kleine unbedeutende Affäre

Dabei dachte ich schon oft / es wäre toll wenn wir uns

treffen könnten ungezwungen /eng umschlungen auf einer Bank

doch leider, und das macht mich wütend macht mich krank bin ich erstens

pummelig und du bist / schön

und schlank doch zweitens bist du hier zwar bits und bytes

doch Fleisch und Blut und ich eine Romanfigur, das ginge niemals niemals

gut...deshalb vergiss mich

lieb mich nicht mehr [...]lebe wohl.

Auf Pauline Fügs Seite von myspace15 kann man ihr eine „Nachricht senden“, sie „als Freund adden“, einen „Kommentar posten“, eine „Instant Message schicken“, sie „zur Gruppe adden“, das „Profil empfehlen“, sie „als Favorit adden“, „Nutzer ignorieren“ und ihr Profil, Fotos, Videos, Blogs und Bulletins aufrufen. Sie könnte somit auch exemplarisch für heutige Medienvernetzung stehen und SchülerInnen mit medialen (und sprachlichen) Neuerungen bekannt machen.

Mit der Sichtung eines Auftritts von Pauline Füg (live oder im Internet) lässt sich recht gut der Versuch der jungen Slammer veranschaulichen, die traditionellen Oppositionen des Kulturbetriebs zu unterwandern, aufzubrechen und u.U. für die jüngere Generation anders wieder zusammenzuwürfeln, so dass neue Werte entstehen. Dies gelingt mit Hilfe der Vermischung von Hoch- und Populärkultur, Erwachsenen- und Jugendkultur, traditioneller und neuer MultiMedien.

<http://diedreifragezeichen.movie.de/weblog/>, <http://www.rocky-beach.com/> [24.11.2009].

¹⁴ <http://paulinefueg.blogspot.com/2007/03/justus-jonas-und-die-frauen-ab-welchem.html> [24.11.2009].

¹⁵ <http://www.myspace.com/paulinefueg> [24.11.2009].

5.4 Internationalisierung vs. Regionalisierung

Einen interessanten interkulturellen Spezialfall stellt der Brasilianer Ze Do Rock dar, der bekannt wurde durch seine Prosa in „Ultradoitsch“, in der er die Rechtschreibung nach dem phonetischen Prinzip so vereinfacht, dass sie auch für Ausländer plausibel erscheint. Flipcharts und handbeschriebene Plakate sind sein Erkennungszeichen, denn die praktischen Vorschläge für eine Reformierung der Rechtschreibung lassen sich hauptsächlich beim Lesen erschließen.

In der Sammlung von Patzak und Bylanzky aus dem Jahr 2000 findet sich allerdings eine sprachskelettartige Erzählung, die (ausnahmsweise) – auch mündlich vorgetragen – für alle verständlich und komisch ist; sie ist gekennzeichnet durch eine Aneinanderreihung von Sprachellipsen. Eine zusätzliche Dimension erschließt sich dennoch durch das Lesen des Textes, in der einer konsequenten Kleinschreibung gehuldigt wird und verschiedene Schreibweisen verfremdet werden (z.B. „uhrlaub“ mit h geschrieben, als Urlaub von der Uhr).

REISE-UNERHOLUNG

Freundin august uhrlaub also wir zwei fliegen Hongkong dann mit zug über China nach Vietnam. Ich immer angst fliegen, also nehm TAVOR schizophorenberuhigungtablette. Ein tablette gut zum großelefant psychopath schlafen lang und verhalten wie friedlich ente. Ich nehm 2 ½. Reise angenehm gut schlaf und später schön blick Himalaya, ich baff. Leider nix erinnern nach flug. 2 tage später kann wieder gehen. Ein woche später wieder sprechen (Bylanzky/Patzak 2000 : 31).

Im Gegenzug dazu finden sich, v.a. wenn es um die Gunst der lokalen Publikumsjury geht, auch stark dialektal eingefärbte Texte. So garantieren in Schwyzerdütsch vorgetragene Texte, wie die von Laurin Buser aus St. Gallen¹⁶, ein WIR-Gefühl, und Julian Heun, Sieger der U-20 Championship 2007, bewirkt durch die Kontrastierung einer sehr elaborierten Sprache mit der seiner Kunstfigur Terkan zugeordneten Varietät des „Schwörerdeutsch“ („Ey Alda, isch schwöa“) einen äußerst komischen Effekt. Darin wimmelt es von parodistischen Elementen und Neologismen („Einheitsprahlprollplastikprunk“), wie sie v.a. in der Jugendsprache anzutreffen sind („Alta“, „Homies“, „Pussies“ usw.) - allerdings wird auch mit sehr ordinären Ausdrücken bzw. Beschimpfungen nicht gespart.

¹⁶ <http://www.youtube.com/watch?v=1446QhvXUUs> [27.12.2009].

U-Bahn Terkan und ich¹⁷

[...]

„Und sein Picaldi-Prollgewand
Ist knapp gesagt, so insgesamt
Geschmacksverarmungshöhepunkt
als Einheitsprahlprollplastikprunk.
Ich grüße, er setzt sich hin
Und dann schließlich letztlich
Frage ich ihn:
„He sag mal an,
Terkan,
Woran kann man noch glauben?“

Terkan spricht:

„Isch weiß nisch alta.
Isch bin halb deutsch, alta
Isch glaube nisch an Koran, alta
Isch glaube mehr so, dass isch mein eigenen Ding machen muss, alta!“
Seit isch nisch mehr Schule gehe, alles is überbeste
Isch chille nur noch auf mein Leben.
Und isch krieg viel mehr Ollen alta!
Die Babes, sie liegen mir zu Füßen.
Isch weißt jetzt, wie man die Pussies kriegt, alta!
Das is mein Ding, alta!
Und sonst, alta:
Ehre,
Ehre is über wischtisch!
Wenn ein Jungen sagt, er fickt mein Mutter,
Isch box ihn tot, Alta.
Kein Ding!
Also natürlich nur, wenn er nisch, wenn ein von mein Homies ist!
Wenn ein von mein Homies sagt, er fickt mein Mutter,
Dann isch weiß, alta, er macht nur Joke.
Kein Ding!“

Andere Slammer schaffen diesen „Heimvorteil“ über ein globales Netzwerk, nämlich das Internet, wo die „Homies“ über Freundesnetzwerke und Blogs auf dem Laufenden gehalten werden. Über Youtube haben viele die Möglichkeit, Slamauftritte, Ranking-Listen usw. mitzuverfolgen, und es

¹⁷ <http://www.be-space.com/OtherWords/HTML/POETS/JulianHeun.htm> [18.12.2009].

sind nicht zuletzt diejenigen Slammer mit guten Websites, die immer wieder bei den großen Slams gewinnen.

5.5 Vermischung von Eigen- und Fremdbildern und der comedyhafte Verstoß gegen die „political correctness“

Lässt sich die Patchworkidentität schon bei dem U-20 Gewinner von 2007 Julian Heun in seiner Aufspaltung in die zwei Figuren „U-Bahn Terkan“ und „Ich“ nachvollziehen, so wird die Vermischung von Eigen- und Fremdbildern und eine interkulturelle Normüberschreitung noch deutlicher bei Sulaiman Masomi. Sein Text **Ein Kanake sieht rot** wurde auf YouTube bis zum Dezember 2009 fast 125 000 Mal abgerufen.¹⁸

Der geschriebene Text wurde aus Gründen der Rücksichtnahme vom Goetheinstitut von den offiziellen Seiten gestrichen. Masomi zieht über alle Personengruppen her (von Alt bis Jung, von typischen Deutschen bis Türken/ Afghanen), die in unserer Gesellschaft anzutreffen sind. Er bricht Oppositionen und Klischees auf, die stark tabuisiert werden, und verstößt so gegen sämtliche Konventionen der „politischen Korrektheit“; so beschimpft er z.B. einen alten Mann mit „sie Pflegefall“, der seinerseits auf die „scheiß Türken“ schimpft.

Ein Kanacke sieht Rot	
<i>Sulaiman Masomi versteht es mit seinen Texten zu polarisieren. Mit Klischees und Provokationen geht er nah an die Schmerzgrenze - gleichzeitig schafft er es durch die Überzeichnungen der Stereotypen deutschen Lebens Probleme aufzuzeigen, denen man sich auf andere Weise nur schwer annehmen kann.</i>	
	Als ich letztens hier in Paderborn aus Versehen bei Rot über die Ampel schlenderte, rief mir ein Opa mit dem Stock schwingend hinterher: "Ihr scheiß Türken, ihr lernt es wohl nie euch zu integrieren." Als ich das hörte, drehte ich mich und ging bei Rot wieder zurück.
Ein Kanacke sieht Rot Sulaiman Masomi MP3, 5:38 Min.	Ich baute mich vor dem Opa auf welcher schon entschlossen und zu allem bereit sein Krückstock umklammerte.
Ich sagte: "Erstens ich bin kein Türke sondern Afghane. Sie sollten mit ihren Vorurteilen über Türken vorsichtig sein sie Pflegefall, denn die Türken gehen nicht bei Rot rüber! Das machen nur wir Afghanen, aber das liegt an unserer unruhigen Art, wir hatten ja auch schon Krieg mit den Griechen, den Mongolen, den Briten, den Russen den Amis und wenn keiner da ist mit uns selbst."	

¹⁸ <http://www.youtube.com/watch?v=lllr32BWXGs> [27.12.2009].

Sieht man Sulaiman Masomi selbst den Text performen, sieht man sein Aussehen (seinen Kleidercode), seine körpersprachlichen non-verbalen Ironiesignale, kennt man die medialen Vorbilder wie Kaya-Yana, der (selbst interkulturelle Symbolfigur) Klischees aufbricht von und über Ausländer, in den verschiedenen Rollen als italienischer Macho, als Türke, als Grieche, als Inder und Araber – so versteht man normalerweise sehr schnell, was einem beim Lesen der gedruckten Fassung entgeht. Um dieses Missverständnis auszuräumen, wurde die gedruckte Fassung aus dem Netz genommen, und Masomi schreibt als Erwiderung und Entschuldigung auf der Seite des Goetheinstituts:

Dieser Text gehört zur Textgattung „Satire“.
Eigentlich richtet er sich gegen jede Art von Rassismen. Vor allem greift er auch die rassistischen Einstellungen der Ausländer gegenüber den Deutschen auf.
Ich spreche bei dem Text nicht für mich oder drücke meine persönlichen Ansichten aus, sondern schlüpfe in die Rolle eines faschistischen Ausländers, der einem „Naziopa“ mit seiner eigenen „Nazilogik“ begegnet.
Daraus resultiert der Witz und das Spiel mit Klischees.
Dass die Dinge und Ressentiments, die in dem Text genannt werden, nicht ernst gemeint und überaus übertrieben sind, sollte in diesem Zusammenhang eigentlich jedem Leser auffallen.¹⁹

Eben diesem hier angesprochenen „Leser“ fällt es aber nicht auf, wenn er den Text nur liest, nicht also die paraverbalen Ironiesignale sehen kann und auch nicht das Aussehen Sulaiman Masomis mit einbeziehen kann, das auf einen Abkömmling eines islamnahen Kulturkreises verweist. Er ist ein Musterbeispiel für einen Slamkünstler, der mit Identitäten spielt und offenbar in vielen „Kulturkreisen“ zu Hause ist.

6. Didaktische Eignung der Slam-Texte

Selbstverständlich finden sich auch zur Genüge Kritiker an den Slams, die sie für ein Symbol unserer Fun-Kultur ansehen und die kaum befürworten würden, Slam Poetry im Deutschunterricht einzusetzen. Exemplarisch sei Hadayatullah Hübsch zitiert:

¹⁹ <http://www.goethe.de/ins/eg/prj/jgd/the/sla/de2553017.htm> [27.12.2009].

Und plötzlich war der Dichter als Showmaster gefragt. Das ist inzwischen zu einem ganz billigen Ereignis verkommen, nämlich dazu, dass die Slam!Literaten nur noch aufs Publikum schielen, kein Standbein, kein Rückgrat mehr haben, um wirklich zu sagen, was ihnen im Kopf rumgeht, auch nicht wirklich provokativ zu sein. Stattdessen machen sie Unterleibsgeschichten, üble Nekrophiliegeschichten oder irgendeinen Trash, von dem sie meinen, er würde noch Tabus verletzen (Anders 2007: 53).

Natürlich gibt es – wie in jedem Genre – auch Texte, die „Trash“ sind, ich glaube aber, gezeigt zu haben, dass das nicht grundsätzlich gilt. Ich denke, dass gerade (auch) ein Text wie der von Masomi zeigt, dass die Slam Poetry durchaus ernste Themen in unterhaltsame Formen verpackt und transkulturelle Diskurse schafft.

Diese Tatsache hat dazu geführt, dass man Slam Poetry und Poetry Slams auch und gerade im interkulturell geprägten Deutschunterricht einsetzt. Die sprachliche Experimentierfreudigkeit und das Komödiantenhafte der Slammer, ihr jugendliches und selbstbewusstes Auftreten bringen für viele – sonst eher lyrikunlustige Schüler und Schülerinnen (evtl. auch Studierende) – einen Motivationsschub, sind Vorbild für das Auswendiglernen von fremden und eigenen Texten. Ferner gibt man allen Beteiligten damit die Möglichkeit, sich auszudrücken und an anderen zu messen. Vor allem Petra Anders ist es zu verdanken, dass wir viele geeignete Texte und Verfahren kennen, mit denen man junge Leute (SchülerInnen und Studierende) für Lyrik begeistern kann. Auf diese möchte ich im Einzelnen hier nicht weiter eingehen und empfehle Petra Anders' Bücher zur Anregung. Allerdings lebt gerade der interkulturelle Bereich von der Behandlung aktueller Texte und Performer, auch von Genre-Überschneidungen, für die das Internet eine ideale Plattform bietet. Der Schritt von der Rezeption zur Produktion ist dann nur noch eine logische Weiterführung dieses spannenden Themas.

Ich möchte schließen mit einem Auszug aus einem Text des Teamsiegers von 2008, Micha Ebeling:

Ich
Ich
Ich kann.
Ich kann doch.
Ich kann doch nicht.
Ich kann doch nicht immer.
Ich kann doch nicht immer auf Knopfdruck.
Ich kann doch nicht immer auf Knopfdruck funktionieren.
Denn mein Körper, mein Geist, meine Seele – sie haben keine Knöpfe.

Ich kann doch nicht immer freundlich bleiben, wenn jemand grundlos seine Wut an mir auslässt. Ich kann doch nicht immer meiner Mutter erklären, dass es gut für mich war und richtig, nicht Lehrer zu werden. Ich kann doch nicht immer das Geld für den Taxifahrer passend haben. Ich kann doch nicht immer aufhören zu saufen, wenn es eigentlich genug ist. Ich kann doch nicht immer so tun, als wüßte ich, wovon die anderen sprechen. Ich kann mir doch nicht immer nach dem Naschen die Zähne putzen. Ich kann doch nicht immer nur gute Bücher lesen. [...] ²⁰

Literatur

- Anders, Petra (2005): „Poetry Slam. Bühnenpoesie mit Publikumsbewertung“. In: **Praxis Deutsch**, 193/ 2005, 46-54.
- Anders, Petra (2007): **Poetry Slam – Live Poeten in Dichterschlachten. Ein Arbeitsbuch (mit CD)**, Mühlheim a. d. Ruhr: Verlag an der Ruhr (aktualisierte Auflage).
- Anders, Petra (2008): „Texte auf Wanderschaft. Slam-Poetry als Schrift-, Sprech- und AV-Medium“. In: **Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes**, 3/2008, 304-316.
- Anders, Petra; Abraham, Ulf (2008): „Poetry Slam und Poetry Clip. Formen inszenierter Poesie der Gegenwart“. In: **Praxis Deutsch**, 208/2008, 6-15.
- Bylanzky, Ko; Patzak, Rayl (2000): **Was die Mikrofone halten – Poesie für das neue Jahrtausend**, Riedstadt: Ariel.
- Bylanzky, Ko; Patzak, Rayl (2002): **Planet Slam**, Riemerling b. M.: yedermann.
- Bylanzky, Ko; Patzak, Rayl (2004): **Planet Slam 2**, Riemerling b. M.: yedermann.
- Keupp, Heiner; Kraus, Wolfgang u. a. (1999): **Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identität in der Spätmoderne**, Reinbek: Rowohlt.
- Kiel, Ewald (2001): „Dialog zwischen den Kulturen und Pädagogik. Die Entwicklung interkultureller Kompetenz als ein zentrales Ziel globalen Lehrens und Lernens“. In: **forum der unesco-projekt-schulen**, 1/2001, 10-21 (Online-Fassung: <http://www.ups-schulen.de/forum/01-1/forum-10-21.pdf> [8.1.2010]).

²⁰ http://www.wdr.de/tv/poetryslam/videos/20070311_video_michael_ebeling.jsp [27.12.2009].

- Preckwitz, Boris (2005): **Spoken Word und Poetry Slam**. Kleine Schriften zur Interaktionsästhetik. Wien: Passagen-Vlg.
- Schöfthaler, Traugott (1984): „Multikulturelle und transkulturelle Erziehung: Zwei Wege zu kosmopolitischen kulturellen Identitäten“. In: **International Review of Education/ Internationale Zeitschrift für Erziehungswissenschaft**, 30, 1/1984, 11-24.
- Schulz-Tammena, Reinhold (2003): **Slam Poetry. Sprechgedichte zum Performen**. Landesinstitut für Schulentwicklung (Online-Fassung: <http://www.schule-bw.de/unterricht/paedagogik/lesefoerderung/abenteuer/Texte%20und%20Materialien/text2.pdf> [11.8.2009]).
- Verlan, Sascha (2003): **french connection. HipHop-Dialoge zwischen Frankreich und Deutschland**, Höfen: Koch.
- Welsch, Wolfgang (1995): „Transkulturalität“, In: **Zeitschrift für Kulturaustausch**, 45, 1/1995, o.S. (Online-Fassung: http://www.forum-interkultur.net/uploads/tx_textdb/28.pdf [9.1.2010]).
- Westermayr, Stefanie (2004): **Poetry Slam in Deutschland**, Marburg: Tectum.
- Wintersteiner, Werner (2006 a): **Poetik der Verschiedenheit. Literatur. Bildung. Globalisierung**, Klagenfurt/ Celovec: Drava.
- Wintersteiner, Werner (2006 b): **Transkulturelle literarische Bildung. Die „Poetik der Verschiedenheit“ in der literaturdidaktischen Praxis**, Innsbruck: Studienverlag.
- Wrobel, Dieter (2006): *Texte als Mittler zwischen Kulturen. Begegnung und Bildung als Elemente des interkulturellen Literaturunterrichts*. In: Christian Dawidowski/ Dieter Wrobel (Hrsg.): **Interkultureller Literaturunterricht. Konzepte – Modelle – Perspektiven**, Baltmannsweiler: Schneider-Vlg. Hohengehren, 37-52.

Günther Ofner
Graz

Gedanken zur Problematik der Integration im multikulturellen deutschen Sprachraum

Abstract: The difficulties of comparing various concepts regarding the integration of emigrants are already depicted in Douglas' conception of cultures. The paper discusses the topics of prejudice and of various legal concepts in foreign cultures, hence the embedded debate upon religious differences between different ethnic groups. A further section focuses upon the social and economical situation of emigrants, language acquisition topics of asylum-seekers, and with various opinions of some political groups regarding their integration. The final part of the paper consists in a short plea proposing solutions.

Keywords: multilingualism, multiculturalism, migration, culture, school

Mit der vermehrten Zuwanderung von Bürgern anderer Staaten und Angehöriger verschiedenster Kulturen und Rassen in die deutschsprachigen Industriestaaten, hervorgerufen durch den Mangel an Arbeitskräften in den Sechzigerjahren und dann später durch den Niedergang der kommunistischen Diktaturen in Osteuropa, bzw. durch die daraus entstehende wirtschaftliche Not in den betroffenen Ländern, sowie auf Grund kriegerischer Ereignisse, entstanden und entstehen vermehrt Ängste und Bedenken in der autochthonen Bevölkerung in den betroffenen Ländern.

Der Grund für diese Bedenken liegt, wie so oft, in Vorurteilen vor allem aber im Unwissen um die Herkunft, die Kultur und selbstverständlich die Religion der Migranten.

Die erste Hürde bei der „Beurteilung“ der Zuwanderer ergibt sich schon im Definitionsbereich.

„Sie (die Migranten) haben eben eine andere Kultur und passen nicht herein“, lautet der Vorwurf der Einheimischen: Andererseits ist für die Zuwanderer die Kultur des Gastlandes oft fremdartig, ja sogar abstoßend, was dazu führt, dass sie einen engeren Kontakt mit den Gastgebern von vornherein ablehnen und vermeiden.

Diese Standpunkte lassen eine fruchtbare Integration und ein gedeihliches Zusammenleben nicht zu.

Was ist denn nun unter Kultur eigentlich zu verstehen, was muss beim Kennenlernen fremder Kulturen berücksichtigt werden?

Nach welchen Maßstäben bewerten wir „Kultur“? Beurteilen wir nach den Kriterien der materiellen Kultur, die von Normen dominiert wird, bzw. ob diese Normen vorhanden sind oder nicht oder nach denen der formalen Kultur, deren Regeln und Regelsysteme von sich aus existieren, was weiter heißt, dass wir von den „Regeln“ einer Kultur geprägt werden und uns diesen Regeln auch anpassen und unterwerfen müssen.

Douglas hat ihre Theorie der Synthese der obengenannten Kulturbegriffe auf zwei Fundamente gestellt, aus zwei sozialen Dimensionen und aus Werten und Verhaltensweisen ergeben sich die kulturellen Unterschiede aus den verschiedenen Organisationsformen der Gesellschaft.

Erstere Anschauung verführt uns dazu, den krassen Unterschied zwischen Hochkultur bzw. niederer Kultur herauszustreichen. Besitzt die „neue Kultur“ diese Normen nicht, ist sie a priori „niedriger“ als die eigene. Dieser Denkprozess ist in den Gesellschaften tief verwurzelt, gepaart mit Vorurteilen Sonderzahl.

Dass Integration von diesen Denkpositionen aus wohl niemals stattfinden kann, erhellt aus dem Gesagten.

Der Integration dienlicher wäre sicher die Denkungsart aus der die formale Kultur herzuleiten ist, indem man Kultur als Abstraktum erkennt, als etwas, was einfach existiert, denn dann ist eine Unterscheidung in Hochkultur oder niederer Kultur ausgeschlossen.

Wünschenswert bei der Beurteilung von Kulturen wäre eine Synthese beider Theoreme, wie sie von M. Douglas vertreten wird.

Wir wissen, dass der Mensch ein soziales Wesen ist, er als Einzelwesen kaum überleben kann, das heißt, wir können außerhalb einer Gruppe (Kultur) nicht existieren.

Douglas geht bei ihrer Definition der Kultur von den Begriffen „Group“ und „Grid“ aus.

Group bezeichnet das Ausmaß der Beeinflussung des Verhaltens eines Individuums innerhalb eines Sozialisationssystems (Makro-, Meso-, Mikrosystem).

Grid bezeichnet das Ausmaß der Beeinflussung des individuellen Verhaltens durch Regeln von anderer Seite, z. B. Familie, Schule, Partei usw.

Von diesen Voraussetzungen ausgehend, leitet Douglas vier Kulturtypen her:

- 1.) Hierarchistische Kultur (Grid hoch, Group hoch)
- 2.) Individualistische Kultur (Grid niedrig, Group niedrig)
- 3.) Egalitäre Kultur (Grid niedrig, Group hoch)
- 4.) Fatalistische Kultur (Group hoch, Grid niedrig)

Die Grenzen zwischen 3 und 4 sind fließend.

Wie sehen nun diese Systeme in der Praxis aus?

Ad 1: Die hierarchistische Kultur

In ihr finden wir Institutionen wie: Kammern, Gewerkschaften, Parteien, Bünde, verschiedene Religionsgemeinschaften und auch Sekten. Alle diese Gemeinschaften haben Strategien entwickelt, um ihre Mitglieder an die Institution zu binden. Es wird vermittelt, dass das Mitglied innerhalb der Gruppe einen gewissen Schutz genießt, dass bestimmte Ressourcen garantiert werden, die existenzielle Relevanz haben. Mit einem Wort, das Kollektiv sorgt für den Einzelnen und ist in allen Belangen oberste Instanz.

Weiters sind diese Gemeinschaften streng hierarchisch gegliedert und argumentieren mit den Begriffen Gemeinwohl und Tradition. Dadurch entsteht ein engmaschiges soziales Netz, das mit dem Verlust der persönlichen Autonomie einhergeht. Das Einzelmitglied hat sich den Intentionen des Kollektivs zu unterwerfen.

Die Gefahr, die von dieser Art der Kultur ausgeht, ist leicht zu erkennen:

- a. Extreme Abgrenzung gegenüber anderen Kulturen und Denkweisen.
- b. Hohe Auflösungstendenzen, wenn der Schutz der Mitglieder nicht mehr gewährleistet werden kann.
- c. Strenge hierarchische Strukturen, die teilweise diktatorischen Charakter haben.
- d. Positionen in der Rangordnung werden nicht durch Leistung erworben sondern vom Kollektiv zugeteilt oder sogar „geerbt“. (Nordvietnam)

Ad 2: Individualistische Kultur

Diese Form ist für die gegenwärtige Markt- u. Industriekultur signifikant. Die Mitglieder agieren aus eigenem Antrieb und eigenen Vorstellungen. Die Einzelleistung steht an oberster Stelle. Mobilität, Risikobereitschaft und Wettbewerbsdenken sind die Säulen dieser Kultur. Hierarchien sind nicht vorhanden, Autoritäten werden nicht anerkannt, Positionen werden rasch gewechselt.

Die Vorteile für das Individuum bestehen in einem hohen Maß an Autonomie.

Die Gefahren liegen:

- a. im Fehlen eines Regelwerkes bei der Ausübung der Aktivitäten,
- b. weiters in der Monopolbildung,
- c. andererseits im Fehlen eines sozialen Netzwerkes, was bei den „Versagenden“ Unzufriedenheit und Existenzangst auslöst,
- d. daneben im bedingungslosen Verfolgen der persönlichen Interessen,
- e. in der fehlenden Pakttreue. Allianzen werden je nach Bedarf geschlossen und wieder aufgelöst.

Ad. 3: Egalitäre Kultur

Jeder Kommunarde ist dem anderen gleichgestellt, was den Zusammenhalt garantieren soll, die Positionen in der Gruppe sind nicht dauerhaft, es gibt keine Autorität, Unterschiede werden sprichwörtlich eingeebnet.

Die Gefahren liegen:

- a. in der strengen Abgrenzung zur „Außenwelt“ und in der dadurch entstehenden Intoleranz und im Überschätzen des eigenen Wertesystems.
- b. In der hohen Spaltungstendenz, weil Freiräume für eigene Initiativen fehlen.

In dieser Kultur sind Institutionen wie:

1. Primäre Sekten
2. Alternative Bewegungen
3. Bürgerinitiativen und
4. einige Jugendbewegungen

Ad. 4: Fatalistische Kultur

Innerhalb dieses Systems existieren keine großen Allianzen, jedoch gibt es in ihnen strenge Normen, eigentlich einen Ehrenkodex, der das Verhalten der Mitglieder regelt. Ein Abweichen vom Wertesystem wird rigoros geahndet.

Gefahren:

- a. Das Fehlen eines gemeinsamen Ansprechpartners.
- b. Das Segment der Apathie.
- c. Der Glaube an das Übernatürliche.
- d. Die hohe Bereitschaft sich einem charismatischem Führer zu unterwerfen.

In diesem System finden wir:

1. Gesellschaftliche Randschichten vom Bettler bis zur ethnischen Minderheit

2. Personen am oberen Teil der Gesellschaft, die sich bewusst von Bestehendem abkoppeln, z.B. exzentrische Künstler
3. Den Buddhismus
4. Den Islam

Diese theoretische Darstellung der Kulturen war für das Verständnis der ersten Hürde notwendig.

Aus den obigen Ausführungen kann leicht erkannt werden, dass ein Zusammenprallen der verschiedenen Kultur- u. Gesellschaftssysteme zu erheblichen Schwierigkeiten führt und eine Integration der Angehörigen eines Kulturkreises in einen anderen erschwert, wenn nicht unmöglich macht.

Besonders deutlich sind die Hürden der Integration am Vergleich der „Individualistischen Kultur“ mit der „Fatalistischen Kultur“ zu erkennen.

Erstere ist gewinnorientiert, stellt den persönlichen Nutzen in den Vordergrund, kennt keine gegenseitigen persönlichen Verpflichtungen, setzt auf individuelle Stärken und richtet das Wertesystem nach materiellen Erfolgen aus.

Die zweite hingegen baut auf Fremdbestimmung aus dem Glauben oder von übernatürlichen Phänomenen kommend, ist also jenseitsbezogen und unterwirft das Verhalten und Handeln den strengen Normen des Systems, bildet, wenn überhaupt, eine Vielzahl kleiner Allianzen, die das ganze System unüberschaubar und damit für den Betrachter unberechenbar machen.

Dieses Unberechenbare lässt das System den Angehörigen des anderen Kulturkreises suspekt, ja sogar gefährlich erscheinen.

Vergleichen wir noch letztgenanntes System mit dem der „Hierarchistischen Kultur“, dann ist der Unterschied ebenso augenscheinlich. Die scharf abgegrenzten Strukturen der „Hierarchisten“ ermöglichen bei Konflikten das Ansprechen eines Exponenten des Systems, der auch über die nötigen Kompetenzen verfügt. Bei den „Fatalisten“ ist das, wegen der fehlenden Strukturen oder schnell wechselnden Allianzen, nicht möglich.

Daher ist eine Konfliktlösung beim Zusammenstoß dieser Systeme äußerst schwierig, wenn nicht sogar unmöglich, weil die Zusage eines eventuell vorhandenen Exponenten aus dem Kreise der „Fatalisten“ häufig nur für eine kleine Gruppe von Angehörigen des Systems gilt.

Das heißt, dass ein Übereinkommen der Handelskammer z.B. mit den türkischen Kaufleuten des zweiten Bezirkes, nicht unbedingt für die Kaufleute des fünften Bezirkes der Stadt Gültigkeit haben muss, weil der Exponent aus dem fünften Bezirk sich den Vorstellungen der Vertragspartner nicht anschließen kann oder will.

So kommt es oft zu Situationen, dass die Angehörige der „Fatalisten“ ihre Gruppenmitglieder wegen einer Einigung mit dem Gastsystem scharf kritisieren und mit gegensätzlichen Vorschlägen von sich reden machen, die den Vorstellungen des Gastlandes direkt widersprechen und somit ein Interessensghetto schaffen.

Ob das ein guter Boden für eine Integration ist, kann ruhig verneint werden. Um diese kulturellen Unterschiede unter einen Hut zu bringen, müssen Migranten die westliche europäische Leitkultur anerkennen. Das ist eine Bringschuld der Zuwanderer. Daran führt kein Weg vorbei.

Was sind nun die Grundfesten einer westeuropäischen Leitkultur? Das sind: Demokratie, Trennung von Staat (Politik) und Religion, individuelle Menschenrechte sowie kultureller und religiöser Pluralismus (Tibi 2005: 5).

Diese Voraussetzungen müssen von allen Beteiligten, Zuwanderern und Einheimischen akzeptiert werden, dann ist ein friedliches Miteinander möglich (ebd.).

Eine zweite Hürde auf dem Weg zur Integration von Migranten sind die Vorurteile.

Vorurteile sind deshalb so gefährlich, weil sie im Zuge des gesamten Sozialisationsprozesses g e l e r n t und von Generation zu Generation t r a d i e r t werden. Vorurteile werden auch von denen, die sie haben, nicht als solche erkannt, sondern als Teil des gesunden Menschenverstandes akzeptiert und auch nach gegenteiligen Erfahrungen beibehalten.

Das Vorurteil ist aber kein Produkt unserer Zeit, sondern so alt wie die Menschheit. Auch wäre es völlig falsch, Vorurteile einer bestimmten Gesellschaftsschicht, einer Nation, einer Rasse als negatives Attribut zuzuordnen.

Vorurteile sind Allgemeingut der Menschheit!

Fest steht allerdings, dass wir im Schaffen von neuen Vorurteilen beachtliche Kreativität entwickeln.

Wir dürfen dabei aber nicht übersehen, dass vorgefasste Urteile in allen Gruppen eine Funktion haben. Sie haben, wie wir später sehen werden, eine Schutzfunktion sowohl für die Gruppe als auch für das Individuum.

- 1.) Vorurteile machen andere zu Außenseitern und heben das „Ich“ und „Wir“-Gefühl,
- 2.) Vorurteile erlauben Schuldzuweisungen und kaschieren eigenes Versagen,
- 3.) Vorurteile bieten die Möglichkeit zu einer sozial akzeptierten Aggressionsabfuhr,
- 4.) Vorurteile verringern die Angst vor Unbekanntem,

5.) Vorurteile können Machtgruppen gesellschaftliche, politische und materielle Vorteile verschaffen.

Dazu einige Beispiele: Ad 1.)

Die Gastgeber sind uns feindlich gesinnt! (Wir müssen zusammenhalten!)
Die Gäste sind faul und unkultiviert! (Wir brauchen sie bei uns nicht!)

Ad 2.)

Wir könnten besser Fuß fassen, aber die Gastgeber hindern uns daran! (Man verlässt sich aber lieber auf das soziale Netz!)

Ad 3.)

Sie lehnen uns ab, (wechselwirksam) wir müssen uns zur Wehr setzen!

Ad 4.)

Die Gäste können nichts! (daher keine Konkurrenz)
Die Gastgeber sind dekadent! (Sie können uns nichts anhaben) etc.

Das sind also alles keine guten Voraussetzungen für eine erfolgreiche Integration. Die Lösung wäre ein rigoroses Aufräumen aller Vorurteile. Nur wie soll man dabei vorgehen?

Ein Weg dazu wäre ein Höchstmaß an Objektivität! Ein sicher sehr unbequemer Weg! Man muss sich dabei der Tatsache stellen, dass es auch klare und objektive Urteile, die nicht als Vorurteile abgetan werden dürfen und an der Realität vorbeigehen gibt. Was eigentlich nur heißen soll, dass alle Vorurteile Vorurteile sind ist ein Vorurteil! (Willrich 2000: 233)

Das nächste Integrationshindernis ist die Sprache und der Spracherwerb.

Die gute Kenntnis der Amtssprache des Gastlandes ist ein wesentlicher Bestandteil einer erfolgreichen Integration! Das trifft vor allem die Kinder von Migranten, die im Gastland die Schule besuchen müssen, um dort die nötige Sprachkompetenz zu erwerben, die die Kommunikation mit der Umwelt gewährleistet.

Das Problem beim Erwerb der Zweitsprache, vor allem bei Migrantenkindern der dritten Generation, ist die mangelnde Kenntnis der Muttersprache. Es gibt zwar noch keine eindeutigen Kriterien, die das Aneignen einer Zweitsprache regeln. Ein Kriterium ist sicher die profunde

Kenntnis der Erstsprache! Eine weitere Schwierigkeit ergibt sich aus der Tatsache, dass für den Alltag eine Phrasensprache entwickelt wird, die nur die einfachsten Alltagsbedürfnisse abdeckt und für eine komplexe Kommunikation nicht ausreichend ist, wie sie für einen näheren Kontakt mit der Bevölkerung des Gastlandes notwendig wäre. Die Folge ist: Man bleibt unter sich und damit ist einer Ghettobildung der Weg bereitet.

Besonders problematisch ist auch die Ausbildung einer Mischsprache innerhalb des engeren sozialen Umfeldes. Es entwickelt sich ein eigener Sprachcode, der aus Elementen der Erstsprache und denen der Zweitsprache besteht, eigentlich schon eine „Drittsprache“ darstellt. (Viehböck/Bratic 1994: 61)

Besonders schwer wird das Aneignen der Zweitsprache, wenn es dem Betroffenen nicht gelingt, die Denkmuster der Zweitsprache zu durchschauen. Am Beispiel des Türkischen soll das erklärt werden, in dem es z.B. das deutsche „es“ nicht gibt. So heißt es im Deutschen: „Es wird Schnee geben!“, im Türkischen wird das ohne Pronomen dargestellt: „Schnee wird fallen.“. Solche „Ausnahmen“ gibt es natürlich mehrere, kurz, das Deutsche ist abstrakter als das Türkische (ebd.).

Diese Tatsachen sind natürlich eine große Herausforderung für den Unterricht.

Ein allgemeines Rezept gibt es nicht, fest steht aber, s.o., dass die Kenntnis der Muttersprache eine Voraussetzung für den Erwerb der Zweitsprache ist, was den Schluss zulässt, dass ein intensiver Erstsprachenunterricht, vor allem bei Kindern der zweiten und dritten Generation, dringend zu empfehlen ist.

Ein weiterer Fallstrick für eine erfolgreiche Integration ist zweifelsohne die Wohnsituation der Migranten. Es ist ein Faktum, dass Einwanderer nicht mit irdischen Gütern gesegnet sind und daher vorerst auf die sozialen Einrichtungen des Gastlandes angewiesen sind. Zuerst kommen sie in ein Lager, nach positivem Abschluss des Asylverfahrens beginnen die Probleme für die Betroffenen erst recht. Wohnungssuche – ohne Sprachkenntnisse – Arbeitssuche – ohne Sprachkenntnisse – sind sicher nicht erfolgreich. Daher muss wieder der Weg zu sozialen Einrichtungen, staatlicher oder privater Natur, eingeschlagen werden. Wohnungen werden zugewiesen, meist in Gegenden, in denen der Wohnraum billig ist. Die unterschiedlichen Lebensgewohnheiten von Einheimischen und Einwanderern beinhalten eine Fülle von Konfliktstoffen.

Wer von den Einheimischen die Möglichkeit findet, zieht aus dieser Gegend weg! Der freie Wohnraum wird mit Migranten aufgefüllt, nach kurzer Zeit

ist eine Ghettosituation geschaffen, alle Beteiligten, Zuwanderer und Einheimische, bleiben unter sich und eine Integration ist in weite Ferne gerückt.

In der Folge ist die Entwicklung der Infrastruktur in diesen „Ausländervierteln“ einer Integration nicht unbedingt dienlich. Geschäftsleute aus den Herkunftsländern eröffnen ihre Betriebe, vom Lebensmittelladen bis zum Kaffeehaus und Friseur. Die alltäglichen Bedürfnisse werden, was grundsätzlich nichts Schlechtes ist, im Bezirk von Landsleuten gedeckt, ein Kontakt mit Wirtschaftstreibenden des Gastlandes wird dadurch unnötig: Man bleibt unter sich!

Man hat festgestellt, dass die nähere Wohngegend häufig nur von den Männern, bedingt durch die Arbeitssituation, verlassen wird, Frauen und Kinder, die Schulen sind natürlich in diesen Bezirken, sich großteils nur im nahen Umfeld ihres Wohnsitzes bewegen.

Die Schule kann in diesen Bezirken so gut wie nichts zur Integration beitragen, denn bei einem Ausländeranteil von über 90% ist es wohl auch nicht möglich.

(Volksschule St. Andrä in Graz, erste Klasse, 30 Schüler, davon ein Schüler ohne Migrationshintergrund)

Natürlich sind diese Probleme den Behörden der Gastländer hinlänglich bekannt, jedoch sind alle Bemühungen diese Strukturen aufzubrechen bislang gescheitert. Einerseits aus organisatorischen Gründen seitens der Verwaltung, andererseits, das muss ebenfalls festgehalten werden, am Widerstand der Betroffenen. So werden Vorschläge der Schulbehörde, Schüler aus „Ausländerbezirken“ auf andere Schulsprengel aufzuteilen, strikte abgelehnt, was aus der Sicht der Betroffenen zu verstehen ist, denn wer nimmt schon gerne einen längeren Schulweg für seine Kinder an. Ähnlich verhält es sich bei der Wohnungspolitik, wobei der Widerstand eher aus den Reihen der Einheimischen kommt.

Allein um diese Integrationshürden aus dem Weg zu räumen, bedarf es eines langen und mühsamen Bemühens aller Betroffenen.

Eine andere Problematik entsteht aus dem Grundsatz, dass Recht und Moral orts- und zeitgebunden sind. Es wird häufig von den Migranten übersehen, dass Rechtsnormen, die in ihrem Herkunftsland Gültigkeit haben, der Rechtsvorstellung und dem Rechtsempfinden des Gastlandes direkt widersprechen und umgekehrt.

Vor allem bei Normen des Familienrechtes klafft die Schere weit auseinander. Dazu kommen noch traditionelle Usancen, die Familie betreffend, die in den Gastländern auf wenig Verständnis stoßen. So dürfen Kinder aus

Familien islamischen Glaubens an Sportwochen oder Schikursen aus Gründen der Aufsicht seitens der Familie nicht teilnehmen, was schon zur Absage von solchen Veranstaltungen mangels entsprechender Teilnehmerzahl geführt hat. Das bedeutet wiederum, dass auch die Kinder ohne Migrationshintergrund, die an solchen Schulen in der Minderzahl sind, zu Hause bleiben müssen. Dass dies nicht unbedingt zu einem besseren Einvernehmen zwischen Einheimischen und Gästen führt, ist verständlich. Der erste Eindruck, den diese Beispiele erwecken, ist, dass es sich dabei um Kleinigkeiten handelt, die durchaus lösbar sind, wenn beide Seiten willens sind Konflikte zu lösen. Das mag auf den ersten Blick richtig erscheinen, es wird aber dann ernsthaft problematisch, wenn versucht wird, die mitgebrachten Normen zu einem Rechtssystem innerhalb des Gastlandes zu etablieren. So quasi ein Ghettorecht einzuführen und die Normen des Gastlandes auszuklammern.

Leidvolle Erfahrungen diesbezüglich musste Frankreich machen. Die bürgerkriegsähnlichen Ausschreitungen in den Vororten von Paris 2005 waren oberflächlich betrachtet eine Reaktion auf den tragischen Tod zweier Jugendlicher. Bei näherem Hinsehen muss man feststellen, dass dies eigentlich eine Kriegserklärung an die europäische Identität war. (Tibi 2005: 4)

Das eigentliche Ziel dieser schweren Gewaltausbrüche war es, einen rechtsfreien Raum in diesen Ghettos zu bilden, eine Stadt mit eigenem Statut (ebd.).

Solche Ereignisse machen selbstverständlich die Integrationsbemühungen aller Seiten auf lange Zeit zunichte.

Zu den unterschiedlichen Rechtsauffassungen kommt noch das Brauchtum der Zuwanderer, das in den Gastländern auf wenig Widerhall stößt. Dazu gehören lautstarke Feste an eher ruhig verlaufenden Feiertagen des Asyllandes, die Nachtruhe störende Feier im Ramadan, das Schächten von Hammeln im Hof der Wohnanlage, das regelrechte Besetzen von Spielplätzen u.m.

Einen tiefen Graben zwischen den Zuwanderern und den Einheimischen zieht die gegenseitige Respektlosigkeit, die wiederum häufig auf den oben erwähnten Vorurteilen fußt. Die Einwanderer meinen, sich unbedingt behaupten zu müssen, und treten den Einheimischen deshalb besonders forsch, unsachlich und abwertend gegenüber. Dass die Betroffenen dann häufig mit offener Aggression reagieren, darf nicht verwundern, zumal dann, wenn die Erfahrung gelehrt hat, dass ein ruhiges sachliches Gespräch das Gegenüber nur noch zu schärferen Attacken anstachelt.

Der Grund für Letzteres liegt in der Mentalität vieler Zuwanderer, die eine friedliche Konfliktlösung als Schwäche bzw. als „unmännlich“ sehen.

Andererseits werden Zuwanderer von Einheimischen herablassend behandelt, was den Unmut der Betroffenen hervorruft.

Das Gegenüber generell zu respektieren, wäre schon ein bedeutender Schritt dahin, um Konflikte zu vermeiden. Das wird aber, so ist zu befürchten, weiterhin ein frommer Wunsch bleiben, denn es gelingt uns allen nicht, in den eigenen Reihen dem anderen den nötigen Respekt zu zollen.

Eine besonders heikle Materie ist das Hindernis Religion. Dazu muss vorher gesagt werden, dass hier von religiösen Unterschieden zwischen Christen und Muslimen die Rede sein wird, denn religiöse Konflikte zwischen den verschiedenen christlichen Glaubensrichtungen sind, wenn überhaupt vorhanden, marginal und allemal lösbar.

Zu diesem Punkt sei grundsätzlich festgehalten, dass jede Religion und deren Angehörige zu respektieren sind.

Was uns Westeuropäer bei dieser Frage bewegt, ob der Islam überhaupt integrationswillig ist, oder ob an der islamischen Auffassung festgehalten wird, dass nur der Islam und eine im Islam begründete Lebensform akzeptabel ist (vgl. Trachta 2004: 21). Diese Einstellung wird im Koran 4, 90 wesentlich krasser zum Ausdruck gebracht: „Schließt kein Freundschaftsbündnis mit ihnen (den Ungläubigen), als bis sie Allahs Weg einschlagen. Weichen sie aber ab, so ergreift sie und tötet sie, wo ihr sie auch finden möget.“ Nun ja!

Tibi (2005: 5) hält aber, im Gegensatz zu vielen anderen Stimmen, vor allem aus den Reihen der islamischen Religionsführer, eine Vereinbarkeit des Islam mit der westlichen Zivilisation für möglich, aber nur unter der Voraussetzung, dass der Islam sich in Europa reformiert und die europäische Leitkultur anerkennt!

Allerdings lassen Anmerkungen eines prominenten Vertreters der muslimischen Bevölkerung angesichts der prekären Situation der deutschen Pensionskassen, dass es sicher nicht angehe, dass muslimische Arbeitnehmer mit ihren Pensionsbeiträgen „ungläubige“ Pensionisten finanzieren sollen, berechnete Zweifel an der Integrationswilligkeit muslimischer Mitbürger aufkommen (Trachta 2004: 21).

Tibi (2005: 5) findet deutliche Worte bezüglich der Haltung der Europäer dem Islam gegenüber:

Sie sind gleichgültig geworden. Das unterscheidet sie von den jungen Muslimen, die ihre Autos abfackeln. Die wissen, wofür sie kämpfen. Es war ein islamischer

Philosoph, Ibn Khaldun, der im 14. Jahrhundert als erster den Begriff ‚Zivilisationsbewusstsein‘ benutzt hat. Das arabische Wort dafür lautet ‚asabiyya‘. Ibn Khaldun meinte, dass eine Zivilisation nur gedeihen könne, wenn sie zu ihren Werten steht. Tue sie das nicht, sei das ein Zeichen des Niederganges. Verstehen Sie mich nicht falsch: Ich liebe Europa. Aber die Europäer haben vergessen, wofür sie stehen, sie haben kein Selbstwertgefühl mehr. Sie sind stolz auf ihre Toleranz und lassen die Islamisten gewähren, die behaupten, dass es keine Gleichheit zwischen Mann und Frau gibt. Das ist keine Toleranz, das ist Indifferenz.

Dem ist wohl nichts mehr hinzuzufügen.

Nun noch einige Gedanken zum Integrationswillen. Der diesbezügliche Mangel beruht auf einem gewissen Maß an Angst. Diese Angst ist unterschwellig, niemand wird sie offenbaren. Es ist eine Gruppe von Ängsten, die einer Integration im Wege stehen. Hier ist die Angst vor dem Autonomieverlust zu nennen, die Befürchtung von den Einheimischen unterdrückt zu werden, weiters die Bedenken seine Wurzeln zu verleugnen und damit die ehemalige Heimat zu „verraten“.

Weiters ängstigt man sich vor einer Art Machtverlust. Man befürchtet, die eigenen Interessen nicht mehr erfolgreich genug vertreten zu können. Letztendlich spielt auch die Angst vor Assimilation und den damit ungerechtfertigter Weise befürchteten Identitätsverlust der ganzen Volksgruppe als Hindernis für die Integration eine bedeutende Rolle.

Schlussendlich ist auch die Politik und deren Vertreter als Hindernis zu nennen.

Die Politikerkaste ist in drei Gruppen zu unterteilen:

- a. die bedingungslosen Befürworter
- b. die Realisten
- c. die Gegner

Die Gruppe A vertritt eine Einwanderungspolitik ohne Wenn und Aber. Das geht sogar so weit, dass man z.B. anregt christliche Glaubenssymbole (Kruzifix) aus den Schulzimmern und öffentlichen Gebäuden entfernen zu lassen, Brauchtum (Nikolaus) einfach per Dekret abzuschaffen, in Wien teilweise schon geschehen, weiters keine Weihnachtsbäume mehr auf öffentlichen Plätzen aufzustellen.

Besonders aufhorchen ließ kürzlich eine Stimme aus Wien, mit der Forderung, die Türkenkriege vom Lehrplan zu streichen! Das alles mit dem Argument, man wolle die Einwanderer mit einer anderen Religion nicht beleidigen und dadurch provozieren.

Was ist nun der Effekt solcher Vorschläge:

In der Bevölkerung macht sich Unmut breit, auch in diesen Schichten, die der Einwanderungsproblematik positiv oder zumindest neutral gegenüberstehen. Das Tragische ist dabei, dass sich der „Volkszorn“ nun nicht gegen die Politiker richtet sondern gegen die „Ausländer“!! Tenor: „Wenn ihnen unsere Lebensart nicht passt, dann sollen sie wieder gehen“!

Bemerkenswert ist, dass die Politiker dieser Gruppe nicht begreifen, dass sie mit ihren abstrusen Vorschlägen, der eigentlichen Sache, eine realistische und vernünftige Einwanderungspolitik zu betreiben, keinen guten Dienst erweisen, und weiter nicht erkennen, dass man mit ständiger Demuthaltung und falsch verstandenem Toleranzbegriff vom Gegenüber keinen Respekt erhoffen darf.

Die Gruppe B versucht sich redlich den Gegebenheiten anzupassen, indem sie versucht Politik nach der Faktenlage zu betreiben. Sie bezieht wirtschaftliche und gesellschaftspolitische Voraussetzungen in ihre Überlegungen ein und will so annehmbare Integrationspolitik betreiben. Was aber leider meist dabei herauskommt, sind zweifelhafte Kompromisse oder ein Pendeln zwischen Härte und Milde. Es fehlt eine einheitliche Linie und Konsequenz.

Die Gruppe C vertritt die harte Linie, fordert restriktive Einwanderungspolitik, sofortige Abschiebung von straffällig gewordenen Zuwanderern und schießt dabei häufig insofern über das Ziel hinaus, indem sie mit ihren Parolen die Aversionen unter den Volksgruppen schürten und mit ihrem überspitzten Nationalismus keine Gesprächsbasis mit den anderen politischen Gruppierungen finden kann.

Wenn man sich diese Fallstricke in puncto Integration vor Augen hält, muss man zu dem Schluss kommen, dass der Weg zu einer einvernehmlichen Lösung sehr weit ist und vermehrte Anstrengungen aller Beteiligten bedarf, um in Zukunft einen Konsens finden zu können.

Abschließend noch ein Wort zur Kriminalität. Dass Migrantinnen auch zu Gesetzesbrechern werden, liegt in der Natur des Menschen. Kriminelle gibt es in allen Kulturen und Ethnien. Wenn aber Straftaten in „Ausländervierteln“ rapide ansteigen und wenn dann noch versucht wird, diese Entwicklung zu verharmlosen, hat das fatale Auswirkungen auf den Integrationsprozess.

Wenn identifizierbare Minderheiten straffällig werden, so entsteht bei den Einheimischen vorerst Angst, dann Ablehnung, später entwickelt sich sogar Hass der Minderheit gegenüber. Was die Situation aber dann noch verschärft, ist die Reaktion der öffentlichen Vertreter des Gastlandes. Anstatt die Problematik ernsthaft zu diskutieren, wird versucht mit Toleranzappellen

und Verharmlosungsparolen die Sache unter den Teppich zu kehren. Was die einheimische Bevölkerung aber besonders empört, ist das Ansinnen eigene Unzulänglichkeiten als Ursache für diese Fehlentwicklung ins Treffen zu führen. Ablehnung, ja sogar Hass und offene Aggression der Einheimischen sind die Folge, weil sie sich von der Obrigkeit mit ihren Problemen im Stich gelassen fühlen.

Bei den Zuwanderern erweckt ein solches Vorgehen das trügerische Gefühl im Gastland „Narrenfreiheit“ zu genießen, weil sie einer Minderheit angehören, oder dass die einheimische Bevölkerung aus Furcht vor der „öffentlichen Meinung“ gegen diese Zustände nichts zu unternehmen wagt. Die Lösung dieses Problems liegt im konsequenten, gesetzeskonformen Auftreten gegen Straffällige ohne Rücksicht auf ihre Herkunft und ethnische Wurzeln.

Wie könnte eine Lösung all dieser Probleme aussehen?

Ich meine nur gegenseitige Anerkennung, Respekt und Wertschätzung des Gegenübers, richtig gelebte Toleranz aller Beteiligten, klare Richtlinien und der Wille zur Integration könnten zu einem gedeihlichen Zusammenleben verschiedener Völker und Kulturen führen.

Literatur

- Douglas, Mary (1994): **Risk and Blame. Essays in Cultural Theory.** New York: Routledge.
- Sperl, Gerfried/ Michael Steiner (Hrsg.) (2003): **Was für Zeiten. Heimat Babylon.** Edition Gutenberg.
- Tibi, Bassam (2005): „Dschihad gegen Europa“. In: **Kleine Zeitung**, Graz 13.11.05. POLITIK, 4-5.
- Trachta, Wolfgang (2004): „Islam und westliche Welt“. In: **Academia. Zeitschrift des Cartellverbandes der K.d. St. V.** 10/04, 20-24.
- Viehböck, Evelin/ Ljubomir Bratic (1994): **Die zweite Generation. Migrantenjugendliche im deutschsprachigen Raum.** Innsbruck: Österreichischer Studienverlag.
- Willrich, Kurt (2000): **Von der Unfreiheit eines multikulturellen Menschen. Biologisch korrekt statt politisch korrekt.** Tübingen: Hohenram.

Erhard P. Müller
München

Theaterpädagogik interkulturell

Abstract: The workshop intends to teach through several objectives of cross-cultural education holistically, in a stage-like setting. A deeper understanding of other cultures is fostered by performing plays belonging to different cultures or to different historical epochs. We perform these plays in two different languages simultaneously, but we do it in a way that makes a person who speaks only one of two languages easily understand the message. These plays are referred to as „bilingual theatre“.

To achieve the objectives of cross-cultural education, we have developed and tried out a number of appropriate strategies and exercises. It is essential for all of these approaches to be worked out *on stage* from the scratch.

Keywords: Bilingual theatre, cross-cultural education, performance.

A. Theater interkulturell

Theaterpädagogik meint: Pädagogik mit Mitteln des Theaterspielens. Interkulturelle Theaterpädagogik meint, dass mit Hilfe des Theaterspielens interkulturelle Einsichten und Einstellungen vermittelt werden können.

Beispiel Märchen

Märchen sind einerseits natürlich irrealer Erzählungen aus früherer Zeit. Andererseits spiegeln sich in Märchen jedoch historische und gesellschaftliche Strukturen wider.

Das Erspielen von Märchen bedeutet, sich auf solche Strukturen einzulassen. Das heißt: Erst mal erkennen, in welchen Zusammenhängen Menschen leben und wie die Zusammenhänge durch Umwelt, Lebensgestaltung, Weltanschauung begründet sind. Dies soll Grundqualifikationen für begründete interkulturelle Toleranz vermitteln.

Beispiel: Eskimo-Märchen

Ich wähle bewusst ein Beispiel aus einem für uns etwas exotisch wirkenden Kulturkreis, um die Unterschiedlichkeit von Kulturen deutlich werden zu lassen.

Um solche Texte richtig zu verstehen, bräuchten wir Kenntnisse über die konkreten Lebensumstände des Inuit-Volkes. Das Leben nahe am Nordpol bedeutet: Schnee, Eis, Eismeer. Schnee ist natürlich nicht gleich Schnee. So gibt es in der Sprache der Eskimos über 30 Wörter für Schnee. Für Blumen angeblich nur 1 Wort. (Ähnlich ist es im deutschen Sprachraum: In Hamburg gibt's Schnee – in Südbayern aber Neuschnee und Altschnee, Pulver, Firn, Sulz, Harsch – weil man hier mit Schnee lebt.) In diesem Zusammenhang ist der Lebensunterhalt durch Fischfang und Jagd zu bestreiten.

Die Tatsache, dass es 9 Monate im Jahr vorwiegend dunkel ist, dass es zumeist sehr kalt (im Winter zwischen –20 und –50 Grad, in den Sommermonaten unter 10 Grad) ist, beeinflusst natürlich die konkreten Lebensumstände total.

Die Welt ist eindimensional, Menschen, Tiere und (häufig gefährliche) Geister stehen auf einer Stufe. Deshalb ist es auch möglich, dass in Eskimo-Märchen Menschen, Tiere und Geister heiraten.

Die Eskimo-Welt ist so präzise anders, dass sie sich meines Erachtens gut dafür eignet, den Kontrast aus unserer mitteleuropäischen Kultur zu anderen Kulturen deutlich werden zu lassen.

Das wäre ebenso bei Indianermärchen und bei afrikanischen Märchen möglich.

Auch asiatische Märchen (z. B. **Tausend und eine Nacht**) bieten deutliche Kontraste zur westlichen Kultur, sind jedoch nicht so elementar unterscheidbar.

B. Theater zweisprachig

Ich habe es erstmals im Münchner Theater der Jugend erlebt. Mein Freund Erman Okay inszenierte dort mit einer Theatergruppe türkische Märchen zweisprachig: Deutsch-Türkisch.

Die Methode ist, dass zwar in zwei Sprachen gesprochen wird, dass die Dialoge aber so angelegt sind, dass man in jeder Sprache den vollen Text versteht. So konnten sowohl nur Deutsch sprechende oder nur Türkisch sprechende Kinder das Theaterstück voll verstehen.

Beispiel 1: Texterzählung als Dialog

Erzähler deutsch (Ed): Es war einmal ein kleiner, älterer Herr, der hieß Herr Moritz.

Erzähler türkisch (Et): Evet, Moritz bey biraz yaşlıdı. Onda çok büyük siyah ayakkapı varde ve bir siyah palto ve uzun bir şemsiye vardı.

Ed: Mit diesen großen schwarzen Schuhen und dem schwarzen Mantel und dem langen Regenschirm ging Herr Moritz oft spazieren.

Et: Evet, Moritz bey çok zaman gezindi.

Ed: Nun kam der lange Winter, der längste Winter auf der Welt.

Et: Berlin de en uzun kış geldi. İnsanlar yavaşyavaş kötüdür.

Ed: Ja, wirklich alle wurden böse.

Die Autofahrer schimpften usw.

Beispiel 2: Zweisprachiger Dialog

Nehmen wir an, Herr Moritz spricht eine Fremdsprache (hier Türkisch). Die deutschen Texte spiegeln sich in seinen türkischen Texten wider und umgekehrt.

deutsch Da blieb vor ihm eine Frau stehen und sagte: „Oh, Ihnen wachsen aber schöne Blumen auf dem Kopf.“

türkisch Basimda cicekler büyüormu? Olmaz. Mümün değil!

deutsch „Doch, wirklich! Schauen Sie hier in das Schaufenster, Sie können sich darin spiegeln. Darf ich eine Blume abpflücken?“

türkisch (schautetc) Bir cicegi istersen - buyurun al! usw.

C. Thesen zum Theater in der Schule

1. Schultheater: Der Begriff

Unter Schultheater verstehe ich eine spezifische Form des darstellenden Spiels.

Während darstellendes Spiel auch alle Formen des spontanen Darstellens (z.B. spontane Rollenspiele) umfasst, handelt es sich beim Schultheater um eine ästhetisch inszenierte Darstellung.

Damit können wir das Schultheater zwischen den spontanen Ausdrucks- und Darstellungsbedürfnissen der Kinder und bewusstem Gestaltungswillen ansiedeln.

2. Theaterarbeit bedeutet Schulung der Ausdrucksfähigkeit der Schüler

Das heißt insbesondere:

- Abbau von Ausdruckshemmungen
- Bewusstmachen des Ausdruckswillens

- Verfügen über Ausdrucksmittel, insbesondere der Körpersprache, der Stimme und der Sprache.

Die Schulung kann zumindest in den unteren Klassen nur in spielerischer Form erfolgen.

Möglichkeiten: Gehspiele, Spiel mit Puppen, Schattentheater, ziel- und situationsbestimmtes Handeln (Wo gehe ich? Wohin gehe ich? Warum gehe ich? Was erwartet mich?), Körperübungen aus inneren Vorstellungen, Erprobung der Stimme, des Sprechens, Atemübungen ...

3. Theaterarbeit fördert Kreativität

Wobei in diesem Zusammenhang unter Kreativität verstanden wird, unter Aktivierung aller Kräfte seinem Ausdruckswillen Gestalt zu verleihen.

Dies erfordert die Aktivierung aller geistigen, emotionalen und körperlichen Möglichkeiten, ist also ein ganzheitlicher Ansatz, der die Vereinseitigung des Lernens auf die rationale Seite hin vermeidet (vgl. auch Ausführungen zum kreativen Schreiben).

4. Theaterarbeit fördert die Beobachtungsfähigkeit

Die Beobachtung des Verhaltens von Menschen, die genaue Beobachtung der Umwelt ist von großer Bedeutung einerseits für die Darstellungsfähigkeit, rückwirkend wieder auf Wahrnehmungsfähigkeit.

Beispiele: gesteigertes Gehen // Spiegel-Spiel // pantomimische Übungen

5. Aus der Beobachtung werden Inbilder

Es gilt, diese Inbilder aufzubauen und bei Notwendigkeit in Handlungen zu aktivieren. Diese Inbilder sind auch entscheidend bei der individuellen Textverarbeitung, insbesondere beim Lesen poetischer Literatur.

Neben der genauen Erfassung eines Textes und seiner Form, neben seiner historischen und soziologischen Einordnung und dem daraus folgenden Textverstehen ist zu sehen, dass der Leser mit seinen eigenen Leseintentionen, seinem Vorwissen und seinen Vorstellungen (Inbildern) die subjektive Textbedeutung schafft.

Beispiele: Pantomimisches Umgehen mit Gegenständen, Imagination vor Körpersprache und deren Umsetzung in Handlungen, Lesen von Gedichten, Märchen udgl. unter konkreter Einbeziehung der individuellen Vorstellungen (Wie schaut mein tapferes Schneiderlein aus? Wie bewegt er sich? Wie hört es sich deshalb an, wenn ich von ihm vorlese?)

6. Das Erspielen von Texten als Methode des Literaturunterrichts

Auch die Erarbeitung von dramatischen Texten kann über das Spiel effektiv sein. Möglicher Weg:

Wir arbeiten zunächst an der Fabel des Dramas. Das kann zunächst durchaus unter all den Gesichtspunkten der Literaturdidaktik geschehen, die auch in anderen Zusammenhängen von Bedeutung sind. Wichtige Auswahlgesichtspunkte für den Text sind: Bedeutsamkeit für den Schüler, Sprache und literarische Form des Textes müssen dem Schüler durchschaubar sein, der Text sollte seine literarische Qualität zumindest darin haben, dass die kreative Auseinandersetzung des Autors mit seinem Gegenstand sinnfällig wird.

7. Theaterarbeit fördert die soziale Kompetenz der Schüler

und zwar in zweifacher Hinsicht:

- Theaterarbeit in der Schule ist immer Teamarbeit, auch im Sinne gemeinsamer Regie. Schultheater als Regietheater durch den Lehrer verschenkt wesentliche pädagogische Möglichkeiten.
- In der Schulung darstellerischer Fähigkeiten werden immer auch soziale Sensibilität, Empathie, Abstimmung des Handelns aufeinander, spontanes soziales Handeln gefördert, s. Beispiele: Führspiele, Vertrauensspiele, Reaktionsspiele, Improvisationstheater.

8. Theater in der Schule ist immer fächerübergreifend

Es bezieht viele Fächer mit ein (Deutsch, Musik, Kunst Sport....) und kann in vielen Fächern realisiert werden (Deutsch, Musik, Kunst, Sport, Geschichte, Bio ...).

D. Anregungen für Spielübungen

Kontaktspiele

- Sich selbst malen/ Bilder werden gemischt/wer ist wer?
- Namensspiele
- Sich paarweise von sich erzählen, sich dann gegenseitig der Großgruppe vorstellen.
- Wollknäuel werfen (Netz spinnen).
- Kleingruppe (bis 4) macht einen Erkundungsgang (Schulgelände, Wald ...), bringt einen Gegenstand mit, macht darum ein Spiel.

- Spielerische Körperkontakte wie: Rücken an Rücken sitzen und freihändig aufstehen/ in der Reihe auf Knie setzen und in dieser Schlange gehen.
- Mit geschlossenen Augen einen Anderen abtasten und erraten, wer es ist.
- Gordischer Knoten: Wir stehen im Kreis, schließen die Augen und fassen uns durcheinander an den Händen (Arme über Kreuz halten). Augen auf – nun versuchen wir, den Knoten zu lösen – möglichst bis es ein Kreis ist.

Vertrauensspiele

- **Ja-Nein-Spiel:** Partner stehen sich gegenüber. Einer darf nur immer **ja** sagen, der Andere immer nur **nein**. Wenn es sich erschöpft hat, dann Rollenwechsel. Gespräch darüber.
- **Umfallen:** Einer steht in der Mitte eines engen Kreises, mit geschlossenen Augen. Hält sich steif. Wird angestupst, fällt um, wird von vielen Händen aufgenommen, weiter gestupst usw. **Wichtig: Absolute Sicherheit vermitteln! Steigerung:** Der Mittlere (immer mit geschlossenen Augen) wird von vielen Händen aufgefangen, hochgehoben, durch den Raum getragen und vorsichtig abgelegt.
- **Blind:** Einer schließt die Augen, der Andere führt ihn durch den Raum, lässt ihn „schöne, angenehme“ Dinge tasten, behütet den „Blinden“ – zeigt diesem viel, was sich fühlen, hören, riechen lässt.

Sensibilisierungsübungen

- Geschlossene Augen. Ganz still. Was hört man alles in der Stille?
- Im Raum umhergehen und „seinen Platz“ finden. Stehen bleiben, Augen schließen und sich vorstellen, was neben einem, vor, hinter, über und unter einem ist.
- Im Raum gehen und Kleinigkeiten anschauen. Deren Geschichte ergründen (woher kommt der Fleck an der Wand? ...).
- Mit geschlossenen Augen verschiedene Materialien abtasten, z. B. Pflanzen durch Ertasten bestimmen.

Reaktionsspiele

- **Reise nach Jerusalem**
- **Atomspiel:** Alle gehen durch den Raum durcheinander. Spielleiter ruft eine Zahl zwischen 2 und ?. Die Spieler bilden schnell Gruppen in dieser Anzahl. (Keiner muss wirklich ausscheiden!)

- **Heulboje:** Alle verteilen sich im leeren Raum und setzen sich. Einer soll blind von einer Seite zur anderen gehen. Immer, wenn er jemanden anzustoßen droht, gibt dieser einen –ton (Heulboje) von sich.
- **Wachhund:** Alle sitzen im Kreis. In der Mitte ein Stuhl. Unter dem Stuhl ein Gegenstand (z. B. großer Schlüsselbund), der beim Wegnehmen leicht ein Geräusch gibt. Auf dem Stuhl sitzt der blinde „Wachhund“, der den Gegenstand bewachen soll. Einer aus dem Kreis schleicht sich an. Wenn das der Wachhund bemerkt und auf ihn deutet, wird der Anschleicher zum Wachhund, der erstere geht in den Kreis.

Fantasie-Übungen

- Aus Sinneseindrücken heraus fantasieren/ assoziieren zu betasteten Gegenständen, zu Gerüchen, zu Tönen
- daraus: Geschichten entwickeln – allein oder miteinander
- **Fantasiereise:** Angegebene Fantasiereisen wie beim kreativen Schreiben:
„Ich stelle mir vor“ - Geschichten wie: „Ich stelle mir vor, ich bin der Stuhl, auf dem ich sitze; ich bin mein Hund (Meerschweinchen...), meine Hose und sage mir, was ich gerade von mir denke; ich habe einen Lieblingsstein, der erzählt seine Geschichte.

Sprechspiele

- Schnellsprechverse trainieren und erfinden
- Schüttelreime
- Übungen zu einzelnen Lauten und Lautverbindungen (selbst erfinden) – wie:
als adam am abhang stand war alles klar
frische frisuren frieren freudig
- Telefonbuch flüssig vorlesen
- Telefonbuch vorlesen wie ... Märchen, Fußballreportage ...
- kleine Texte: In die Stille eintröpfeln lassen / mit ihnen die Stille zerstören
- vom stimmlosen Flüstern zu sehr lautem Sprechen
- Chorsprechen, Kanon-Sprechen in verschiedenen Lautstärken

Sprachspiele

- **Wortschlangen** bilden (Haus – Haustür – Haustürschlüssel – Haustürschlüsselbund – Haustürschlüsselbundhose
- **Wortassoziationen:** Einer sagt ein Wort (Schnee) – der Nächste ein Wort, das er dazu assoziiert (Ski), der Nächste assoziiert wieder dazu (Lift)
- **Gemeinsame Geschichte:** Einer fängt eine Geschichte mit einem Satz an, der Nächste erzählt sie weiter usw.
- **Verkaufsspiel** (3 Personen):
- 2 wollen dem 3. gleichzeitig etwas verkaufen, reden auf ihn ein.
- Spielleiter gibt Zeichen. Alle wiederholen den letzten Satz in dieser Betonung und Bewegung so lange, bis sie der Spielleiter „erlöst“. Es geht weiter.
- Variante: Auf Zeichen des Spielleiters werden die Rollen gewechselt, bis jeder jede Rolle gespielt hat.

Körperübungen

- **Weltreise:** Spazieren gehen = Grenze = Land der rohen Eier = Land der Vögel = Grenze = Land der Roboter = auf dem Mond = Im Sumpfland = Im Tanzland = Im Leimland = Spazieren gehen = usw. (Immer „Anstrengendes“ und „Entspannendes“ abwechseln!)
- **Tiere:** Wir gehen wie Tiere, fühlen uns in das Tier ein, versuchen seine Leichtigkeit, seine Schwere, seine Gefährlichkeit, seine Eleganz im Körper zu spüren und so zu gehen.
- **Warum – wohin** gehe ich?
- **Ungewöhnliche Körperbewegungen:** Mit den Schultern die Hände hochziehen // Mit den Händen die Schultern hochdrücken --- Gegenbewegung: Zusammenklappen und dabei einatmen, sich strecken und dabei ausatmen.
- **Bewegungsbewusstsein:** Sich auf den Boden legen, ohne die Hände zu benutzen. Wie geht das mühelos? Wieder aufstehen ohne Kraft: verschiedene Möglichkeiten erproben.
- **Schattenboxen/Stuntman:** Miteinander raufen, ohne sich zu berühren.

Pantomime-Übungen

- **Spiegelbild** (paarweise)
- **Phantasieball:** Wir spielen mit einem unsichtbaren Ball im Kreis: Einer beginnt (Seinen Händen und seiner Wurfart kann man

entnehmen, was das für ein Ball ist). Er wirft den Ball deutlich zu einem Mitspieler. Alle verfolgen mit den Augen (und ganzem Körper) die Flugbahn. Der „Ball“ wird gefangen und weitergespielt.

- **Variante dazu:** Ich fange den Ball. In meinen Händen verändert er sich (Alles, was konstant bleibt, ist die Kugelform). Ich werfe oder rolle oder gebe den neuen Ball weiter.
- **Marionetten:** Vorstellung: Man ist oben am Haarscheitel an einem Faden aufgehängt. Es wird leicht gezogen. Weitere Fäden: An den Mittelfingern jeder Hand. An den Knien. Spielleiter ist „Marionettenspieler“, sagt an, an welchem Faden oder Fäden er zieht. So kann man auch gehen, sitzen ... lassen. Schluss: Alle Fäden werden schnell losgelassen (durchgeschnitten). Man kann die liegenden Marionetten wieder langsam aufstehen lassen: Genau beachten, in welcher Reihenfolge die Körperteile hoch kommen.
- **Mit gedachtem Gegenstand** umgehen: Ein Buch aufschlagen und darin lesen; aus einem Glas trinken; Schuhe anziehen und zubinden Wichtig ist vor allem eine genaue innere Vorstellung des Gegenstandes und der Handlung!
- **Lebende Bilder** in der Gruppe stellen (Standbilder): „Glückliche Familie“, „Zoff in der Klasse“ udgl.
- **Gruppenpantomime:** Wir bauen eine Maschine; Gedränge beim Winterschlussverkauf; hohe Wellen

Kleine Handlungsszenen: Flasche aus dem Kühlschrank holen, Glas mit Milch füllen, trinken und Ähnliches.

Literatur

- Arndt, Michael (1997): **Szenisches Gestalten in der Schule**, Halle: LISA.
- Bany-Winters, Lisa (2000): **Theater-Spiel-Training für Kinder**, Mühlheim an der Ruhr: Verlag an der Ruhr.
- Beier, Holle (Red.) (1997): **Spiel macht Schule macht Schulspiel**, Dillingen: Akademie für Lehrerfortbildung und Personalführung.
- Boal, Augusto (1989): **Theater der Unterdrückten**, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bubner, Claus/ Mangold, Christiane (1995): **Schule macht Theater**, Braunschweig: Westermann.
- Hoffmann, Christel (Hrsg.) (1999): **Theater spielen mit Kindern und Jugendlichen**, Weinheim und München: Juventa.

- Koch, Gerhard (Hrsg.) (1999): **Ohne Körper geht nichts**, Berlin: Schibri.
- Kreuzer Karl J. (Hrsg.) (1983/1984): **Handbuch der Spielpädagogik**,
Düsseldorf: Schwann.
- Scheller, Ingo (1999): **Szenisches Spiel. Handbuch für die pädagogische
Praxis**, Berlin: Cornelsen Scriptor.
- Wagner, Betty, J. (1998): **Das Leben entlassen und gestalten.
Darstellendes Spiel im pädagogischen Raum**, Essen: Die Blaue
Eule.

Elena-Raluca Weber
Temeswar

Durch Interkulturalität ein Homo europaeus? Antwortversuch auf Grund der Bayreuther Sommeruniversität für Interkulturelle Deutschstudien

Abstract: Initiated by a half interrogative, half declarative title (A Homo Europaeus through Interculturality? Answer Attempt, based on the Bayreuth Summer University for Intercultural German Studies), the argumentative thread aims at confirming the answer by employing both theoretic and practical information in this respect. Thus, the frame entails several identity-laden aspects, inquiring the manner in which intercultural pedagogy manages to create only one dimension of the multi-faceted and controversial Homo Europaeus. Interculturality consequently acquires a certain degree of corporeality, the pedagogical „inbetweenness“ (Zwischenraum) hence triggered being illustrated in terms of ludo-logical processes as well as the results of a questionnaire, whose target is Eastern Europe.

Keywords: Homo Europaeus, intercultural pedagogy, Eastern Europe.

1. Einleitung

„Meine Andersartigkeit soll keinesfalls Beleidigung, sondern Bereicherung für dich sein.“ (de Saint-Exupéry, zit. nach Pietzonka 2006: 71). Dies ist die Stimme, wodurch der folgende Diskurs dargestellt wird, wobei die Fragestellung schon im Titel der Arbeit ersichtlich wird: *Durch Interkulturalität, ein Homo europaeus?* Vorausgesetzt wird also ein *interrogativer Umgang* mit der Problematik, die auf der Übertragung des *impressionistischen Herangehens* aus der Kunst auf die Bearbeitung der Frage beruht.

Diesbezüglich deutet der unbestimmte Artikel „ein“ nur auf *eine¹ mögliche Facette, einen potentiellen Habitus* des Homo europaeus hin, der als

¹ Wie bei James Joyce: *A Portrait of the Artist as a Young Man*.

unvollständiges Projekt ein ganzes Spektrum an Eigenschaften aufweisen kann.

Der von dem französischen Soziologen Pierre Bourdieu verwendete Begriff ‚*Habitus*‘ bezeichnet Werte- und Beurteilungssysteme, Denk- und Verhaltensweisen, existentielle Haltungen, die einer sozialen Gruppe eigen sind und von deren Mitgliedern internalisiert werden [Hervorhebung RW] (Lipiansky 2006: 119).

Daraus ist zu entnehmen, dass man im Grunde über kein absolutes Bild dessen sprechen kann. Es gibt nicht „den“ Homo Europaeus per se. Die gegenwärtige plurale Gesellschaft schließt ein solches Geschöpf aus. Bloß durch die Wahrnehmung des Fragments kann man eine Art moderne Totalität (Patchwork aus Bruchstücken) anstreben. Außerdem soll dieses Herangehen vermeiden, dass eine *metonymische Illusion* hergestellt wird:

[...] eine *metonymische Illusion* besteht darin, dass wir den Teil als das Ganze betrachten. Diese Art Generalisierung steckt bereits in einem Satz, der mit ‚Die Franzosen...‘ anfängt [Hervorhebung RW] (Ebd. 117).

Von dem interrogativen und impressionistischen Verfahren abgeleitet verwandelt sich die Arbeit in dem Versuch einer Beantwortung dieser Frage, allgemein durch die Darstellung der schon im Titel gängigen *Antwort (die Interkulturalität)* gekennzeichnet.

Dabei verdeutlicht sich die allmähliche, kapitelweise Auffächerung der Interkulturalität, die sich von der Theorie in Richtung der Praxis bewegt, um schöpferisch die „Zutaten“ für die quasi-alchemistische Herstellung eines Homo europaeus zu liefern.

2. Interkulturalität und Homo europaeus

„Interkulturell denken und handeln“ lautet die Aufforderung in allen Schlagzeilen der heutigen Rhetorik der Kommunikation. Der gegenwärtige Kontext bedarf nämlich eines unterschiedlichen Herangehens im Umgang der Kulturen miteinander, um die Leere der geschichtlichen Diskriminierungen und Pogrome zu überbrücken und eine Richtung des gegenseitigen Verständnisses sowie der Verständigung zu bestimmen. Aus diesem dringenden Bedürfnis ergibt sich Interkulturalität als mögliche Lösung:

Dahinter steckt das Erfordernis nach Dialog und kritischem Konsens in einer vernetzten Welt, in der sich Probleme nicht mehr in nationalstaatlichen Grenzen bändigen lassen [...] (Schnell 2000: 232).

Deshalb erfordert die Interkulturalität

nicht nur das *Wissen um den Anderen als Fremdkulturwissen (Alterität)*, sondern vor allem auch das *Wissen um das Eigene als Eigenkulturwissen* und das *Bewusstsein der Kulturalität des Verstehens* [Hervorhebung RW] (Ebd. 231).

Wegen dem Bedürfnis des Menschen nach kultureller Vergewisserung tritt also die *Xenologie* (gr. *xénos*: fremd, Fremder; gr. *logos*: Vernunft, Rede, Wort)² als *interdisziplinär* und *interkulturell* ausgerichtete Fremdeitsforschung in den Vordergrund. Sie zielt darauf hin, einen *wechselseitigen Aufklärungsprozess* zu verwirklichen: Kulturelle Vielfalt ist als Reichtum einzuschätzen und soll nicht als „Chaos, Unordnung oder Vielerlei“ (Wierlacher/Albrecht 2003: 282) empfunden werden.

In diesem Kontext kann der *Homo europaeus* als (Inter-)Akteur agieren. Ob sich dieser Menschentypus als ein künstlich geschaffener „Homunkulus“³ erweisen wird, oder ob er in der Tat „realitätsfähig“ ist, wird in den folgenden Kapiteln darzustellen versucht. Dabei ist vorläufig zu betonen, dass dem *Homo europaeus* zum Teil auch eine ludische Komponente einzuräumen wäre. Es besteht also eine Ähnlichkeit mit Johan Huizingas *Homo ludens*, dessen Hauptthese die ist, dass kulturelle *Systeme* wie *Politik*, *Wissenschaft*, *Religion*, *Recht* usw. ursprünglich aus spielerischen *Verhaltensweisen* abgeleitet worden sind und sich über *Ritualisierungen* im Laufe der Zeit *institutionell* eingebürgert bzw. verfestigt haben. Huizinga ist der Auffassung, dass man im Grunde die ganze Kultur als *sub specie ludi* betrachten könnte (vgl. Huizinga 2007: 44). Der *Homo ludens* lässt also seine Fähigkeiten nicht mittels machtbezogener Einflüsse im herkömmlichen Sinne heranwachsen, sondern entwickelt sie über *das Spiel*. Die spielerische Tätigkeit ist zu diesem Zweck der *Handlungsfreiheit* gleichgesetzt und setzt somit eigenes Denken voraus. Das Spiel sei eine *Zivilisations-Tat*, so Liiceanu (2007: 11), vor allem dann, wenn das spielende Individuum Mitglied einer Gemeinschaft ist.

² Vgl. Nünning 1998: 576.

³ Einer „Galerie“ von Homo-Gestalten ähnlich: *Homo novus/universalis/sovieticus* usw.

Nichtsdestoweniger dient diese Analogie dazu, um die Wirkung der ludologischen Verfahren im Rahmen der interkulturellen Pädagogik vorauszuweisen.

3. Korporalität der Interkulturalität: ein pädagogischer Zwischenraum

Kulturen verfügen über eine gewisse *Dynamik*, die eine besondere Wirkung auf die interkulturellen Begegnungen ausübt. Die Interkulturalität trägt eigentlich dazu bei, einen neuen Raum herzustellen, der sich „irgendwo zwischen mir und dem anderen“ (Hagen 2006: 303) befindet und der im Umgang mit dem Eigenen und dem Fremden eine ausschlaggebende, identitätsstiftende Rolle spielt.

Sie ist also dafür zuständig, einen *neuen Raum* der Kommunikation zu eröffnen, der überdies auch die Form eines „kreativ[en] Milieu[s]“ (Wierlacher 2003: 262) annehmen kann. Dadurch entsteht eine *Teilgemeinschaft*, die weder als einfache Zusammenstellung der jeweils vorhandenen kulturellen Identitäten⁴ noch als Selektion kompatibler Facetten dieser zu verstehen ist. Vielmehr handelt es sich um *eine Welt an und für sich*, die zugrunde geht, sobald das gemeinsame Handeln ein Ende findet. Was daraus übrig bleibt, ist das *Erfahrungswissen*, das im großen Ganzen die Vorkenntnisse eines künftigen Treffens liefert. Demzufolge bedarf es der so genannten *interkulturellen Kompetenz*, um die Effizienz der Begegnung zu erhöhen. Sie ist

die Fähigkeit, einen solchen, den Dialog ermöglichenden Zwischenraum zwischen den Menschen verschiedener Kulturen durch *Offenheit*, *Empathie* und *Toleranz*⁵ zu schaffen und produktiv auszugestalten [Hervorhebung RW] (Schnell 2000: 232).

⁴ *Identität* = völlige Übereinstimmung, Gleichheit, Wesenseinheit, Deckung. (Wahrig-Burfeind 2004: 670). Identität ist aber nicht unbedingt als feststehende Eigenschaft der Individuen zu verstehen, sondern soll vielmehr prozessual begriffen werden. Jedwede Entität beruht im Grunde nicht auf einer einzigen Identität, sondern auf einer identitären Pluralität.

⁵ Auf der *Ebene des Unterrichts*, z.B., verdeutlicht sich diese in Form einer *Toleranzdidaktik*, die eine „positive Anerkennung von Andersheit, ihrer Nichtdiskriminierung und somit der Anerkennung des Menschenrechts auf Verschiedenheit“ (Otto 2003: 587) voraussetzt.

Alois Wierlacher gibt indirekt dieselben drei Elemente wieder, wobei er sie wie folgt definiert:

[...] die Fähigkeit, sich adäquat und flexibel gegenüber den Erwartungen der Kommunikationspartner aus anderen Kulturen zu verhalten, sich der kulturellen Differenzen und Interferenzen zwischen eigener und fremder Kultur und Lebensform bewusst zu werden und in der Vermittlung zwischen den Kulturen mit sich und seiner kulturellen Herkunft reflektierend identisch zu bleiben (Wierlacher 2003: 258).

Durch die intensive Thematisierung der Interkulturalität ist seit Mitte der 1980er Jahre eine sich damit gleichzeitig entwickelnde Tendenz zu identifizieren: Zahlreiche Nachbardisziplinen haben sich daraus entfaltet. Darunter kann man z.B. aus Sicht der interkulturellen Germanistik die *interkulturelle Pädagogik* erwähnen. Hinzuzufügen sind folgende: die interkulturelle Philosophie, die neuere interkulturelle Wirtschaftskommunikation sowie Teilbereiche der Soziologie, des Kulturvergleichs oder der kommunikationswissenschaftlich begründeten Linguistik. Sogar innerhalb der Managementforschung hat die Interkulturalität ihr Echo gefunden. Interkulturalität ist also zur Forschungsfrage eines breiten wissenschaftlichen Fächerspektrums geworden. In diesem Zusammenhang schlägt beispielsweise die *interkulturelle Pädagogik* die Brücke zwischen den Elementen des Titels der Arbeit.

Die *Korporalität der Interkulturalität* ist aber durchgehend praktisch angelegt mit der *Fallstudie* zur *Bayreuther Sommeruniversität für Interkulturelle Deutschstudien* im Zentrum. Unter Mitarbeit der Universität Bayreuth und des Instituts für Internationale Kommunikation und Auswärtige Kulturarbeit Bayreuth wird diese interkulturelle Begegnung seit 12 Jahren jeden Sommer im August und September veranstaltet. Sie ist eigentlich *doppelt interkulturell* engagiert, zuerst mittels der Lehrveranstaltungen und -inhalte, zweitens indem sie den kurzfristigen Zwischenraum dafür anbietet und also das Zusammentreffen von Eigenem und Fremdem ermöglicht.

Die *Fallstudie* ist *zweidimensional* gestaltet. Sie berichtet *einerseits* konkret über Durchführungsmittel der interkulturellen Pädagogik, die in *ludologischen* Termini agieren. *Das biographische Schreiben* und die Inszenierung im Rahmen eines *Theaterworkshops* werden diesbezüglich aufgrund von Selbsterfahrung sowie von den Studien von *Remi Hess* und *Otto Lüdemann* präsentiert und ausgelegt. Doch *andererseits* ist die konkrete Untersuchung der Wirkung der interkulturellen Begegnung, die

durch den Fragebogen *Ich und der Andere. Wirkungen einer interkulturellen Begegnung* in den Vordergrund gerückt wird, eingehender. Schwerpunkt dabei ist Osteuropa und das betreffende Unterkapitel begründet die Auswahl der Stichprobe sowie den Aufbau des Fragebogens, ehe die Resultate zugunsten des *Homo europaeus* interpretiert werden können.

3.1. Fallstudie: Die Bayreuther Sommeruniversität für Interkulturelle Deutschstudien

3.1.1. Prinzipien der interkulturellen Pädagogik

Die *interkulturelle Pädagogik* bezeichnet diejenigen pädagogischen Ansätze, die Menschen unterschiedlicher Herkunft in den Mittelpunkt setzen. Dabei geht es insbesondere darum, im gemeinsamen interkulturellen Lernen einen vernünftigen Umgang mit Eigenheit und Fremdheit zu finden. Als Ausgangspunkt dafür gilt die sogenannte *Kulturkontaktthese*, die besagt, dass das Zusammenleben von Angehörigen unterschiedlicher Kulturen einen *Lernprozess bei allen Beteiligten* auslöst. Diesem Ansatz liegt ein *dynamischer Kulturbegriff* zugrunde, wie das schon unterstrichen wurde. Dadurch werden also konkrete Absichten verfolgt: Etwa die Befähigung zu einer *aktiven Auseinandersetzung mit Differenzen*, wie sie für eine pluralistische Gesellschaft konstitutiv sind; sie ist gleichzeitig eine *Absage an Gleichgültigkeit* und *einen falsch verstandenen Toleranzbegriff* (vgl. Holzbrecher 2004: 32). Daraus entwickelt sich „ein komplexes Spiel zwischen Akzeptanz und Zurückweisung“ (Colin 2006: 47), wobei die Protagonisten nicht mehr als Marionetten wahrgenommen werden sollten, „die an den Fäden von Ethnie, Geschlecht oder Generation hängen, sondern in ihren subjektiven Möglichkeitsräumen gesehen werden [sollen]“ (Kordes 2006: 306). Die Akteure, unabhängig davon, ob es sich um Dozenten oder Schüler/Studenten handelt, verfügen jeweils über ein eigenes kulturelles Vermögen, das sie im gegenseitigen Kennenlernen einberufen können. Die *Interkulturelle Pädagogik* fungiert im Grunde also als *Vermittler*, sowohl was die jeweiligen Akteure anbelangt als auch betreffend der „rituellen settings“ (Wulf 2006: 285), worin ein jeder seine innere bzw. äußere Heimat mitbringt, um zur Interaktion heranzukommen.⁶

3.1.2. Kreative Umgangsformen

⁶ Die Kontexte der formellen, informellen und nonformellen Erziehung werden also gleichermaßen zu rituellen Veranstaltungen.

Die Interkulturelle Pädagogik ist nicht nur eine Gesamtheit von Ansätzen, sondern sie agiert auch mit Hilfe der *Ludologie*, einem relativ neuen interdisziplinären Bereich, der sich zuerst mit der Untersuchung der Lernfunktion von Computerspielen beschäftigte. Im Laufe der Zeit erlebte sie aber eine Erweiterung im Forschungsgegenstand, deswegen bezeichnet der Begriff heutzutage auch die pädagogische Facette, die sich um *das Einsetzen spielerischer Aktivitäten innerhalb des Unterrichts* auf allen Ebenen kümmert⁷. Ein solches Herangehen erfüllt natürlich einen *erzieherischen Zweck* und erzeugt zugleich eine gewisse *Lernerautonomie*. Ähnliche ludologische Mittel wurden auch im Rahmen der Bayreuther Sommeruniversität für Interkulturelle Deutsch-Studien eingeführt. Dieses Unterkapitel behandelt sie aber nicht extensiv, sondern zentriert sich auf zwei Tätigkeiten, die von besonderer Wichtigkeit sind. Deren Interpretation beruht einerseits auf *Selbsterfahrung*, und andererseits auf die *Anknüpfung an zwei Studien*, die gewisse kreative, interkulturell geprägte Aktivitäten untersuchen. Es handelt sich um Remi Hess' **Die biographischen Formen des Schreibens** sowie um Otto Lüdemanns **Identität und Masken-Kreativitätswerkstätten für interkulturelles Lernen**.

Hess untersucht die Lebensgeschichte, das Tagebuch, den Briefwechsel sowie die Monographie und stellt dabei fest, dass diese Formen des Schreibens einen gemeinsamen Punkt haben, nämlich eine „Logik der Momente“ (Hess 2006: 352).

Das Magazin der Sommeruniversität Bayreuth bot den Studenten⁸ Anlass, sich über ihre Erfahrungen im interkulturellen Kontext zu äußern und wurde somit durch die Vielfalt an Beiträgen (Essays, Interviews, Aufsätze usw.) zu einem *Tagebuch der mehrschichtigen Autorenschaft*. Egal ob schriftstellerisch oder eher bericht-artig eingestellt, diente diese Verschriftung zur Festlegung der erlebten Momente und lieferte zugleich einen unmittelbaren Zugang zu den Wahrnehmungen und der Perspektive der „Betroffenen“ im Rahmen der kurzfristig veranstalteten interkulturellen Gesellschaft. Hess meint dazu Folgendes:

Die Gesamtheit der Momente, die sich eine Gesellschaft gibt, macht diese Gesellschaft aus. Das Gleiche gilt für den Einzelnen (Hess 2006: 353).

⁷ Vgl. Surdyk 2008: 262. Aufrufbar unter: www.cceol.com [8.04.2009].

⁸ Unter der Koordination von Prof. Oliver Hepp und Martyna Jednak (Mitglied des Diversity Management-Teams).

Ein jeder der fast 300 Studenten aus 45 Ländern fungierte nämlich stellvertretend für seine eigene Kultur und war zur selben Zeit aktives Subjekt innerhalb der interkulturellen Begegnung.

In diesem Zusammenhang stellt sich außerdem die Frage der *Rückverbindung zu sich selbst*; sogar dieser Bezug zum Ich wird von Hess als „interkulturell“ abgestempelt:

Wie ist es möglich, aus der Innensicht nicht nur die Identität oder die Alterität, sondern insbesondere die ‚Interität‘, also das gemeinsame Leben zu beschreiben? Die *Interität* ist an sich interkulturell (Hess 2006: 354).

Es wäre noch hervorzuheben, dass dieses Bewusstmachen der Gedanken im Sinne der Vermittlung zwischen Ich und dem Anderen, zwischen Eigenem und Fremden an sich kreativ wirkt und auch als Kreativitätsquelle fungiert. *Das Verfahren und das geschriebene Resultat sind also gleichfalls kreativ.* Hiermit zwei Beispiele aus dem Sommeruni-Magazin: Zuerst das sogenannte *Verneuth-Rezept. Für die Schaffung eines eigenen Verneuths* (Weber 2008: 3), wobei „Verneuth“ als die interkulturelle Gestalt par excellence dargestellt wird und durch die Verschmelzung von „Verne“ mit „Bayreuth“ Vergangenes und Gegenwärtiges im Zwischenraum global verbindet. Mittels dieses Einmündens ins Onomastische entfaltet sich die Anregung zur interkulturellen Kommunikation und zur Aneignung der interkulturellen Kompetenz. Das zweite Beispiel aus dem Magazin ist der identitätsbezügliche, metaliterarische Essay *Proxemik der Fremde. Monologe im Dialog* (Weber 2008: 18), der eigentlich auf allegorische Weise die Begegnung zur (Eigen-)Fremdheit thematisiert: Es handelt sich dabei um eine Gestalt, die ihre Haut verschlungen hat. Das „Du“ wird also eins mit der Haut, die als die tiefste Oberfläche auftaucht, und jeder berichtet über seine eigene Erfahrung diesbezüglich. Deswegen entsteht eine indirekte dialogische Beziehung zwischen den beiden Monologen.

Eine weitere ludologische Aktivität verdeutlichte sich im Rahmen des *Theaterworkshops*, der die daran teilnehmenden Studenten auf die Existenz des interkulturellen Zwischenraums mittels spielerischer Inszenierung aufmerksam machte. Die wesentlichen „Umweltsbedingungen“ dafür wurden also nicht nur durch die Sommeruniversität geschaffen, sondern auch innerhalb des Theaterworkshops als *kreativer Mikrokosmos* der Begegnung zwischen dem Eigenen und dem Fremden. Es ging dabei

um Chancen und Grenzen eines vertiefenden interkulturellen Lernens, das sich zunächst vor allem der Herausforderung stellt[e], Teilnehmerinnen und Teilnehmer auf der *emotionalen* Ebene für die Begegnung mit dem Fremden in sich selbst zu sensibilisieren (Lüdemann 2006: 336).

Die Ergebnisse konkretisierten sich durch ein zusammen geschriebenes und aufgeführtes Theaterstück unter der Leitung von Prof. Dr. Heike Koch. Unter dem Namen *Panzer im Café* thematisierte das Stück das Aufeinandertreffen von Angehörigen unterschiedlicher Kulturen, die sich zwar zuerst äußern, aber miteinander nicht kommunizieren können. Deshalb verbleiben sie als Gefangene in dem für sie inhaltslosen *Ritual der Begrüßung*. Diese kritische Lage führt zum Konflikt mit sich selbst und den anderen, sogar zur Entfremdung und Vereinsamung. Bis zuletzt gelingt es den „Akteuren“, die alle schwarz angezogen sind und weiße Masken tragen, sich durch nonverbale Mittel wie z.B. das Tanzen, zu verständigen, um letztendlich zum Verbalen zu gelangen.

Alles in allem liefern die beiden zuvor dargestellten Aktivitäten neue Möglichkeiten zum Umgang mit der eigenen Identität sowie mit der Fremdheit, indem sie die kreativen Ressourcen und das Fantasiepotential der Studenten zu ihrem Gunsten ausnützen.

Davon ausgehend, jedoch mit einer etwas anderen Akzent- und Zielsetzung, behandelt das nächste Kapitel eine zusätzliche Möglichkeit zur Äußerung der studentischen Erfahrungen im interkulturellen Kontext. Diese ist, im Unterschied zu den anderen präsentierten Mitteln, weder symbolisch noch rituell eingestellt, sondern bietet ein direktes Forum des Ausdrucks. Als Instrument dafür wurde ein Fragebogen zum Thema verwendet.

3.1.3. Ergebnisse des Fragebogens *Ich und der Andere. Wirkungen einer interkulturellen Begegnung. Schwerpunkt: Osteuropa*

Als Target der Stichprobe wurde Osteuropa gewählt. Das ist mit der Bedeutung versehen, dass die westeuropäischen Länder oder die Vereinigten Staaten als Pioniere der interkulturellen Pädagogik gelten. Außerdem hat sich diese dort institutionell prägnant eingesetzt und veranstaltet mittels vielfältiger Programme solche unterrichtsbezogene Begegnungen von Schülern oder Studenten, die Angehörige unterschiedlicher Kulturen sind. Deswegen bieten diese Staaten einen schon ausführlich untersuchten Forschungsraum an, der vielmehr im Sinne eines Ausgangspunktes, eines Rahmens als konkreter Untersuchungsgegenstand betrachtet werden kann.

Osteuropa versuchte sich nach der Wende 1989 von den Gräueln des Kommunismus abzuwenden und deren Wirkung in einer Ressource zu verarbeiten. Diese vermag die damalige Erfahrung einer vereinheitlichenden Politik als negativer Umgang mit Eigenheit und Fremdheit zu beurteilen. Die Spuren der Entindividualisierung, welche die Diktaturen in den ehemaligen Ostblockstaaten hinterlassen haben, bedürfen der Umsetzung des Bewusstseins von Identität und Vielfalt. Insbesondere die junge Generation, die nicht (ganz) von dem ehemaligen Regime betroffen wurde, ist damit angesprochen.

In Osteuropa begann sich somit die Interkulturelle Pädagogik erst in den letzten Jahren zu verbreiten. Die osteuropäischen Länder sind jedoch eher als Teilnehmer darin einbezogen. Das Wissensbegehren der Schüler und Studenten in diesen Staaten sowie deren schulische oder akademische Resultate verwandeln sie in eligible Targets für vielfältige Mobilitätsprogramme, wie z.B. Erasmus oder DAAD.

Davon ausgehend wurden zehn Studenten aus zehn osteuropäischen Ländern willkürlich ausgewählt. Die niedrige Anzahl im Rahmen der Stichprobe hat sich daraus ergeben, dass die Befragung per Internet durchgeführt wurde, eine gewisse Zeit nach der eigentlichen Begegnung innerhalb der Sommeruniversität. Die persönliche Verteilung des Fragebogens bzw. das Sammeln der Ergebnisse ist in der Regel viel wirksamer als eine virtuelle. Dennoch sind die Antworten trotz der Anzahl suggestiv und fungieren stellvertretend für die Teilnehmer aus den berücksichtigten Ländern. Im Folgenden deren Auflistung anhand des alphabetischen Kriteriums: Bulgarien, Polen, Rumänien, Russland, die Slowakei, Slowenien, Tschechien, die Ukraine, Ungarn und Weißrussland.

Der Fragebogen besteht also aus einer Mischung aus zehn offenen und geschlossenen Fragen, die sowohl einfache Ja/Nein Antworten verlangen als auch Meinungen erfragen, entweder mittels angegebener Varianten oder durch die Gelegenheit, sich mit eigenen Worten auszudrücken (z.B. im Zusammenhang mit vergangener Auslandserfahrung, Fremdwahrnehmung, Stereotypen). Einzigartig dabei ist die Aufforderung, ein Akrostichon aus dem Wort „interkulturell“ zu ergänzen, wobei man damit assoziativ umgehen soll.

Die erste Frage bezüglich der Auslandserfahrung wurde von der Mehrheit bejaht, d.h. 7 Befragte (aus der Slowakei, Slowenien, der Ukraine, Ungarn, Weißrussland, Bulgarien und Rumänien) äußerten sich bejahend dazu, während die verbliebenen 3 (Russland, Polen und Tschechien) über keine solche Erfahrung vor dem Aufenthalt in Bayreuth verfügten. Trotzdem

erweist sich im Laufe der Untersuchung, dass auch die letzten 3 ein eher positiv geprägtes Bild des Fremden wahrgenommen haben. Aus den 7 Befragten, die bejahend geantwortet haben, konnte man bei 4 beobachten, dass sie ihre Auslandserfahrung im Rahmen von Ferienreisen erworben haben, d.h. vielmehr im Sinne von Beobachtern als von konkreten Subjekten der Begegnung. Rumänien gewann die Erfahrung aus einem Schüleraustausch, was sowohl auf den Spracherwerb als auch auf die Aneignung der interkulturellen Kompetenz hindeutete. Bei Punkt d) dieser Frage, bei der man auch andere Quellen einfügen konnte, ergänzte die Slowakei ihre Teilnahme an der Bayreuther Sommeruni 2007, während Bulgarien einen Kulturaustausch erwähnte.

Bezüglich der Haltung gegenüber der Bekanntschaft zum „Anderen“ vor dem eigentlichen Aufenthalt in Bayreuth meinten 5 der Befragten, sie seien neugierig gewesen, neue Kulturen kennenzulernen. Merkwürdigerweise fühlte sich keiner unsicher über die Art und Weise, wie die Begegnung stattfinden würde. Während und nach dem Aufenthalt fanden 5 der Befragten, sie hätten sich im Anderen wiedergefunden. Sloweniens Beispiel diesbezüglich ist besonders suggestiv:

Ich habe gesehen, dass wir Jugendliche in demselben Alter (rund 20) ähnliche Probleme haben und dass wir uns vom Lebensstil her nicht wesentlich unterscheiden (das Studium hatte bei allem Vorrang, sowohl bei den Italienerinnen, Slowakinnen, Ungarinnen ... und den Deutschen).

Die Ukraine besagte, dass sich ihre Erwartungen erfüllt haben, denn

alles ist wie geschmiert gelaufen, ich hatte gar keine Probleme im Umgang mit den ‚Anderen‘, ich hege keine Vorurteile gegenüber den Vertretern anderer Länder.

Im Falle von *Bulgarien* wurden einige der negativen Fremdbilder durch konkrete Bekanntschaft zerstört: „Alle unterschieden sich voneinander sogar innerhalb der Grenzen des eigenen Landes. Sehr oft hängt es von persönlichen Charakterzügen ab.“

Des Weiteren wurden die Befragten aufgefordert, sich darüber zu äußern, *mit wem* sie geneigt waren, außerhalb der eigentlichen Lehrveranstaltungen und der Wohnbedingungen, die sowieso einen interkulturellen Kontext angeboten haben, *Zeit zu verbringen*. *Keiner* meinte, er hätte nur mit Kommilitonen aus dem eigenen Land interagiert, 5 hatten Kontakt zu einer Mischung von Kollegen aus der Heimat und aus anderen Ländern, während 4 gemieden haben, mit Einheimischen zu kommunizieren und sich somit nur

auf Ausländer bezogen, mit dem Gedanken im Hinterkopf, dass sie zu Hause jedenfalls die Chance haben, Inländer zu treffen. Es entsteht also ein *Gleichgewicht der Interaktion*, wobei ein jeder mehr oder weniger mit dem Ziel kam, neuen Menschen, vor allem Angehörigen anderer Kulturen, zu begegnen.

In enger Verbindung zu dieser Frage standen noch zwei, die die *Gründe* erforschten, wieso einer vorwiegend mit Inländern oder Ausländern Zeit verbracht habe. Bezüglich der *Inländer* ging *Ungarn* von Variante a) aus, die besagte, man habe nur am Anfang mit Einheimischen interagiert, um sich an den fremden Kontext durch Kontakt zum Vertrauten leichter anpassen zu können. Ungarn betonte aber das Gegenteil davon, wie folgt:

[...] zuerst habe ich die anderen Ungarn gemieden, später haben wir uns dann immer mehr angefreundet - ohne dabei die inzwischen kennengelernten Freunde aus anderen Ländern zu vernachlässigen.

Was die *Ausländer* anbelangt, meinten 4 der Befragten, sie seien von dem Kennenlernen neuer Kulturen angereizt worden, deswegen haben sie mit ihnen Zeit verbracht; 5 begründeten jedoch ihre Annäherung dadurch, dass sie ihre Deutschkenntnisse durch Üben verbessern wollten.

Im *Übergang vom Fremden zum Eigenen* sind 6 der Befragten der Meinung, sie seien vom „Anderen“ so empfunden worden, wie sie sich dargestellt haben, nämlich durch ihre Haltungen dem Anderen gegenüber. 3 meinten, es habe anfangs Vorurteile über ihre Kultur gegeben, aber die Anderen haben sich nach dem konkreten Kontakt verändert.

Weiterhin ist es bezüglich des *Akrostichons* interessant zu bemerken, dass es Wörter gibt, die bei mehreren entweder als solche oder in Variationen davon auftauchen: *Neu* (Neue, Neues, Neue Bekanntschaften, Neues Verständnis, Neugier): 6; *Toleranz*: 4; *Interaktion*: 3; *Kommunikation*: 3; *Kultur(en)*: 3. Davon ausgehend ist festzustellen, dass die Befragten im Grunde von denselben Aspekten geprägt sind, egal ob sie über Vorwissen diesbezüglich verfügen oder nicht. Das Neue rückt in den Vordergrund, zusammen mit den Umgangsformen der Interaktion und Kommunikation unter den Kulturen, die sich auch auf Toleranz stützen.

Schließlich sind hier auch einige *einzigartige Beiträge* anzuführen, die die Feinheiten der Wahrnehmung verdeutlichen. Vielleicht ist es nicht zufällig, dass sie gerade von denjenigen Befragten stammen, die schon eine Auslandserfahrung haben. Bei ihnen geht die Annäherung auch auf Grund der Qualität des Vorwissens mehr in die Tiefe: *Bulgarien*: Takt, Unterschied; *Rumänien*: Reflexion; *Slowenien*: Lernen, Europa: die

Slowakei: kreativ; *Ukraine*: entdeckungswert, Union; *Ungarn*: Kulturschock, Umgang (mit Menschen), Empathie.

4. Schlussfolgerung

Kultur als eine Sprache hinter der Sprache, als eine Verständigung, die nicht einmal von Sprache abhängt, als ein Bereich, der mit den zunehmenden Problemen unserer Zivilisation immer deutlicher als ein Bereich der Rettung oder als jener der politischen Verführung erscheint - hier war anzusetzen, wenn über die kommende Entwicklung etwas gesagt werden sollte [Hervorhebung RW] (Kraus 1975: 12-13).

Wolfgang Kraus konzentriert in dieser Aussage die ganze Problematik der Kultur, die auch auf Interkulturalität und die damit verbundenen Bereiche übertragen werden kann. Wie bereits im Rahmen der Arbeit bewiesen, handelt es sich dabei sowohl um eine der vernünftigsten und in der Tat effizientesten Möglichkeiten des Umgangs mit dem Eigenen und dem Fremden als auch um das verborgene Risiko, dass die Interkulturalität wegen ihres inhaltlichen Schwebestands zum politischen Schlagwort und somit missbraucht wird. Was aber die Untersuchungen ergeben haben, ist eher positiv zu interpretieren.

Interkulturalität ist einerseits das schöpferische Produkt der zeitgenössischen Umstände in der Welt und leitet sich unmittelbar davon ab. Andererseits liefert sie nicht nur ein menschliches Verhaltensmodell, sondern verkörpert die Menschen und deren Kulturen als solche, die in dynamischer Beziehung zueinander stehen. Die schon behandelte *interkulturelle Pädagogik* ist bloß eine der Ausdrucksformen der Interkulturalität, die auf vielfältige Art und Weise im Alltag zu finden sind. Zu betonen wäre noch, dass die Interkulturalität *nicht ausschließlich* im europäischen Raum anzusetzen ist. Ganz im Gegenteil ist sie weltweit auf allen Ebenen zu finden, mit der zunehmenden Mobilität der Bevölkerung und den mehrschichtigen „Identitätsbausteinen“, worüber die Menschen verfügen oder die sie im Laufe interkultureller Begegnungen erwerben. Dieser Begriff ist zwar geschichtlich auf den amerikanischen Kontext⁹ zurückzuführen, aber um seine Wirkung thematisch einzugrenzen,

⁹ In der *Zwischenkriegszeit* erlebten die Begriffe *intercultural* und *cross-cultural* eine erste Konjunktur. Diese erfüllten vorwiegend die Funktion, „politisch realisierbare Konzepte für Konfliktlösungen in der *nation of immigrants* zu erarbeiten“ (Schnell 2000: 231). Sie dienten also einer gesellschaftspolitischen Absicht.

fokussierte die Arbeit vorwiegend auf den europäischen Raum, mit Schwerpunkt auf Osteuropa bei der Befragung, die im Rahmen der Fallstudie zur Bayreuther Sommeruniversität für Interkulturelle Deutschstudien durchgeführt wurde. Deswegen bedarf die Interkulturalität innerhalb des Diskurses auch eines *Menschentypus*, der diesmal europäisch angelegt ist. Er kann aber die in Europa angeeignete interkulturelle Kompetenz auch auf anderen Kontinenten anwenden, wo die neuen Herausforderungen mit diesem Vorwissen vernünftig bewältigt werden können.

Es handelt sich dabei um den schon im Titel anwesenden *Homo europaeus*. Nicht zufälligerweise erscheint er weniger im praktischen Teil im Vergleich zu dem theoretischen Rahmen. Nachdem die „Zutaten“ zur Herstellung eines *Homo europaeus* aufgezählt bzw. untersucht wurden, ist es erforderlich, dass man konsequent „alchemistisch“ weiter vorgeht. Deshalb wurde der „Kessel“ angeboten, innerhalb dessen die Informations-Zutaten miteinander „brodeln“ konnten, um letztendlich zu zeigen, ob das „Gekochte“ wirklich als der beabsichtigte *Homo europaeus* angenommen werden konnte. Als „Kessel“ fungierten die Kapitel des praktischen Teils, die die Interkulturelle Pädagogik thematisierten und die Fallstudie erforschen.

Am Ende der praktischen Untersuchungen oder des metaphorischen alchemistischen „Kochens“ konnte die im Titel gestellte Frage in ein Statement umgewandelt werden. Durch Interkulturalität ist es im Laufe der Argumentation gelungen, die *eine* angestrebte Facette des *Homo europaeus* zu verwirklichen. Darauf wird indirekt auch im theoretischen Teil hingedeutet, jedoch am deutlichsten ist sie innerhalb der Fallstudie zu bemerken. Interkulturalität setzt nicht nur die Bedingungen voraus, die zur Schaffung dieser *Homo*-Figur dienen, sondern hat bereits Embryos davon erzeugt. Diese Lage ist in den westeuropäischen Staaten schon seit Jahren prägnant vertreten. Das Neue stammt aus Osteuropa, aus den Ländern, die zeitlich wegen den ehemaligen Diktaturen nicht über das Gedächtnis eines identitären und alteritätsbezüglichen Bewusstseins verfügen. Es ist also diesbezüglich zu unterstreichen, dass die befragten Studenten solche Embryos sind, die auf Neues geistig vorbereitet sind, auch wenn einige davon Neophyten der Auslandserfahrung sind. Sie können mit Eigen- und Fremdbildern operieren, finden sich in dem „Anderen“, können sich empathisch hineinversetzen und üben zugleich Toleranz aus. Sie sind sich also dessen bewusst, dass die in der Einleitung dargestellte Andersartigkeit (selbst)bereichernd wirken kann und geben sich selbst und dem Fremden die

Chance des gegenseitigen Kennenlernens, die zumindest beansprucht, sich jenseits von Stereotypen und Vorurteilen zu entfalten. Es könnte sein, dass diese osteuropäischen Studenten über eine geringe oder keine interkulturelle Erfahrung verfügen, aber sie besitzen das Vorwissen des Gegenteils, nämlich der Entindividualisierung, entweder selbst erlebt oder durch die Erzählungen der (Groß)Eltern erfahren. Deswegen sind sie eher geneigt, solche Begegnungen zu pflegen und davon angereizt zu werden, als vielleicht die Westeuropäer, bei denen das schon eingebürgert ist und als *for granted* nehmen. Daraus ist aber keinesfalls zu entnehmen, dass der Homo europaeus dem Blockgedanken getreu ist, er vereint und gleicht beide Stellungnahmen aus, die sowieso die teleologische Sicht bzw. die Basis der Interkulturalität gemeinsam haben, trotz inhärenter Asynchronien. Schließlich umfassen die aufgezählten Merkmale das Profil dieser interkulturellen Facette des Homo europaeus. Der Grundstein zur Vertiefung der „Einigkeit in der Vielfalt“ steht bereits zur Verfügung, es verbleibt dem Einzelnen nur, ihm je nach Kontextverhaftung allmählich mehr Inhalt einzuräumen:

Vielleicht werden dann / wir beide / die wir aus blut und täuschung gemacht sind / uns endlich befreien /von der drückenden leichtigkeit des scheins [...] (Herbert, zit. nach Kraus 1975: 15).

Literatur

- Fragebogen *Ich und der Andere. Wirkungen einer interkulturellen Begegnung*. [selbst erstellt]
- Colin, Lucette (2006): *Schüleraustausch und Grenzen der Schule*. In: Nicklas, Hans u.a. (Hrsg.): **Interkulturell denken und handeln. Theoretische Grundlagen und gesellschaftliche Praxis**, Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, 281-284.
- Hess, Remi (2006): *Die biographischen Formen des Schreibens*. In: Nicklas, Hans [u.a.] (Hrsg.) : **Interkulturell denken und handeln. Theoretische Grundlagen und gesellschaftliche Praxis**, Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, 352-357.
- Holzbrecher, Alfred (2004): **Interkulturelle Pädagogik**, Berlin, Düsseldorf: Cornelsen Verlag Scriptor.
- Huizinga, Johan (2007): **Homo ludens. Încercare de determinare a elementului ludic al culturii**, București: Polirom.

- Kordes, Hagen u.a. (2006): *Von Didaktiken zu experimentellen Praktiken*. In: Nicklas, Hans u.a. (Hrsg.): **Interkulturell denken und handeln. Theoretische Grundlagen und gesellschaftliche Praxis**, Bonn: BpB, 295-308.
- Kraus, Wolfgang (1975): **Kultur und Macht. Die Verwandlung der Wünsche**, Wien: Europaverlag.
- Liiceanu, Gabriel (2007): *Preliminarii la o înțelegere a demnității jocului în lumea culturii*. In: Huizinga, Johan (2007): **Homo ludens. Încercare de determinare a elementului ludic al culturii**, București: Polirom, 5-22.
- Lipiansky, Edmond Marc (2006): *Die Komplexität der Vorstellung vom Anderen*. In: Nicklas, Hans u.a. (Hrsg.): **Interkulturell denken und handeln. Theoretische Grundlagen und gesellschaftliche Praxis**, Bonn: BpB, 117-120.
- Lüdemann, Otto (2006): *Identität und Masken-Kreativitätswerkstätten für interkulturelles Lernen*. In: 336-344.
- Nünning, Ansgar (Hrsg.) (1998): **Metzler-Lexikon Literatur- und Kulturtheorie: Ansätze-Personen-Grundbegriffe**, Stuttgart: Metzler, 576-577.
- Otto, Wolf Dieter (2003): *Toleranzdidaktik*. In: Bogner, Andrea/Wierlacher, Alois (Hrsg.): **Handbuch interkulturelle Germanistik**, Stuttgart-Weimar: Metzler, 587-594.
- Pietzonka, Manuel (2006): *Diversity Training im schulischen Kontext: Ein Beitrag europäischer Minderheitenpolitik*. In: Friedrich Ebert Stiftung (Hrsg.): **Eurovisionen. Junge Menschen schreiben über Europa**, Berlin: Friedrich Ebert Stiftung, 70-90.
- Schnell, Ralf (Hrsg.) (2000): **Metzler Lexikon: Kultur der Gegenwart**, Stuttgart: Metzler, 232-233.
- Surdyk, Augustyn: „Ludology as Game Research in Language Pedagogy Studies“. In: **Germanic and Romance Studies**, 59 (3)/2008, 262. Aufrufbar unter: www.ceeol.com [8.04.2009].
- Wahrig-Burfeind, Renate (Hrsg.) (2004): **Deutsches Wörterbuch**, München: Cornelsen Verlag.
- Weber, Elena-Raluca (2008): „Verneuth-Rezept. Für die Schaffung eines eigenen Verneuths“. In: **Das Magazin der Sommeruniversität Bayreuth**, 12/2008, 3.
- Weber, Elena-Raluca (2008): „Proxemik der Fremde. Monologen im Dialog“. In: **Das Magazin der Sommeruniversität Bayreuth**, 12/2008, 18.

- Wierlacher, Alois (2003): *Interkulturalität*. In: Bogner, Andrea/ Wierlacher, Alois (Hrsg.): **Handbuch interkulturelle Germanistik**, Stuttgart-Weimar: Metzler, 257-264.
- Wierlacher, Alois/ Albrecht, Corinna (2003): *Kulturwissenschaftliche Xenologie*. In: Nünning, Ansgar und Vera (Hrsg.): **Konzepte der Kulturwissenschaften**, Stuttgart: GRIN Verlag, 280-306.
- Wulf, Christoph (2006): *Rituale als Formen interkultureller Bildung*. In: Nicklas, Hans u.a. (Hrsg.): **Interkulturell denken und handeln. Theoretische Grundlagen und gesellschaftliche Praxis**, Bonn: BpB, 285-292.

Karla Lupșan
Temeswar

Interkulturelle Kommunikation und Übersetzung: Der Artikelgebrauch im deutsch-rumänischen Vergleich

Abstract: The paper examines those contexts in which the German definite article has other Romanian forms and structures as equivalents than the Romanian definite article. The author refers to the Romanian forms CEL and AL and the structures with the enclitic definite article accompanied by CEL and AL. This kind of translation problem is considered in the intercultural research to be a “relative lacuna” (s. Panasiuk 2005).

Keywords: definite article, Cel, AL, use of articles, German-Romanian translation problems, relative lacuna

1. Einführung in die Problematik

Es stellt sich die Frage, was Interkulturelle Kommunikation und Übersetzen gemeinsam haben? Um mit Schäffner (2004: 104) zu sprechen, haben diese zwei Begriffe gemeinsam, dass es sich bei den Kommunikationspartnern um Angehörige unterschiedlicher Kulturen handelt und damit um Sprecher verschiedener Muttersprachen. Die Forschungsarbeiten zur Interkulturellen Kommunikation widmen dem Übersetzen relativ wenig Aufmerksamkeit, auch wenn innerhalb der Übersetzungswissenschaft das Übersetzen als spezifische Art der Interkulturellen Kommunikation verstanden wird. Das Übersetzen ist also ein maßgebliches Mittel für die interkulturelle Verständigung. Die Kenntnis der Übersetzungsprobleme und vor allem der Vorgehensstrategien im Falle solcher Probleme sind also für eine geglückte interkulturelle Verständigung unabdingbar.

Warum soll aber der Artikelgebrauch ein Übersetzungsproblem darstellen, zumal der Artikel mit einigen Ausnahmen in fast allen Sprachen vorhanden ist und die gleichen Funktionen hat? Gehen wir von folgendem einfachen Satz aus und versuchen ihn ins Rumänische zu übertragen: *Die fünf Freundinnen der Mutter sind schon weggegangen.* Die rumänische Übersetzung lautet: *Cele cinci prietene ale mamei au plecat deja.* Aus der rumänischen Variante geht hervor, dass einerseits CEL, andererseits der

enklitische Artikel in Begleitung von AL als Entsprechungen des deutschen Definitartikels gelten. Es handelt sich also um strukturelle Unterschiede zwischen den Systemen der Ausgangssprache und der Zielsprache. Nord (1991) nennt die Ergebnisse dieser Unterschiede „sprachpaarspezifische Übersetzungsprobleme“. In der interkulturellen Forschung werden diese Unterschiede zu den relativen Sprachlücken gerechnet, so Panasiuk (2005: 66):

Die Tatsache, dass einzelne Konzepte in einer anderen Kultur in mehreren lexikalischen Einheiten zum Ausdruck kommen und umgekehrt, gilt als Merkmal des Vorhandenseins einer relativen Sprachlücke.

Somit kann der Artikel ein deutsch-rumänisches Übersetzungsproblem bzw. einen interkulturellen Unterschied darstellen.

In der traditionellen rumänischen Grammatik wurden die sprachlichen Einheiten CEL und AL den Artikeln zugeordnet. Dementsprechend bestand das rumänische Artikel-Paradigma aus dem bestimmten, dem unbestimmten, dem Adjektivartikel (CEL) und dem Genitivartikel (AL). In den neueren Grammatiken, wie zum Beispiel in der **Grammatik der Rumänischen Akademie (GALR)** werden CEL und AL kontextbedingt entweder zur syntaktischen Subklasse der „halb unabhängigen Pronomina“ (die sog. „pronume semiindependente“) gerechnet oder als Formative¹ bezeichnet (vgl. GALR 2005: 44).

Für die vorliegende Arbeit ist es weniger relevant, ob diese Einheiten als Artikel oder als „halb unabhängige Pronomina“ zu verstehen sind. Deshalb werden wir der einheitlichen Terminologie zuliebe von der traditionellen Auffassung ausgehen und diese Elemente zu den rumänischen Artikeln rechnen. Dafür verwenden wir im Folgenden die Bezeichnungen CEL und AL.

Das Ziel der vorliegenden Arbeit ist es also diejenigen Kontexte zusammenzufassen, in denen die rumänischen Entsprechungen des deutschen Definitartikels entweder CEL bzw. AL oder aber der enklitische Artikel in Begleitung dieser Formen sind.

Beiden Sprachen ist also der Artikelgebrauch gemeinsam. Wie bereits angekündigt, gibt es aber sprachspezifische Besonderheiten im Artikelgebrauch, mit denen sich die Übersetzungsforschung beschäftigen sollte. Diese Besonderheiten haben meistens ihre Wurzeln in der

¹ Unter Formativ werden hier formbildende Elemente verstanden.

Sprachgeschichte und deshalb wollen wir im Folgenden auch die sprachhistorischen Gegebenheiten kurz heranziehen.

2. Diachronischer Exkurs

Im Bereich der i.e. Sprachen ist es mehrfach belegt worden, dass die Demonstrativa den Ausgangspunkt für die Grammatikalisierung von Definitartikeln, Personalpronomina der 3. Person, Relativpronomina u. a. bilden. Diessel zeigt (1999), dass die Ausbildung von verschiedenen grammatischen Kategorien aus dem Demonstrativpronomen von seiner syntaktischen Umgebung bestimmt wird. Für die Grammatikalisierung eines Elements zu verschiedenen Funktionen hat Craig (1991) den Begriff der *Polygrammatikalisierung* geprägt. Dieses Phänomen ist sowohl den germanischen als auch den romanischen Sprachen gemeinsam. Durch die Polygrammatikalisierung des ahd. *dër*, *diu*, *da*¼ sind das Demonstrativpronomen, der Definitartikel und das Relativpronomen entstanden. Die Polygrammatikalisierung des lat. *ille* ergab das rumänische Personalpronomen der 3. Person, den Definitartikel, CEL und AL (vgl. Lupşan 2007: 28-29; Lupşan i.D.). Demzufolge haben die drei Elemente, die in der vorliegenden Arbeit zum rumänischen Artikel-Paradigma gerechnet werden (Definitartikel, CEL und AL) ein und denselben Ausgangspunkt und stehen heute als Beispiel unterschiedlicher Grammatikalisierungsphasen ein und desselben ursprünglichen Elements.

3. Die Übersetzungsmöglichkeiten

Um mit Schreiber (1997) zu sprechen, gibt es wenigstens drei Übersetzungsverfahren, durch die man Strukturen mit dem deutschen Definitartikel ins Rumänische übertragen kann. Diese sind der intrakategoriale Wandel, die Permutation und die Expansion. Unter *intrakategorialem Wechsel* versteht Schreiber (1997: 220-221) „die Änderung der grammatischen Bedeutung innerhalb einer grammatischen Kategorie“. *Expansion* bedeutet „die Erhöhung der Wortzahl in der Übersetzung“ und *Permutation* „die Umstellung der Konstituenten in der Übersetzung“ (Schreiber 1997: 220).

3.1. Einfache Übersetzungsmöglichkeit

3.1.1. Deutscher Definitartikel = CEL

Es gibt deutsche definite Strukturen, die ins Rumänische durch CEL und nicht durch den bestimmten Artikel übersetzt werden.

Die Substantivierung der Kardinalzahlen erfolgt im Rumänischen durch CEL, zumal dies durch den Definitartikel unmöglich ist (*treii). Im Deutschen steht hier obligatorisch der Definitartikel:

D: Def. + Kardinalzahl: *Die* Drei sind die Diebe.

Ro: CEL + Kardinalzahl: *Cei* trei sunt hoții.

Die meisten Herrschernamen mit adjektivischem Attribut werden ins Rumänische durch CEL übersetzt:

D: Herrschernamen + Def. + Adj.: Karl *der* Große, Mircea *der* Alte

Ro: Herrschernamen + CEL + Adj.: Carol *cel* Mare; Mircea *cel* Bătrân

CEL spielt „in der fixen Konstruktion dieser historischen Namen eine individualisierende und emphatische Rolle“ (GALR 2005: 246-247). Es gibt wenige Ausnahmen wie *Mihai Viteazul – Mihai der Tapfere* oder *Negru-Vodă – der Schwarze Herzog* u.ä., wo der enklitische Definitartikel steht und nicht CEL (vgl. Beyrer/ Bochmann/ Bronsert 1987: 95; Engel/ Isbășescu/ Stănescu u.a. 1993: 565). Nach dem oben angeführten Muster werden im Rumänischen auch Eigennamen gefolgt von CEL und einer adjektivischen Determination gebildet (vgl. GALR 2005: 246-247):

D: *die* kleine Ioana

Ro: Ioana *cea* mică

In diesem Fall steht der deutsche Definitartikel an der üblichen pränominalen Stelle, denn nur bei den historischen Namen ist er postnominal lexikalisiert.

3.1.2. Deutscher Definitartikel = AL

In sehr wenigen Kontexten steht AL als rumänische Entsprechung des deutschen Definitartikels. Dabei handelt es sich um komplexe Konstruktionen, in denen AL eines ihrer Bestandteile ist.

Das rumänische Possessivpronomen besteht aus zwei Komponenten – einer flektierbaren Artikelform (AL) und einer mit dieser im Genus, Numerus und Kasus übereinstimmenden Pronomenform. Der Possessivartikel richtet sich im Genus und Numerus (und Kasus nur im Plural!) nach dem *Besitztum*, die

pronominale Komponente zeigt die Person des *Besitzers* an (Beyrer/ Bochmann/ Bronsert 1987: 114).

Das ist die Erklärung dafür, warum AL die rumänische Entsprechung des Definitartikels ist, wenn dieser im Deutschen das Possessivpronomen begleitet. Die Nebenform mit dem Suffix *-ig* hat obligatorisch den Definitartikel bei sich laut Helbig/ Buscha (1977: 231).

D: Hier sind deine Augengläser und dort sind die meinen/ meinigen.

Ro: AL + Poss.: Aici sunt ochelarii tăi, iar acolo sunt ai mei.

Wenn die deutschen Possessivpronomina in Begleitung des Artikels Familienangehörige bezeichnen, dann werden sie großgeschrieben, wie es aus dem nächsten Beispiel ersichtlich ist:

D: Def. + Poss.: *Die Meinen/Meinigen* sind zu Hause.

Ro: AL + Poss.: *Ai mei sunt acasă.*

Vor dem Possessivpronomen hat AL eine Sonderform für den G./ D. Pl.: *alor mei (den/ der Meinen).*

Die oben angeführten Übersetzungen ergaben sich nach dem Einsetzen des Verfahrens des intrakategorialen Wechsels, zumal wir die Elemente CEL und AL zur Klasse der Artikel zugeordnet haben.

Die nachstehenden Strukturen werden aber durch die Verfahren der Permutation und/ oder der Expansion ins Rumänische übertragen. Die Permutation wird eigentlich aufgrund der Enklise des rumänischen Definitartikels bei allen definiten Strukturen angewendet. Damit die Spezifität des Substantivs betont wird, muss aber der rumänische Definitartikel in manchen Kontexten von CEL begleitet werden (vgl. Avram 1986: 77). Es gibt aber auch Kontexte, in denen er ausschließlich von AL, oder von AL und von CEL begleitet wird. Daher ergeben sich Strukturen mit *Häufungen von Artikeln* (vgl. Lupșan i.D.). Diesen Terminus hat die Autorin der vorliegenden Arbeit vorgeschlagen, ausgehend vom Rumänischen „cumul de articole“. Solche Strukturen werden durch das Verfahren der *Expansion* übersetzt.

3.1.3. Deutscher Definitartikel = AL + ... + rumänischer Definitartikel

Die Häufung von Artikeln AL und rumänischem Definitartikel hat eine hohe Erscheinungsfrequenz. Dies ergibt sich daraus, dass die Verwendung von AL vielseitig ist: zum Possessivpronomen, als Bestandteil der Ordinalzahlen und zum Nomen als Genitivzeichen vor dem Attribut (vgl. Beyrer/ Bochmann/ Bronsert 1987: 93; Engel/ Isbășescu/ Stănescu u.a 1993: 566).

Laut Engel/ Isbăşescu/ Stănescu u.a (1993: 644) werden die Ordinalzahlen von zwei beginnend bis unendlich im Rumänischen wie folgt gebildet: AL + Kardinalzahl + Def.: *a doua/ al doilea*, wobei im Deutschen der Kardinalzahl nur *-t* bzw. *-st* angefügt wird.

D: Def. + Ordinalia: *die zweite/ der zweite*

Ro: AL + Ordinalia: *a doua/ al doilea*

Wie aus dem Beispiel hervorgeht, sind die rumänischen Ordinalzahlen nur im Singular und mit Genusopposition vorhanden.

Da AL und der Definitartikel obligatorische Bestandteile der Ordinalzahlen sind, stehen sie als Entsprechungen des deutschen Definitartikels auch bei einigen Herrschernamen, die eine Ordinalzahl als Attribut haben:

D: Herrschernamen + Def. + Ordinalzahl: Friedrich *der* Zweite

Ro: Herrschernamen + AL + Ordinalzahl: Friedrich *Al* Doilea

Auch in den folgenden Belegen mit dem Indefinitartikel und mit dem Nullartikel ist AL vorhanden.

AL steht obligatorisch zwischen einem Substantiv mit dem Indefinitartikel im Singular und dem folgenden nominalen Genitivattribut und kongruiert mit dem vorangehenden Substantiv im Genus und Numerus.

D: Indef. + Subst. (Sg.) + Def. + Subst.: Ein Buch *des* Lehrers liegt auf dem Tisch.

Ro: Indef.+ Subst. (Sg.) + AL + Subst. + Def.: O carte *a profesorului* e pe masă.

Auch Substantive mit dem Nullartikel im Plural fordern den Anschluss eines nominalen Genitivattributs mit AL:

D: Subst. (Pl.) + Def. + Subst.: Ich habe Bücher *des* Professors geschleppt.

Ro: Subst. (Pl.) + AL + Subst. + def. Art: Am cărat cărți *ale profesorului*.

In den beiden oben angeführten Beispielen kann das Substantiv, das sich vor AL befindet, nie einen Definitartikel haben, denn ein Substantiv mit einem Definitartikel schließt allgemein die Anwendung von AL aus. Trotzdem gibt es Konstruktionen, in denen das nominale Genitivattribut mit AL an das definit markierte Substantiv gebunden wird. Ein nominales Attribut wird immer durch AL eingeleitet, wenn zwischen ihm und dem definiten Bezugswort ein weiteres postnominales Attribut steht.

D: Def. + Adj. + Subst. + Def. (G.) + Subst. (G.): Die wertvollen Bücher *des* Lehrers sind auf dem Tisch.

Ro: Subst. + Def. + Adj. + AL + Subst. + Def. (G.): Cărțile valoroase *ale profesorului* sunt pe masă.

Wird ein mit Definitartikel versehenes Substantiv durch zwei oder mehrere folgende Genitivattribute bestimmt, so steht AL vor jedem der Attribute, die nicht unmittelbar dem determinierten Substantiv folgen:

D: Def. + Subst. + Def. (G.) + Subst + ... + Def. (G.) + Subst.:
Die Bücher *des* Lehrers, *der* Lehrerin, *des* Schülers + ... +
der Schülerin sind auf dem Tisch.

Ro: Subst. + Def. + Subst. + Def. (G.) + AL + Subst. + Def. (G.)
+...+ AL + Subst. + Def. (G.): Cărțile profesorului, *ale*
profesoarei, *ale* elevului, +...+ *ale* elevei sunt pe masă.

Im markierten, emphatischen Stil kann das Genitivattribut im Deutschen vor dem Bezugswort stehen. Auch im Rumänischen steht dann AL vor dem Substantiv im Genitiv, auf das es sich bezieht:

D: def. Art (G.) + Subst. (G.) + Subst.: *Der* Helden Medaillien
bewundere ich.

Ro: AL + Subst. (G) + Def. (G.) + Subst. + def. Art: *Ale* eroilor
medalii le admir.

Einige Dativergänzungen nach dem Verb „gehören“ werden im Rumänischen durch ein Prädikativum im Genitiv wiedergegeben. Hier steht AL obligatorisch vor dem Prädikativum im Genitiv und bezieht sich auf das Subjekt.

D: Def. + Subst. + gehören + Def. + Subst.: Das Buch gehört
dem Lehrer.

Ro: Subst. + Def. + este + AL + Subst. + Def. (G.): Cartea este *a*
profesorului.

3.1.4. Deutscher Definitartikel = CEL + AL + ... + rumänischer Definitartikel

Wie bereits angekündigt, ist die Häufung der Artikel CEL, AL und Definitartikel die rumänische Entsprechung der deutschen Definitartikel in der folgenden komplexen Struktur.

D: Def. + Kardinalia + Def. (G.) + Subst. (G.): *Die* fünf
Freundinnen *der* Mutter sind schon weggegangen.

Ro: CEL + Kardinalia + AL + Subst. + Def. (G.): *Cele* cinci
prietene *ale* mamei au plecat deja.

3.2. Zweifache Übersetzungsmöglichkeit

Für manche definite Strukturen gibt es im Rumänischen zwei mögliche Übersetzungsvarianten. Dies ist meistens eine Folge der Stellung des

adjektivischen Attributs im Rumänischen. Es kann nämlich vor oder nach dem Substantiv stehen. Die Regel besagt im Rumänischen, dass der Definitartikel immer beim ersten Glied einer Nominalgruppe steht. Die angewendeten Übersetzungsverfahren sind wieder der intrakategoriale Wechsel, die Permutation und die Expansion.

3.2.1. Deutscher Definitartikel

= AL + Adj. + rumänischer Definitartikel

= AL + Subst. + rumänischer Definitartikel

Es handelt sich hier um die Kontexte, in denen die Häufung von Artikeln AL und Definitartikel vorkommt. Ein nominales Attribut wird immer durch AL eingeleitet, wenn ein weiteres postnominales Attribut es von dem definiten Bezugswort trennt. Das nominale Attribut kann dann selbst zum Bezugswort eines anderen Attributs werden:

D: Def. + Adj. + Subst. + Def. (G.) + Adj. + Subst. (G.): Die wertvollen Bücher *des* alten Lehrers sind auf dem Tisch.

In diesem Fall gibt es im Rumänischen zwei Übersetzungsvarianten, zumal der enklitische Artikel entweder beim Substantiv oder beim Adjektiv angehängt werden kann.

Ro: Subst. + Def. + Adj. + AL + Adj. + Def. (G.) + Subst.: Cărțile valoroase *ale* bătrânului profesor sunt pe masă.

Subst. + Def. + Adj. + AL + Adj. + Subst. Def. (G.): Cărțile valoroase *ale* profesorului bătrân sunt pe masă.

3.2.2. Deutscher Definitartikel

= AL + ... + rumänischer Definitartikel

= CEL + AL + ... + rumänischer Definitartikel

Eine zweifache Übersetzungsmöglichkeit weisen auch die Kontexte mit den Häufungen von Artikeln AL und Definitartikel oder AL, CEL und Definitartikel auf.

In beiden Sprachen können die Ordinalzahlen attributiv verwendet werden. Die übliche rumänische Entsprechung der deutschen Struktur ist mit vorangestelltem Attribut so wie im Deutschen:

D: Def. + Ordinalzahl + Subst.: *Die* zweite Flasche zerbrach./ *Der* dritte Anlauf war gut.

Ro: AL + Ordinalzahl + Def. + Subst.: *A* doua sticlă s-a spart./ *Al* treilea start a fost bun.

Es besteht aber die Möglichkeit, so wie bei allen adjektivischen Attributen, die Ordinalzahl nach dem Substantiv zu setzen. In diesem Fall werden

obligatorisch CEL und die Präposition *de* in die Struktur miteinbezogen, wobei durch CEL auch die Flexion realisiert wird.

Ro: Subst. + Def. + CEL + *de* + Ordinalzahl: *Sticla cea de-a doua s-a spart./ Startul cel de-al treilea a fost bun.*

Allerdings können diese Elemente fakultativ auch beim vorangestellten Attribut verwendet werden:

Ro: CEL + *de* + Ordinalzahl: *Cea de-a doua sticlă s-a spart./ Cel de-al doilea start a fost bun.*

Beim Genitiv und bei den Dativformen sind aber diese Elemente obligatorisch:

D: Def. (G./ D.) + Ordinalzahl: *der zweiten/ des (dem) zweiten*

Ro: CEL (G./ D.) + *de* + Ordinalzahl: *celei de-a doual celui de-al doilea*

D: Def. (G./ D.) + Ordinalzahl + Subst.: *des/ dem zweiten Anlauf(s)*

Ro: CEL (G./ D.) + Ordinalzahl + Subst.: *celui de-al doilea start*

3.2.3. Deutscher Definitartikel = CEL

= CEL + ... + rumänischer Definitartikel

Es geht hier um die Strukturen mit CEL, in denen das Bezugswort mit oder ohne Definitartikel stehen kann. Ein solches Beispiel wäre der attributiv gebrauchte relative Superlativ des Adjektivs und Adverbs. Die hier angewendeten Übersetzungsverfahren sind entweder Permutation und Expansion oder intrakategorialer Wechsel.

Beim präponierten Superlativ ist CEL die Entsprechung des deutschen Definitartikels. Das Substantiv hat hier keinen anderen Artikel.

D: Def. + Adj. im Superlativ + Subst.: *Die beste Freundin hilft einem immer.*

Ro: Adj. im Superlativ (CEL + *mai* + Adj.) + Subst.: *Cea mai bună prietenă te ajută mereu.*

Der Superlativausdruck kann dem Substantiv auch folgen. Dann ist die Häufung von Artikeln CEL und Definitartikel die Entsprechung des deutschen Artikels.

Ro: Subst. + Def. + Adj. im Superlativ (CEL + *mai* + Adj.): *Prietena cea mai bună te ajută mereu.*

CEL steht verpflichtend, wenn das Attribut eine Kardinalzahl ist.

D: Def. + Kardinalzahl + Subst.: *Die drei Menschen sind die Diebe.*

Ro: CEL + Kardinalzahl+ Subst.: *Cei trei oameni sunt hoții.*

Die Wortfolge Subst. + Def. + CEL + Kardinalzahl ist selten: *Oamenii cei trei sunt hoții*.

3.2.4. Deutscher Definitartikel = rumänischer Definitartikel = CEL

Außer diesen Kontexten, in denen die Übersetzungsvarianten von der Stellung des Attributs bestimmt werden, gibt es noch die Substantivierungen mit CEL bzw. Definitartikel, die ebenfalls zur zweifachen Übersetzungsmöglichkeit der entsprechenden deutschen Strukturen führen. Die einzusetzenden Übersetzungsverfahren sind entweder die Permutation oder der intrakategoriale Wechsel.

D: Def. + Adj.: *Die* Schöne ist krank.

Ro: Subst. + Def. + Adj.: *Frumoasa e bolnavă*.

CEL + Adj.: *Cea frumoasă e bolnavă*.

D: Def. + Partizipialform: *Die* Verbrannten sind im Krankenhaus.

Ro: Partizipialform + Def.: *Arși sunt la spital*.

CEL + Partizipialform: *Cei arși sunt la spital*.

Laut Tasmowski-De Ryck (1994: 16) liegt der Unterschied zwischen den Substantivierungen mit dem Definitartikel und denen mit CEL auf der semantisch-pragmatischen Ebene. Die Substantivierungen mit dem Definitartikel bezeichnen im Singular eine einzige Person und im Plural eine Gesamtheit von Personen, die durch den vom Adjektiv ausgedrückten Begriff ausfindig gemacht werden. Die Substantivierungen mit CEL zeigen, dass die Person oder die Gesamtheit von Personen sich durch den vom Adjektiv ausgedrückten Begriff von anderen unterscheiden (die Schöne unter den Hässlichen).

4. Schlussbemerkungen

Schlussfolgernd wollen wir betonen, dass der deutsche Artikel abhängig vom morphologisch-syntaktischen Kontext mehreren Formen und Strukturen entspricht als nur dem rumänischen Definitartikel. Er kann demzufolge entweder allein durch die Elemente CEL oder AL übertragen werden, oder aber durch verschiedene Häufungen von Artikeln: CEL und enklitischem Definitartikel; AL und enklitischem Definitartikel; CEL, AL und enklitischem Definitartikel.

Literatur

- Academia Română/ Institutul de Lingvistică "Iorgu Iordan-Alexandru Rosetti" (2005): **Gramatica Limbii Române (GALR) Cuvântul** (1. Bd.)/ **Enunțul** (2. Bd.), București: Editura Academiei Române.
- Avram, Mioara (1986): **Gramatica pentru toți**, București: Editura Academiei Române.
- Beyrer, Arthut/ Bochmann, Klaus/ Bronsert, Siegfried (1987): **Grammatik der rumänischen Sprache der Gegenwart**, Leipzig: VEB.
- Craig, Colette G. (1991): *Ways to go in Rama: a case study in polygrammaticalization*. In: Closs Traugott, Elisabeth/ Heine, Bernd (Hrsg.): **Approches to Grammaticalization. Types of grammatical markers** (2. Bd.), Amsterdam: Benjamins, 455-492.
- Diessel, Holger (1999): „The morphosyntax of demonstratives in synchrony and diachrony”. In: **Linguistic Typology** 3-1/ 1999, Berlin/ New York: Walter de Gruyter, 1-49.
- Engel, Ulrich/ Isbășescu, Mihai/ Stănescu, Speranța u.a. (1993): **Kontrastive Grammatik deutsch-rumänisch** (1. Bd.), Heidelberg: Groos.
- Helbig, Gerhard/ Buscha, Joachim (1977): **Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht**, Leipzig: VEB.
- Lupșan, Karla (2007): **Articolul în română și germană. Articolul hotărât**, Timișoara: Editura Universității de Vest.
- Lupșan, Karla (i.D.): *Urmările enclizei articolului hotărât românesc*. In: **Actes du XXVe CILPR**, Berlin-New York: Walter de Gruyter.
- Nord, Christiane (1991): **Übersetzen lernen – leicht gemacht. Ein Kurs zur Einführung in das professionelle Übersetzen aus dem Spanischen ins Deutsche**, Heidelberg: Institut für Übersetzen und Dolmetschen.
- Panasiuk, Igor (2005): **Kulturelle Aspekte der Übersetzung: Anwendung des ethnopsycholinguistischen Lakunen-Modells auf die Analyse und Übersetzung literarischer Texte**, Münster: LIT.
- Schäffner, Christina (2004): *Systematische Übersetzungsdefinitionen*. In: Kittel, Harald/ House, Juliane/ Schultze, Brigitte (Hrsg.): **Übersetzung: Ein internationales Handbuch zur Übersetzungsforschung**, Berlin: Walter de Gruyter.
- Schreiber, Michael (1997): *Übersetzungsverfahren: Klassifikation und didaktische Anwendung*. In: Fleischmann, Eberhard/ Kutz, Wladimir/

- Schmitt, Peter A. (Hrsg.): **Translationsdidaktik: Grundfragen der Übersetzungswissenschaft**, Tübingen: Narr, 219-226.
- Tasmowski-De Ryck, Liliane (1994): „Câteva observații privind folosirea articolului definit și a articolului adjectival”. In: **Limbă și Literatură** 2/ 1994, 14-19.

Gabriela Șandor
Temeswar

Interethnische Beziehungen im Banat: Rumänen und Zigeuner in Otto Alschers Erzählung *Die Toaka*

Abstract: Otto Alscher (1880-1944) is the writer of some epic texts, which show the coexistence of the different ethnic groups in Banat. They represent, beside his recognized animal stories, a less known facet of Alscher's complete works. Alscher sketches a „hierarchy of the natural“ in which the German population with its progressive thinking (to which he himself belonged) gains the worst position and it is completely alienated from the nature. The sympathy of the narrator goes to the Gypsies, whose outsider's lifestyle is subordinated only to their instincts and to the forces of nature. The Romanian peasants take, with their everyday life within the village community, an interposition. *The Toaka* story shows the relations stamped by mutual prejudices between Gypsies and Romanians. Otto Alscher lends a voice to the group of Gypsies, while he turns out a good expert in describing their living conditions, but also knowing their language, their traditions and customs.

Keywords: German literature from Romania, estrangement, alteration, intercultural coexistence, outsider, Rome, manners, customs.

1. Allgemeines und Zielsetzung

Otto Alscher (1880-1944) nimmt in der deutschsprachigen Literatur des Banats eine Sonderstellung ein. Einen Teil seines epischen Werkes – den berühmteren – bilden seine künstlerisch ausgereiften Tier- und Jagdgeschichten. Der weniger beachtete Teil schildert nicht das Leben der deutschen Bevölkerung, der der Schriftsteller selbst angehört, sondern das Fremde, Außergewöhnliche seiner Heimat. Das Banat, das Banater Bergland um Orschowa, die „Gratzka“, in die sich der leidenschaftliche Jäger Alscher Zeit seines Lebens so gerne zurückzieht (vgl. Heinz 1974: 31-39, Petri 1992: 19-21, Fassel 2005: 29-36), bieten ihm das Bild eines naturnahen, ursprünglichen und oft tierhaften Lebens:

Von hier ausgehend entdeckt er die Welt, hier findet er zu seinem großen Dialog mit der Natur, das vielnationale Grenzland an der Donau läßt ihn hellhörig für das Andersgeartete werden [...] (Heinz 1974: 31).

Alschers Sammelbände **Mühselige und Beladene** (1910), **Zigeuner** (1914), **Wie wir leben und lebten** (1915) und Romane wie **Ich bin ein Flüchtling** (1909) und **Gogan und das Tier** (1912) sind „im Grenzgebiet des Sozialen angesiedelt“ (Wittstock 1977: 80). Alscher zeichnet das detaillierte Bild einer Gesellschaft, in der mehrere Nationalitäten und Gesellschaftsschichten nebeneinanderleben: Deutsche, Ungarn, Rumänen, Zigeuner; Aristokraten, Städter („Herren“), Bauern, Handwerker und Außenseiter der Gesellschaft. Er entwirft eine „Hierarchie des Natürlichen“ (vgl. Fassel 2005: 32), in der die Banater Schwaben, seine Landsleute, als Vertreter des technischen Fortschritts und einer perfekten, auf Eigentumsdenken beruhenden gesellschaftlichen Ordnung, den Bezug zur Natur und dem Natürlichen verloren haben und an letzter Stelle stehen. Es folgen die anderen Minderheiten, unter denen die Rumänen als nur teilweise an die Gesellschaft angepasst gelten. Positiv bewertet werden hingegen die gesellschaftlich Unangepassten: die Zigeuner, deren Leben an der Peripherie der Gesellschaft biologischen Gesetzen folgt und sich jeglicher Vernunft widersetzt.

Das Nebeneinanderleben verschiedener Nationalitäten ist jedoch kein Miteinander:

Manches Hindernis sozialer und auch psychischer Natur steht der Gleichsetzung von Zigeunern und Eingesessenen entgegen, manches Vorurteil und mancher berechnete Einwand, trotz der Berührung alles Menschlichen jenseits von sozialem Stand, Sitte und Sprache [...] (Wittstock 1977: 82).

Die problematischen Beziehungen zwischen Rumänen und Zigeunern werden eingehend in der Erzählung *Die Toaka* aus dem Erzählband **Mühselige und Beladene** (1910) beschrieben: Der kleine Zigeunerjunge Anrus ist von der Toaka (dem Läutebrett) eines Rumänenjungen so fasziniert, dass er von einer Freundschaft mit diesem träumt; als er aber von dem Rumänenjungen und seiner Mutter als Dieb davongejagt wird, verhält Anrus sich tatsächlich den Vorurteilen entsprechend und wird zum Dieb – er stiehlt die Toaka.

Die vorliegende Arbeit setzt sich das Ziel, die Darstellung interethnischer Beziehungen in der Erzählung *Die Toaka* zu untersuchen. Analysiert werden die von Vorurteilen geprägten Beziehungen zwischen Zigeunern und

Rumänen, ihre Entwicklung bei repräsentativen Vertretern der beiden Gruppen, aber auch die Beziehungen innerhalb derselben ethnischen Gruppe. Zum Vergleich werden auch andere epische Texte Alschers hinzugezogen.

2. Das Nebeneinander von Zigeunern und Rumänen

2.1 Das Außenseitertum der Zigeuner

In der Schilderung des Nebeneinanderlebens von Rumänen und Zigeunern gehört die Sympathie des Erzählers stets den Zigeunern, die er konsequent als „Verkörperung der elementaren Lebensform“ (Engel 1992: 331) sieht. Sie sind der Natur und dem reinen Urzustand am nächsten, denn sie schwanken zwischen dem Tierisch-Triebhaften und dem Menschlichen und fristen ihr Dasein am Rande der Gesellschaft.

Deutlich wird die Ausgrenzung der Zigeuner durch ihre Ansiedlung außerhalb des Dorfes, auf einem „den Zigeunern für die Zelte zugewiesenen Platz“ (*Die Toaka* in: Alscher 1910: 80), der zusätzlich durch eine Mauer vom rumänischen Dorf abgegrenzt ist. Auch in anderen Erzählungen sind die Zigeuner die „Bewohner [...] jener letzten Hütten, wie sie jedem ungarischen¹ Dorfe angeschlossen sind“ (*Der Zigeuner und sein Gott* in Alscher 1914: 96).

Das Außenseitertum der Zigeuner, ihre Ghettoisierung, ist jedoch nicht nur räumlich zu verstehen:

Sie sind [...] gezwungen, sich am Rand fremder Lebensgemeinschaften aufzuhalten, dort, wo sie nur geduldet sind, wo sie einer ständigen Feindseligkeit begegnen, die selbst den geringfügigen Anlaß zur Zwietracht begierig aufgreift (Wittstock 1977: 81).

Andersartig, fremd, sind sie auch durch ihr Aussehen, das schon die Kinder als Zugehörige ihrer Rasse ausweist und von allen anderen Dorfbewohnern unterscheidet:

Yula, das älteste der vier Zigeunerkinder [...] war mager, doch feinknochig, ihr Gesicht aber jetzt schon eine Sammlung aller Rasseseltsamkeiten einer Zigeunerin (*Die Toaka* in: Alscher 1910: 81).

¹ Bis 1918 war das Banat innerhalb der Habsburger Doppelmonarchie Teil Ungarns.

Zu den „Rasseseltsamkeiten“ der Zigeuner zählt Alscher auch ihre Unrast, die selbst die ansässigen Dorfzigeuner umtreibt:

Die Erwachsenen waren schon längst fort. Sie konnten nicht den ganzen Tag im Zelte liegen bleiben, die Unrast in ihnen war zu groß. Der eine nahm einen Kupferkessel auf den Rücken und wanderte ins Dorf hinein, der andere steckte selbstgeschnitzte Holzlöffel in den breiten Ledergürtel, um sie zu verkaufen, der dritte aber band ein Ferkel am Hinterfuße fest und trieb es die Straße hinaus (ebd. 79).

Es ist dies die typische Eigenschaft der Zigeuner, die sie zu „Geschöpfen des Windes und des Wetters“ macht, zu Menschen, „die allein von einem horizontal ausgerichteten Ferndrang charakterisiert werden“, da ihnen jegliche Verwurzelung fremd ist (vgl. Wittstock 1977: 80-81). Diese Unruhe artet bei den Wanderzigeunern in Verfolgungswahn aus, der dazu führt, dass die Zigeuner sich selbst ein Ghetto – ein symbolisches Ghetto – errichten:

Ihr Ghetto?... Ja, es ist ihr Ghetto, das sie wandern heißt, ihnen Ruhelosigkeit gibt, jedes Heimgefühl nimmt und Mißtrauen einimpft wider alle, die zufrieden sind. Denn ihr Ghetto ist nichts als das Leidensbewußtsein ihres Pariablutes... Ihr Ghetto ist nichts als der Verfolgungswahn einer ganzen Rasse (*Zigeuner* in: Alscher 1914: 43).

2.2 Lebensweise der Zigeuner

In den Erzählungen Alschers ist das Alltagsleben der Zigeuner von ihrer Stammeszugehörigkeit geprägt. Ihre Unrast treibt sie zu einer regen Tätigkeit, verwehrt ihnen aber jegliche Bindung an Grund- und Hausbesitz und eine geregelte Existenz innerhalb der Dorfgemeinschaft:

[...] denn Felder besaßen sie keine, wohnten in jämmerlichen Hütten am Ende des Dorfes, und war ihnen auch da das Wasser hineingedrungen, stürzte auch die eine oder die andere Wand ein – einige Tage Arbeit. Reisig und Lehm stellten alles wieder her (*Afrem und das Wasser* in: Alscher 1914: 21).

Sie gehen verschiedenen Beschäftigungen nach, sind Handwerker, Kesselflicker, wie Giza, der „Cáldárash“ in der Erzählung *Die Toaka*; sie treiben Handel oder sind Gelegenheitsarbeiter oder Hirten bei reichen rumänischen Bauern (*Der Greis und das Mädchen, Ohnmacht, Das Mädchen im Walde* in: Alscher 1914).

Der aus dem Gefängnis zurückkehrende Zigeuner aus der Erzählung *Die Geschlechter*, der vor seinem Aufenthalt im Zuchthaus einer geregelten Tätigkeit nachgegangen war und sich und seiner Frau eine gesicherte Lebensgrundlage geschaffen hatte, ist bei Alscher eine Ausnahme:

Er hatte sein Weib sehr gerne gehabt, als sie zusammenzogen. Sie war von einem Dorfe in den Bergen, ihre Leute waren Kalkbrenner, besaßen keine Felder und fristeten ihr Leben von heute auf morgen. Er aber hatte den Grund da drüben, etwas Geld, für das sie sich das Häuschen bauten. Sie waren glücklich gewesen, obwohl er gleich in die Sägemühle zur Arbeit mußte, denn das Häuschen hatte mehr gekostet, als sie erwartet hatten, und sie mußten Schulden abzahlen (Alscher 1914: 104).

Eine weitere Beschäftigung der Zigeuner ist das Musizieren, das sie zum festen Bestandteil der dörflichen Tanzveranstaltungen (*Tanz in der Nacht*, *Witterung* in Alscher 1910, bzw. 1914) und selten sogar zu Berühmtheiten in der Budapester gebildeten Gesellschaft macht (*Er fährt heim* in Alscher 1914).

Mit Ausnahme des erfolgreichen Zigeunerprimas Pipás Béla aus der Erzählung *Er fährt heim*, führen sowohl die ansässigen Dorfzigeuner, als auch die Wanderzigeuner ein von den anderen verachtetes, elendes Leben – sie sind „Mühselige und Beladene“, die sich sogar von Aas ernähren:

Da waten denn die Dorfzigeuner durch den Schlamm und sammelten die toten Tiere. Sie waren ja bloß ertrunken, an keiner Krankheit zugrunde gegangen, also gaben sie noch immer eine gute Mahlzeit ab. Und die Zigeuner riefen sich lachende Worte zu wenn sie einen guten Fund gemacht hatten, wenn der eine eine fette Gans, jener ein junges Kalb im Schlamm entdeckte. Sie hatten ja durch dieses Hochwasser nur gewonnen [...].

Ganz nahe dem Wasser krochen einige Wanderzigeuner umher. Die waren noch ärmer als die Dorfzigeuner, von den Bauern noch verachteter als diese: gaben sich aber stolz und frei und kümmerten sich weder um die Verachtung der Bauern, noch um die Geringschätzung ihrer Artgenossen, der ansässig gewordenen Dorfzigeuner (*Afrem und das Wasser* in: Alscher 1914: 20-21).

Die Zigeunerkinder werden schon früh durch die Erwachsenen zum Betteln angestiftet:

„Gehe in die Stadt betteln, bringe mir täglich eine Hand voll Kupferkreuzer, wenn ein Jahr herum ist, habe ich genug“,

sagt der „Cáldárash“ Giza in *Die Toaka* (Alscher 1910: 88) und verspricht Anrus, daraus ein Läutebrett aus Kupfer zu bauen. Tatsächlich gehen die Kinder in die Stadt: „Sie bettelten atemlos, keuchend, klatschten mit den Händen auf die Knie und bettelten wieder“ (ebd. 89). Giza aber nimmt ihnen das erbettelte Geld ab, ohne ihnen dafür die versprochene Toaka zu bauen.

2.3 Lebensweise, Sitten und Bräuche der Rumänen

Die Rumänen nehmen in Alschers „Hierarchie des Natürlichen“ eine Zwischenstellung ein: Sie werden zwar von den gesellschaftlich höher gestellten, dafür aber der Natur entfremdeten Ungarn und Deutschen wie die Zigeuner verachtet und der ihnen zustehenden Rechte beraubt, verachten aber ihrerseits die gesellschaftlichen Außenseiter, die Zigeuner (vgl. Fassel 2005: 32). So sieht sogar der zwar rumänische, aber im Dienst der Siebenbürger Sachsen stehende Heger in der Erzählung *Sie kamen über den Acker...* „das Rumänendorf und die Zigeunerhütten“ als „faule Wirtschaft“ an (Alscher 1914: 139). In *Ohnmacht* (Alscher 1914) wird der Zigeuner Nisture Serakovan von den Rumänen ausgebeutet, verspottet und sogar geprügelt.

Nach Wittstock (1977: 81) sind die Rumänen bei Alscher „Geschöpfe der Erde“, „die ihr Auskommen und ihre seelische Befriedigung beim Feldbau finden“, ihre Verwirklichung in der Sesshaftigkeit anstreben und sich dadurch grundlegend von den Zigeunern unterscheiden. Ihr Leben folgt einem von der Abfolge der Jahreszeiten und den christlichen Feiertagen bestimmten regelmäßigen Rhythmus. Das Alltagsleben ist von der Feld- und Hausarbeit bestimmt, während Sonn- und Feiertage für die Mühen und Entbehrungen der Woche entschädigen sollen:

Ein Sonntag war gekommen, und die Rumänen tanzten. Die Zigeunerkinder [...] glotzten unbeweglich die geputzten Dorfschönen an, deren bunt ausgenähte Ärmel, die perlbestickten Gürtel und die silberschnürigen Fransenschürzen (*Die Toaka* in: Alscher 1910: 97).

Der sonntägliche Tanz folgt ebenfalls einer festen Regelung. Die Rumänen tanzen „ernst und gemessen, fast wie von einer heiligen Würde erfüllt“ (*Tanz in der Nacht* in: ebd. 135). Der „jocu“ findet in Anwesenheit der ganzen Dorfgemeinschaft und der Vertreter der Kirche, der Gemeinde und der Schule statt:

An dem Tische, wo die Kerzen standen, saß der Pope, der Lehrer und der Dorfvorstand. Und so lange diese noch dasaßen, sprachen und tranken und dem Tanz zusahen, brauchte dieser nicht beendet zu werden, nach der Sitte, daß stets der Aufbruch des Popen und der beiden anderen als Schluß des *jocu*, des Tanzes, galt (ebd. 136).

Zum Kirchweihfest muss eine bestimmte Kleiderordnung eingehalten werden: „Für die *nedeje* zieht man sich doch anders an“ (ebd. 151); wer sich nicht anpasst, zieht sich die Missbilligung der ganzen Dorfgemeinschaft zu:

„Weiß der nicht, wie man zum *jocu* zu kommen hat?!“

„Er tut es uns zum Trotz und kleidet sich nicht um. Hier ist ja nicht das Zigeunerviertel, wo sie tanzen, wie sie wollen“ (ebd. 153).

Man grenzt sich ausdrücklich von den Zigeunern ab, die hier als negatives Beispiel für Unordnung erscheinen. Die einzige Rolle, die den Zigeunern zugestanden wird, ist die der Musikanten, die zur Belustigung der Rumänen beitragen, daran aber nicht teilnehmen.

3. Überwindungsversuche der Trennung zwischen Zigeunern und Rumänen

3.1 Toaka vs. Mauer

Der Tages- und Lebensrhythmus der rumänischen Bauern wird in Alschers Erzählungen leitmotivisch vom Klang der Toaka bestimmt:

Die Rumänen Siebenbürgens feierten ihr Postitu. Und das Zeichen dieser Fastenzeit war die Toaka. Sie verband die Dörfer, sie sagte denen, die auf den Feldern arbeiteten, daß der Mais gesät werden müsse, und sie sagte auch, daß es Frühling wurde (*Zigeuner* in: Alscher 1914: 29).

Die Toaka, das „Zeichen der vorösterlichen Fastenzeit“ (*Die Toaka* in: Alscher 1910: 85), ist ein Symbol der rumänischen Dorfgemeinschaft(en). Es ist dies eine in sich geschlossene Gemeinschaft, die Unerwünschten den Zutritt verwehrt, sie ausgrenzt:

Eine Steinmauer umgab zum Teil den Lagerplatz der Zigeuner. Gärten lagen hinter dieser Mauer, die streng die Rumänen von den Zigeunern schied. Und in einem dieser Gärten ertönte die Toaka (ebd.).

Der Klang dieser Toaka überwindet die Trennmauer und findet in dem Zigeunerjungen Anrus einen unvoreingenommenen Zuhörer:

Nur Anrus war noch wach und lauschte der Toaka, die über die Mauer herübersprach. [...] Und Lauschen und Mond verklärten sein braunes Zigeunergesicht.

Hinter den Steinen tönte fort und fort das Geläute der hölzernen Klöppel. Es klang eintönig und doch seltsam aufreizend, gellend und berückend und wieder weich niedersinkend. So hell war es und klingend, daß man nicht glauben konnte, hölzerne Hämmerchen schlugen nur ein hängendes Buchenbrett (ebd. 85-86).

Der Klang der Toaka übt auf den Zigeunerjungen die Faszination des Fremden und Verbotenen aus, so dass er die Trennlinie überschreiten möchte: „Anrus war auf die Mauer geklettert, lag auf dem First und schaute hinüber“ (ebd. 86). Der kleine Zigeuner steht symbolisch zwischen den beiden Welten – denen der Zigeuner und denen der Rumänen. Die unbewusste Sehnsucht, von der Gesellschaft jenseits der Mauer akzeptiert zu werden, äußert sich bei Anrus in dem brennenden Wunsch, „dort drüben zu stehen, um die Toaka läuten zu lassen, nahe und dicht vor sich, allein für sich“ (ebd. 87).

Die Toaka wird zum Symbol der Verwurzelung in Traditionen, zum Symbol eines behüteten und geregelten Lebens, zum Symbol der Gemeinschaft, die dem Einzelnen Halt gibt. Der Klang der Toaka überwindet die Mauer, die das rumänische Dorf von dem Zigeunerviertel trennt, ebenso wie die Sehnsucht des kleinen Anrus sich über Vorurteile und jede Art von Grenze – Begrenzung, Eingrenzung oder Ausgrenzung – hinwegsetzt.

3.2 Der Traum von Freundschaft und Harmonie

Anrus ist sich der Fremdheit seiner Wunschwelt bewusst. Trotzdem lässt ihn seine kindliche Naivität und die übergroße Sehnsucht nach der Toaka auf eine Freundschaft mit dem Rumänenjungen, dem die Toaka gehört, hoffen:

[...] und der Knabe fühlte es plötzlich heiß in sich brennen, so heiß, daß er all seine Sehnsucht nach dem Rumänenburschen wandte, der gestern vor der Toaka im Garten stand und steif und wichtig den Klöppel schallen ließ. Wieder sollte er dort stehen, sollte sich dann wenden und Anrus freundlich ansehen. Dann würde dieser lachen und sie wären Freunde geworden. Er könnte sich zu ihm gesellen, zusehen und lauschen, und – und vielleicht hätte auch er auf einmal die Klöppel in der

Hand, ließe sie auf der Toaka tanzen, daß es in heller und doch weicher Fülle erklänge (ebd. 91-92).

Doch die Wunschvorstellungen des Zigeunerkindes erweisen sich als trügerisch. In Wahrheit ist der Rumänenjunge boshaft, da er nicht nur die Hühner, sondern auch den über die Mauer spähenden Zigeuner mit Steinwürfen vertreibt. Eine sprachliche Verständigung ist nicht möglich, und es wird deutlich, dass die Kommunikation nicht eigentlich an den unterschiedlichen Sprachen scheitert, sondern an den tief im Wesen des Rumänen verwurzelten Vorurteilen dem Zigeuner gegenüber. Für Anrus bedeutet diese Ablehnung den Zusammenbruch einer Welt:

Voll eines großen Trostverlangens war sein Blick. Aber sein beklemmender Kindersinn vermochte nichts, als immer wieder die Frage zu wiederholen: „Warum verjagte er mich? Ich hatte ihn ja so lieb, weil er die Toaka so schön singen läßt, und er wirft nach mir!“ (ebd. 93)

Die Wahrnehmung des Zigeunerjungen beginnt sich zu verändern: Die Klänge der Toaka erscheinen ihm nun „scharf und gebieterisch“ (ebd.). Trotzdem glaubt Anrus immer noch an das Gute in allen Menschen und wird von Vodas, einem besonders boshaften Zigeunerjungen, der die Rumänen verhöhnt und allerlei Schabernack treibt, belehrt:

„So muß man es tun, denn die *gaishis* sind unsere Feinde.“
Anrus glaubte dies nicht. Wir haben ihnen ja nichts getan, wir tun ihnen nichts, warum sollten sie uns feindlich gesinnt sein? dachte er. Nein, er wollte auf sie nicht so böse sein wie Vodas, sie wohnten ja in demselben Dorf beisammen, freilich sie in Häusern, er im Zelte. Aber sie waren doch Nachbarn.
Und der Rumänenknabe, der die Toaka hatte, war ja auch sein Nachbar (ebd. 94-95).

Die Hoffnung auf Verbrüderung lässt Anrus die Grenze überwinden: Er steigt über die Mauer und lässt selbst in fast religiöser Ehrfurcht die Toaka erklingen. Dies wird zur symbolischen Geste:

Erst zaghaft und nur leise, dann immer lauter bebte die Toaka unter seinen Händen. Da aber der Rausch über ihn kam, die jauchzende Trunkenheit seiner Seele, sang auch die Toaka immer lauter, voller und mächtiger, bis die Nacht wach wurde unter ihrem Hall. Und mit den Tönen rauschte ihm die Zeit hin, sein ganzes Sein schwang sich auf, zog mit den Lauten, die herrschend über dem Dorfe lagen, in dem er nichts war, als der armselige Teil einer verachteten, feindselig geduldeten Rasse [...] (ebd. 96).

Das Schlagen der Toaka hat auf den Zigeunerjungen eine kathartische Wirkung: Es lässt ihn nicht nur die physische Grenze – die Mauer – überwinden, sondern auch seinen eigenen untergeordneten und ausgegrenzten gesellschaftlichen Status. Der Höhenflug Anrus' findet jedoch ein jähes Ende, von Alscher lakonisch dargestellt:

Die Mutter des Rumänenburschen kam, sah erstaunt des Zigeuners Tun, schlug ihn, jagte ihn fort und keifte noch lange in das nächtliche Zeltlager hinüber (ebd.).

3.3 Das Ende der Unschuld

Dieses Erlebnis bedeutet für Anrus das Ende seiner kindlichen Naivität: „sein heller Kindersinn war dunkel geworden“ (*Die Toaka* in: Alscher 1910: 96). Alscher erweist sich als feiner Beobachter der menschlichen Psyche, indem er versucht

[...] die feineren Abstufungen des Gefühls festzuhalten, zu zeigen, wie innere Regungen und von außen kommende Anregungen sich zu einem Gefühl verdichten. [...] Sorgfältig erfaßt [...] der Autor das Spannungsfeld von Verlangen, Beklemmung und Enttäuschung, die folgerichtige Entwicklung der Empfindung [...] (Wittstock 1977: 83-84).

Verzweifelt stellt sich Anrus immer wieder die Frage: „Bin ich ein Dieb, daß man mich schlagen und schelten darf?!“ (*Die Toaka* in: Alscher 1910: 96). „Das echte Feingefühl des Kindes für Recht und Unrecht“ (ebd. 97) bäumt sich gegen die ihm zugefügte Ungerechtigkeit auf, sodass er in Verhaltensmuster seiner „Rasse“ gedrängt wird:

Der ganze Trotz seiner Rasse bäumte sich in dem Knaben auf, wenn er daran dachte, daß man ihn Dieb genannt und geschlagen hatte. Ihn, der nach nichts als nach einem winzigen Teilchen ihrer Freude dürstete. Ihn, der empfinden wollte, was auch sie als schön und herrlich empfanden. Der sich an ihre Seite stellen wollte, wenn sie der Strahl des Glückes beschien (ebd. 96-97).

Der Trotz wird zu Hass (vgl. ebd. 101), und dieser wiederum treibt den Zigeunerjungen dazu, gerade das zu tun, was ihm die Rumänen von Anfang an unterstellt haben: Er stiehlt tatsächlich die Toaka, er entspricht dem Klischee des diebischen Zigeuners:

Der Knabe hatte die Toaka entdeckt, vom Baume gelöst und schob sich nun mit dem schweren Brett der Mauer zu. [...] So raubtierhaft und mächtig waren seine Bewegungen, so geschmeidig die Glieder, als hätte er sich schon hunderte Male als Dieb erprobt (ebd. 102-103).

Das Übersteigen der Mauer wird nicht – so wie er es sich zu Beginn erträumt hatte – zu einem Akt der Verbrüderung zwischen Rumänen und Zigeunern, sondern zu einer Übertretung der Grenze zwischen Gut und Böse, zur Auflehnung gegen eine ungerechte und in Vorurteilen verhaftete Gesellschaftsordnung:

Als der Knabe verschwunden, war wieder friedlich Garten und Gehöft, schien so sicher und unübersteigbar diese Mauer, als gäbe es keine Menschen hinter ihr, einen Stamm, ein Volk, dessen Dasein nur ein Betteln vor den Häusern anderer ist

...

Als wüchsen aus diesem Volke nicht immer Menschen heran, die so lange vor der Feindschaft dieser Mauer bangen, bis ihr Bangen zu Haß wird, zu Haß und Diebstahl. Zu Diebstahl werden muß, wollen sie die ungerechte Strenge dieser Mauer vergelten (ebd. 103).

Am Ende siegt die Mauer der Rumänen, denn der Zigeuner hat sie zwar überwunden, aber nicht als gleichberechtigter Mensch, als Nachbar und Freund, sondern als verachteter Zigeuner, als Dieb. Der Diebstahl ist ein Racheakt und trotzdem die natürliche Folge der Anfeindungen der Rumänen. Er ist für Alscher die einzig mögliche – fast schicksalhafte – Reaktion, der Schritt vom Erdulden zum Handeln. Dass diese hilflose Geste ein Sieg über die „Strenge dieser Mauer“ sein kann, ist unwahrscheinlich. Sie berechtigt die Rumänen bloß, den Zigeuner als Dieb zu beschimpfen.

4. Wer ist der Dieb? Vorurteile, Missverständnisse und Betrügereien

Die vorerst falsche Beschuldigung, ein Dieb zu sein, macht Anrus viel zu schaffen. Mit seinem Freund, dem verstümmelten Meila, unterhält er sich über die Ungerechtigkeit der Rumänen und ihr verallgemeinertes Vorurteil, alle Zigeuner seien Diebe. Mit erstaunlicher Klarsicht erfassen die Kinder die Ursache dieser Ungerechtigkeit – die Armut, ihre gesellschaftliche Unterlegenheit:

„Sie schlagen uns, weil wir sie nicht schlagen können. Wir sind nicht Diebe, aber weil wir arm sind, sagen sie es, um uns schlagen zu können.“ (Alscher 1910: 98)

Und zunächst ist Anrus fest entschlossen, den Rumänen keinen Anlass zu falschen Anschuldigungen zu geben:

„Nein, ich will den *gaishis* nichts nehmen, denn dann hätten sie ein Recht, mich zu schlagen; ich will nicht, daß sie mich schlagen.“ (ebd. 99)

In der Erzählung *Die Toaka* erscheint der Zigeuner von Natur aus gut, aber gefangen in einem Teufelskreis, indem er das Misstrauen, mit dem ihm die *gaishis* begegnen, bestätigt und eben das tut, was man von ihm erwartet. Er wird zum Opfer gesellschaftlicher Zwänge und Erwartungen.

Das Misstrauen beruht jedoch auf Gegenseitigkeit. Nicht nur die Rumänen sind der Überzeugung, dass alle Zigeuner Diebe sind (vgl. auch *Sie kamen über den Acker...* in: Alscher 1914). Auch die Zigeuner hegen dieses Vorurteil gegen die Rumänen. In *Dema shebári* heißt es: „Böse sind die Rumänen, sie sind Diebe ... *gaishi san jor!*²“ (Alscher 1910: 52).

Dieses Vorurteil bestätigt sich in einer Episode aus der Erzählung *Die Toaka*:

Der einen Rumänin war die Seife entglitten und rollte nun im Wasser flüßab. Als dies das andere Weib sah, griff es schnell danach, schaute, ob die andere es nicht bemerkte, und ließ die Seife unter ihrer Wäsche verschwinden. Und als die Nachbarin ihre Seife vermißte, half sie ihr suchen. Sie spähten das Wasser ab, den Sand am Ufer; nirgends war sie. Da deutete die eine auf die Zigeuner. Und die Weiber gerieten in Wut, stürzten auf die Kinder los, um sie zu fassen. Die aber, welche die Seife gestohlen, gebärdete sich am zornigsten, schwang den Wäscheklopfer und schleuderte Steine nach den Kindern (Alscher 1910: 83).

Auch in anderen Erzählungen wird der Zigeuner zum Sündenbock und Opfer der unehrlichen rumänischen Bauern: Der Zigeuner Nisture aus der Erzählung *Ohnmacht* arbeitet eine Woche bei einem reichen rumänischen Bauern und wird von diesem übervorteilt, indem er anstelle der ausgehandelten Bezahlung einen Sack angeschimmelter Maismehl bekommt, das er zudem noch über die Berge schleppen muss.

Andererseits betrügen auch die Zigeuner die Rumänen und sogar die eigenen Stammesgenossen. Der Kesselflicker Giza (*Die Toaka*) nimmt den Kindern die erbettelten Münzen ab, ohne ihnen im Gegenzug eine Toaka aus Kupfer zu schmieden. Und über den alten Zigeuner aus *Der Greis und das Mädchen* heißt es, dass er nach seiner Genesung

² Die Übersetzung des Erzählers als Fußnote: „Die Bauern sind Diebe.“ (ebd.)

[...] stolzer, rücksichtsloser seinen Stammesgenossen gegenüber [war] als ehemals, durchtriebener und überlegener wie je gegen die Dorfrumänen, die er um Arbeit anging... (Alscher 1914: 52).

Misstrauen und Vorurteile prägen das Verhältnis zwischen Zigeunern und Rumänen. Oft sind die Kinder die Opfer der in Vorurteilen verhafteten Gesellschaft – der Zigeunerjunge Anrus ist nur ein Beispiel dafür. Auch für seine Freunde, die anderen Zigeunerkinder, stellen die Rumänen das Faszinierend-Fremde dar und sie streben unbewusst eine Annäherung an, indem sie beim sonntäglichen Tanz der Rumänen den „geputzten Dorfschönen“ „zärtlich nach den flatternden Schnüren der *opreg* [haschten], um sie für einen Augenblick, ach für einen Augenblick nur, zwischen den Fingern zu fühlen“ (*Die Toaka* in: Alscher 1910: 97). Sie werden jedoch vom lahmen Ilia „mit Schlägen und Scheltworten“ davongejagt, was zu Racheakten der Kinder führt:

Und sie wurden nur übermütiger, je öfter sie der Krumme verjagte, wurden boshaft, verknüpften die Fransen der Dorfschönen untereinander, rissen ihnen die Spitzen herab, nur, um den Verfolger zu ärgern (ebd. 98).

Aus den Opfern werden Täter: Vodas lässt z. B. keine Gelegenheit aus, die Rumänen zu ärgern und zu verspotten, seine boshafte Scherze mit ihnen zu treiben, denn für ihn ist es eine unanfechtbare Wahrheit, dass die Rumänen und Zigeuner Feinde sind (vgl. ebd. 94).

5. Schlussfolgerungen

Otto Alschers Erzählung *Die Toaka* beschreibt die problematische Beziehung zwischen den rumänischen Bauern und den am Rande des Dorfes lebenden Zigeunern. Das Leben der Rumänen verläuft im festen Rahmen der Dorfgemeinschaft, die von der Tradition, der alltäglichen Arbeit, der Erd- und Besitzgebundenheit geprägt ist. Die rumänischen Bauern bilden eine geschlossene Gemeinschaft, die diejenigen, die gegen ihre ungeschriebenen Gesetze verstoßen, ausgrenzt und den sozial niedriger gestellten Zigeunern den Zutritt verwehrt. Versinnbildlicht wird die Trennung der beiden Volksgruppen durch das leitmotivisch erscheinende Symbol der Mauer. Jenseits der Mauer, an der Peripherie des Dorfes und der Gesellschaft, leben die Zigeuner, die „völlig frei von der Last, aber auch von

den Annehmlichkeiten des materiellen Besitzes“ (Wittstock 1977: 81) sind und nur der Unrast ihres Blutes – ihren Instinkten – gehorchen. Trotz ihrer Sehnsucht nach Überwindung der Grenzen, werden sie von den Rumänen ghettoisiert.

In den Erzählungen Alschers ist der Hass zwischen Rumänen und Zigeunern auf gegenseitiges Misstrauen, überkommene Vorurteile und Missverständnisse zurückzuführen.

Auffallend ist die Tatsache, dass in der Schilderung des Zusammen- bzw. Nebeneinanderlebens von Rumänen und Zigeunern der Perspektive Letzterer eine Sonderstellung eingeräumt wird. So wird zwar auf Vorurteile, die die Rumänen bezüglich der Zigeuner haben, aus einer objektiven, äußeren Perspektive eingegangen, während die Innenperspektive (und damit auch die Sympathie des hinter seinen Figuren zurücktretenden Erzählers) den Zigeunern – im Falle der Erzählung *Die Toaka* dem Zigeunerjungen Anrus – gehört. Als Schein entlarvt wird sowohl der Stolz der Zigeuner, der in Wahrheit nur die eigene Dürftigkeit verbirgt und ihr Hass auf die *gaishi*, der aus zurückgewiesener Bereitschaft zur Freundschaft entsteht, als auch die verlogene Moral der rumänischen Bauern, die ebenfalls nicht vor Diebstahl und Betrug zurückschrecken.

Die Zigeuner selbst sind bei Alscher „Mühselige und Beladene“: die Frauen Opfer der Männer, die Kinder Opfer der Erwachsenen, alle Opfer einer in Vorurteilen verhafteten Gesellschaft und eigentlich auch Opfer ihrer eigenen Ruhelosigkeit, ihres aufbrausenden Temperaments, ihrer Veranlagungen. Otto Alscher verleiht ihnen eine Stimme, indem er sich als guter Kenner ihrer Lebensverhältnisse, aber auch ihrer Sprache, ihrer Traditionen und Bräuche erweist.

Literatur

Alscher, Otto (1910): **Mühselige und Beladene. Novellen**, Berlin: Egon Fleischel & Co.

Alscher, Otto (1910): *Dema shebári*. In: ders.: **Mühselige und Beladene. Novellen**, Berlin: Egon Fleischel & Co, 45-62.

Alscher, Otto (1910): *Die Toaka*. In: ders.: **Mühselige und Beladene. Novellen**, Berlin: Egon Fleischel & Co, 77-103.

Alscher, Otto (1910): *Tanz in der Nacht*. In: ders.: **Mühselige und Beladene. Novellen**, Berlin: Egon Fleischel & Co, 133-171.

Alscher, Otto (1914): **Zigeuner. Novellen**, München: Albert Langen.

- Alscher, Otto (1914): *Afrem und das Wasser*. In: ders.: **Zigeuner. Novellen**, München: Albert Langen, 19-28.
- Alscher, Otto (1914): *Das Mädchen im Walde*. In: ders.: **Zigeuner. Novellen**, München: Albert Langen, 124-137.
- Alscher, Otto (1914): *Der Greis und das Mädchen*. In: ders.: **Zigeuner. Novellen**, München: Albert Langen, 44-79.
- Alscher, Otto (1914): *Der Zigeuner und sein Gott*. In: ders.: **Zigeuner. Novellen**, München: Albert Langen, 93-99.
- Alscher, Otto (1914): *Die Geschlechter*. In: ders.: **Zigeuner. Novellen**, München: Albert Langen, 100-115.
- Alscher, Otto (1914): *Er fährt heim*. In: ders.: **Zigeuner. Novellen**, München: Albert Langen, 116-123.
- Alscher, Otto (1914): *Ohnmacht*. In: ders.: **Zigeuner. Novellen**, München: Albert Langen, 80-92.
- Alscher, Otto (1914): *Sie kamen über den Acker*. In: ders.: **Zigeuner. Novellen**, München: Albert Langen, 138-150.
- Alscher, Otto (1914): *Witterung*. In: ders.: **Zigeuner. Novellen**, München: Albert Langen, 151-163.
- Alscher, Otto (1914): *Zigeuner*. In: ders.: **Zigeuner. Novellen**, München: Albert Langen, 29-43.
- Engel, Walter (1992): *Otto Alscher*. In: Joachim Wittstock/ Stefan Sienerth (Hrsg.): **Die rumäniendeutsche Literatur in den Jahren 1918-1944**, Bukarest: Kriterion Verlag, 324-333.
- Fassel, Horst (2005): *Alscher, Otto*. In: Alexandru Ruja/ Horst Fassel (Hrsg.): **Dicționar al Scriitorilor din Banat**, Timișoara: Editura Universității de Vest, 29-36.
- Fassel, Horst: *Alscher, Otto*. In: **Ostdeutsche Biographie - Persönlichkeiten des historischen deutschen Ostens**, unter: URL: <http://www.ostdeutsche-biographie.de/alscot94.htm> [21.10.2009].
- Heinz, Franz (1974): „Otto Alscher – ein Banater Schriftsteller. Versuch einer Bestandaufnahme nach dreißig Jahren“. In: **Neue Literatur**, 25. Jahrgang, Heft 12/ Dezember 1974, 30-44.
- Petri, Anton Peter (1992): **Biographisches Lexikon des Banater Deutschtums**, Marquartstein: Th. Breit Druck + Verlag GmbH, 19-21.
- Wittstock, Joachim (1977): *Die Erzählungen Otto Alschers (Zu „Die Straße der Menschen und andere Erzählungen“)*. In: Emmerich Reichrath (Hrsg.): **Reflexe. Kritische Beiträge zur rumäniendeutschen Gegenwartsliteratur**, Bukarest: Kriterion, 80-86.

Maria Stângă
Temeswar

Die Darstellung Temeswars im Prosawerk Franz Liebhard's

Abstract: The paper focuses on Timișoara depicted in Franz Liebhard's prose work. In analysing the image of Timișoara, special attention will be paid to Liebhard's historical and cultural-historical essays.

Liebhard deals with different and sometimes unexpected facets of Timișoara, focusing on the architectural character of this cosmopolitan city and on its cultural life. Furthermore, Timișoara is presented as a protean city, a meeting ground of different ethnicities and cultures. Two major characteristics of Liebhard's birthplace are, therefore, multilingualism and multiculturalism. By merging historical facts with fictional elements Liebhard creates a kaleidoscopic picture of Timișoara.

Keywords: German literature from Romania, multiculturalism, Timișoara.

Ende des 19. Jahrhunderts kommt Robert Reiter in dem Temeswarer Stadtviertel Fabrik zur Welt. Seine ganze Existenz steht im Zeichen der Inter- und Multikulturalität, dieser Begriffe, die in unserem Jahrhundert so geläufig geworden sind, dass die heutige Weltwahrnehmung ohne sie kaum vorstellbar wäre.

Reiter entstammt einer typisch mitteleuropäischen Familie (vgl. Ungureanu 2002: 344), da er mütterlicherseits slowakischer und väterlicherseits deutscher Abkunft ist. Er besucht aber eine Schule mit ungarischer Unterrichtssprache und veröffentlicht mit 17 Jahren sein erstes Gedicht, das ebenfalls in ungarischer Sprache verfasst wird. Nach 1945 wendet er sich aber ausschließlich dem Schreiben in deutscher Sprache zu.

Während des Ersten Weltkriegs beginnt Reiter, Philologie an der Budapester Universität zu studieren. In dem Zeitraum 1922-1924 setzt er sein Studium in Wien fort. Dieser lebenslange Kontakt mit unterschiedlichen Kulturen prägt sein ganzes Werk.

Robert Reiters lyrisches Schaffen ist bisher eingehend untersucht worden. Die historischen und kulturhistorischen Essays hingegen erfreuen sich nicht der gleichen Aufmerksamkeit seitens der Literaturwissenschaftler, was

hauptsächlich auf seine linksorientierte Einstellung zurückgeführt werden kann.

Das Werk Robert Reiters, der nach der Deportation in die Sowjetunion unter dem Pseudonym Franz Liebhard veröffentlicht wird, ist mit seiner Heimatstadt Temeswar eng verbunden. Man kann kaum Essays oder Erzählungen Liebhardts finden, in denen der Name Temeswar nicht erwähnt wird.

Vorliegende Arbeit setzt sich dementsprechend zum Ziel, die Erzählungen und kulturhistorischen Essays Liebhardts zu untersuchen und das sich daraus ergebende Bild Temeswars zu umreißen. Diese Prosawerke sind unabhängig von den politischen Überzeugungen des Autors wesentliche Zeitbilder, in denen Aspekte der Banater Kulturgeschichte behandelt werden.

1. Temeswar in Vergangenheit und Gegenwart

In einer Reihe von Essays, die im Laufe der Zeit in der **Neuen Banater Zeitung**, im **Neuen Weg**, in der **Karpatenrundschau**, der **Südostdeutschen Tageszeitung**, in der Zeitschrift **Neue Literatur** oder in der **Banater Deutschen Zeitung** erschienen sind, befasst sich Liebhard mit der Geschichte Temeswars von den Anfängen bis zum 20. Jahrhundert.

Ein Teil dieser Essays, die Liebhard in dem Zeitraum 1926-1976 verfasst hat, erscheint 1976 in dem Band **Banater Mosaik. Beiträge zur Kulturgeschichte**. Bei der Herausgabe dieses Bandes, der überwiegend Aufsätze zur Banater Kulturgeschichte enthält, ist zwar die zukünftige Erscheinung eines weiteren Bandes angekündigt worden. Dieser zweite Band, der sowohl Liebhardts Aufsätze über Dichter und bildende Künstler als auch eine Bibliographie aller seiner Veröffentlichungen hätte umfassen sollen, ist aber nicht mehr erschienen.

Mit der Absicht, die Geschichte Temeswars festzuhalten, verfasst Liebhard Essays, in denen er sich auf verschiedene Etappen und Aspekte der Entwicklung seiner Geburtsstadt bezieht.

Wenn man diese Essays über Temeswar liest, kann man Temeswars Entfaltung von „Ur-Temeswar“ (Liebhard 1976: 46) zu einer kosmopolitischen Hauptstadt des Banats verfolgen. Liebhard rekonstruiert folglich den Werdegang seiner Heimatstadt von einer „im Wasser liegende[n] Schildkröte“ (Liebhard 1976: 29) zu einer blühenden Großstadt. Der Autor wird zu einem veritablen Begleiter durch die Vergangenheit der an der Bega gelegenen Stadt. Das Bauwesen, das architektonische Gepräge

und das rege Kulturleben Temeswars rücken in vielen Essays in den Vordergrund. Die 1. Systematisierung der Stadt zur Zeit des Königs Karl Robert von Anjou oder die elektrische Straßenbahn, die im Geburtsjahr Robert Reiters in Temeswar eingeführt worden ist, sind nur einige Ereignisse in der Stadtgeschichte, welche von Liebhard erwähnt werden und denen er zahlreiche Essays widmet.

Liebhard unterstreicht auch die erstaunliche Regenerationskraft Temeswars. Wie ein Phönix steigt auch Temeswar immer wieder aus der Asche empor:

Über anderthalb Jahrhunderte sind wie von einem Riesenschwamm ausgelöscht. Was an den Festungen von türkischer Hand herrührte – Ergänzungen, Verstärkungen, die die einzige Bautätigkeit der Türken bildeten –, mußte mit der gesamten, zum großen Teil noch aus der Hunyadi-Zeit stammenden Fortifikationsanlage weichen, als die Österreicher eine von Grund auf neue Festung erbauten, für deren Pläne die modernsten wehrwissenschaftlichen Erkenntnisse der Zeit, die aus Frankreich bezogen wurden, bestimmend waren (Liebhard 1976: 30).

Diese lebendige und florierende Stadt hat stürmische Zeiten überlebt, allerdings nicht ohne schwere Verluste:

Ohne im geringsten zu übertreiben, darf man behaupten, diese Stadt hat von Zeit zu Zeit ihre Vergangenheit, so weit es die sichtbaren Zeiten betrifft, selbst ausgelöscht. Nachdem eine Epoche ihrer Geschichte beendet war, setzte das Auslöschen mit einer Gründlichkeit ein, der allmählich alles zum Opfer fiel (Liebhard 1976: 26).

Gleichzeitig weist Liebhard darauf hin, dass man der Denkmalpflege im Laufe der Zeit nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt habe. Der Autor schreibt den Denkmälern eine zentrale Rolle zu, denn diese begleiten die Stadtbesucher und die Temeswarer selbst in die längst verschwundenen Zeiten. Folglich fordert Liebhard nachdrücklich zur Bewahrung der geschichtlichen Vergangenheit anhand der Denkmäler auf:

So viel Geschichte und doch so wenig geschichtliche Sehenswürdigkeiten; ein ganzes Jahrtausend, zurückverfolgbar an Hand von Urkunden, fast bis zu seinen Anfängen und doch eine so auffallende Spärlichkeit an kirchlichen und weltlichen Baudenkmalern, an Zeugnissen, an Merkwürdigkeiten, die der wechselnde Gang der Geschichte zu hinterlassen pflegt als Zeugnis der Lebensweise, der materiellen und geistigen Kultur (Liebhard 1976: 25-26).

Auch in dem Essay *Steine erzählen – lassen wir sie nicht verstummen* geht Liebhard auf die Wichtigkeit der Bewahrung und Pflege der Temeswarer Bau- und Kunstdenkmäler ein, die er als „stumme Zeugen kulturgeschichtlicher Art“ (Liebhard 1976: 149) bezeichnet. Es ist gleichzeitig ein Aufruf zur Würdigung der Geschichte Temeswars.

Zu diesen Denkmälern gehören laut Liebhard das alte Stadthaus, wo sich der einzig erhalten gebliebene Beweis der Türkenherrschaft befindet. Nicht weniger wertvoll sind das Eckgebäude mit dem „Stock im Eisen“, die Dreifaltigkeitssäule, der Unirea-Platz mit seinen Gebäuden im Wiener Barockstil, der katholische Dom, die rumänisch-serbische Kathedrale mit ihrem prächtigen Ikonostas, das von Liebhard als Meisterwerk der rumänischen und der serbischen Kunstgeschichte betrachtet wird (vgl. Liebhard 1976: 229).

In Liebhard's essayistischen Texten findet man genaue Angaben zur Geschichte dieser Bauten und zu den Bürgermeistern, zu deren Zeit diese erbaut worden sind. Die dafür erforderlichen Kosten, der Baustil und der Fassadenschmuck werden auch in Betracht gezogen:

Ein baugeschichtlich sehr wertvoller Zeuge der Vergangenheit von Temeswar ist der katholische Dom. Innen und außen fallen einem zahlreiche Merkmale des Barockstils auf, wenn auch da vor vier Jahrzehnten etwa bei einer Renovierung rundbäuchige, aus Sandstein gemeißelte Vasen auf den Schutthaufen gestürzt wurden, weil sie von der Zeit etwas mitgenommen waren. Der Grundstein zu dem Dom wurde 1736 gelegt. [...]. Das Innere der Kirche enthält zahlreiche Kunstschatze, so das Gemälde des Hauptaltars, ein Werk des Rektors der Wiener Kunstakademie Michael Angelo Unterberger (1695-1758) (Liebhard 1976: 228).

Temeswars Schlüsselstellung in Europa wird von Liebhard ebenfalls betont. In dieser Hinsicht bringt der Autor das beträchtliche Interesse europäischer Wissenschaftler an der Entstehung und Entwicklung Temeswars als Argument vor. Es handelt sich um den österreichischen Offizier Heinrich Kematmüller, der mehrere Aufsätze über den dakisch-römischen Ursprung Temeswars geschrieben hat, darunter auch *Bilder aus Temeswars Vergangenheit* (vgl. Liebhard 1976: 15).

Erwähnenswert ist auch der italienische Gelehrte Francesco Grisellini, Ehrenmitglied mehrerer Akademien. In seinem im 18. Jahrhundert verfassten **Versuch einer politischen und natürlichen Geschichte des Temeswarer Banats in Briefen an Standespersonen und Gelehrte** liefert Grisellini eine detailreiche Beschreibung der historischen Begebenheiten, Bräuche und Sitten der Banater Bevölkerung.

Liebhard verweist stets auf die wesentlichen Entwicklungsetappen seiner Geburtsstadt, die durch politische Verhältnisse bedingt gewesen sind: die 164 Jahre lange Türkenherrschaft, die österreichische, die ungarische Herrschaft und letztendlich die „rumänisch[e] Gegenwart“ (Liebhard 1976: 26) seit 1918.

Erwähnt werden auch die bedeutenden technischen Errungenschaften, welche im Laufe der Zeit Temeswars Vorrangstellung unter den europäischen Städten gesichert haben:

Vergessen wir nicht, Temeswar darf sich auch dessen rühmen, in hundert Jahren technischer Entwicklung mehrmals Spitzenstellung errungen zu haben. Mit der Leuchtgaszerzeugung aus Kohle (1857) reihte es sich unmittelbar an Wien an. Die elektrische Straßenbeleuchtung führte Temeswar als erste Stadt des europäischen Kontinents ein (Liebhard 1976: 36).

1970 wird *Da stunden auff die Pauren ...* in der **Neuen Banater Zeitung** veröffentlicht. Dieses Mal richtet Liebhard sein Interesse auf Georg Doscha, den Führer des Bauernaufstands von 1514. Durch die Verflechtung fundierter historischer Tatsachen mit fiktionalen Elementen zeichnet er erneut ein faszinierendes Bild Temeswars :

Doscha war zuerst mit einigen seiner Gefährten im ersten Stockwerk des Temeswarer Schlosses untergebracht, im rechten Flügel, der dem Westen zugekehrt ist. Der untergehenden Sonne. Am dritten Tag ließ Zápolya dann auch Doscha, den „wilden König der Bauern“, wie ein Bericht ihn nennt, ins unterirdische Verlies werfen (Liebhard 1976: 95).

Liebhard erweist sich als hervorragender Kenner der Geschichte Temeswars und hat zugleich gründliche Kenntnisse im Bereich der Urbanistik und der Architektur. In seinen kulturgeschichtlichen Essays wird dementsprechend ein vielschichtiges und facettenreiches Stadtbild entworfen.

2. Temeswar als kosmopolitische Stadt

Nicht nur geschichtliche Fakten, sondern auch Aspekte des geistigen Lebens in Temeswar bilden den Gegenstand der Untersuchungen Franz Liebhard's. Zu diesem Themenbereich gehören die Entwicklung der deutschen Presse in Temeswar, das Banater Schulwesen, die Reformen Maria Theresias und das Lenau-Gymnasium.

Liebhard berichtet auch über die erste Buchdruckerei und die Herausgabe der **Temeswarer Nachrichten**, der ersten Zeitung auf dem Territorium des heutigen Rumäniens. 1771 erscheint das Wochenblatt **Temeswarer Nachrichten**, in dem auch der erste Zeitungsartikel über das Banat „Historie von dem Bannat Temeswar“ veröffentlicht wird (vgl. Liebhard 1976: 223).

Ein wesentliches Kennzeichen der Stadt an der Bega ist ihre Heterogenität. In *Temeswar, Geschichte und Gegenwart*, einem im Jahre 1970 veröffentlichten Essay, beschreibt Liebhard seine Heimatstadt folgendermaßen:

Mit seinen rund 220000 Einwohnern, seinem erregten Atem, dessen Umfang und Tiefe vor allem die Industrie bestimmt, einem Stadtbild, das voller Widersprüche ist, bei aller historischen Reife des Antlitzes doch manch jugendlich Unfertiges aufweist, ist Temeswar ein Gemeinwesen, durch dessen Pulse Tradition und Umsturz, Respekt und Besessenheit in historischen Kontroversen unaufhörlich aufeinanderprallen (Liebhard 1976: 42).

In den Mittelpunkt seiner Essays rückt immer wieder das Stadtviertel, in dem Robert Reiter/ Franz Liebhard geboren wurde. Die Fabrik entstand aus zwei Siedlungen: Wlascka Mala (Wallachische Machalla) und Renzensdorf. Während eine Siedlung von Rumänen und Serben bewohnt wurde, lebten Deutsche in der anderen.

Die Konzepte der Andersartigkeit, des Fremden, sind auch präsent. Die Fabriker betrachten die Bewohner anderer Stadtviertel als Fremde:

Die „Seilerwiese“ war der richtige Vorstadtrummelplatz. Da konnte man häufig auch Neugierige aus der Josefstadt, aus den Meierhöfen sehen, denen man sogleich anmerkte, daß sie hier Fremde waren, denn das Geheimnis, in Wort und Gebärde den Stilanforderungen der „Seilerwiese“ zu genügen war nur den eingesessenen Fabrikern vertraut (Liebhard 1976: 255).

Bei Liebhard ist die Geschichte der Fabrik ein rekurrierendes Thema. *Die vier Inseln der Fabrik* (1943 und ergänzt 1976), *Von Ur-Temeswar zur modernen Großstadt*, (1968) und *Aus dem Gästebuch der „Drei Könige“* (1973) sind nur einige der Essays, in denen das Bild der Fabrik umrissen wird. Unterschiedliche Facetten dieses Stadtviertels kommen zum Vorschein. In *Aus dem Gästebuch der „Drei Könige“* verlagert sich das Interesse Liebards auf die Gasthäuser der Vorstadt. Die zahlreichen Gaststätten ermöglichen die Zusammenkunft unterschiedlicher Kulturen und Ethnien:

Doch kommen wir auf die „Drei Könige“ zurück. Welcher Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens der Fabrik, in der längste Zeit über die Hälfte der Bevölkerung Temeswars ansässig war, dieser Gasthof mit seinem geräumigen Saale gewesen ist, beweist auch der Plan des unternehmungsfreudigen Theaterdirektors Theodor Müller (um 1830), bei den „Drei Königen“ ein zweites Theater zu errichten [...]. Der „Drei Königs“-Saal wurde mit Vorliebe für Aufführungen jedweder Art gepachtet. So gibt es aus dem Jahre 1845 eine Anzeige, wonach Joseph Gaudier, Ehrenbürger aus Essegg seine letzte akrobatische, athletische und pantomimische Vorstellung bei „brillanter Beleuchtung“ zu den Eintrittspreisen von 20 und 12 Kreuzern hier veranstaltet (Liebhard 1976: 264).

Die wirtschaftlichen Verhältnisse werden dabei mitberücksichtigt:

Die Reisewagen und Kutschen für Überlandfahrten büßten ihre Daseinsberechtigung ein, Stallungen und Wagenschuppen standen leer und die Gastwirte selbst beklagten einen starken Schwund ihres Fremdenverkehrs. Anstelle der Stallungen entstanden kleine Wohnungen um einer besseren Rentabilität willen (Liebhard 1976: 265).

Temeswar ist ein Begegnungsraum verschiedener Ethnien, Kulturen und Sprachen. Es ist ein Ort des Miteinanders und des tiefen interkulturellen Verständnisses.

Ein weiterer Beweis in dieser Hinsicht ist die Mehrsprachigkeit, die für Temeswar und die Temeswarer kennzeichnend ist:

Zu Beginn des vergangenen Jahrhunderts notierte ein Temeswarer Bürger namens Johann Schlichting in seinem Tagebuch, er habe sich in die Festung zu dem Buchhändler Klapka, dem Vater des nach Jahrzehnten berühmten 1848er Generals, begeben, um sich eine „Walachische“ Sprachlehre zu erwerben. Einige Jahrzehnte später haben wir in der Gestalt des Banaters Eftimie Murgu (1805-1870), eines durch eine hohe Kampfbesinnung durchglühten Verfechters der achtundvierziger Ideen einen Intellektuellen vor uns, der im weitgespannten Rahmen seiner Tätigkeit ein beredtes Beispiel darstellt für den einträchtigen Gebrauch der Banater Sprachen durch den gleichen Mund und die gleiche Feder (Liebhard 1976: 451).

In diesem Zusammenhang erwähnt Liebhard auch Osman Aga, einen in Temeswar geborenen Türken, der als Dolmetscher der Statthalterei in Temeswar tätig war. Dieser sprach Deutsch mit Wiener Färbung und hatte außerdem gute Rumänischkenntnisse.

Bei den Straßennamen verwendet Liebhard sowohl die rumänische als auch die deutsche Bezeichnung: *die Grabengasse (Strada Șt. O. Iosif)*, *die Dreiköniggasse (Bicaz)*, *die Waaggasse (Negruzzi)* oder *Spion (Strada Timocului)*, ein weiteres Zeichen des pluralistischen Zusammenlebens.

Auch in Liebhard's Erzählungen steht Temeswar im Zeichen der Multikonfessionalität, der Inter- und Multikulturalität. Bemerkenswert ist, dass die multikulturellen Aspekte als selbstverständliche Erscheinungen betrachtet werden. Elemente der deutschen oder der rumänischen Kultur werden mit jenen der ungarischen, serbischen oder jüdischen Kultur zusammengeführt.

Ein rumänischer Oberstadthauptmann aus alter Zeit ist eine der zahlreichen Prosatexte Liebhard's, in denen das Konzept der Interkulturalität in den Vordergrund tritt. In den Mittelpunkt der Erzählung rückt Peter Cermena, ein Oberstadthauptmann rumänischer Abstammung, der in einem serbischen Friedhof beigesetzt worden ist. Am Grabstein gebe es eine deutsche Inschrift „Unvergeßlich“ und ein Gedicht in rumänischer Sprache. Der griechisch-orthodoxe Cermena hat eine Katholikin geheiratet und diese hat nach dem Tod ihres Mannes ihr ganzes Vermögen den 16 christlichen Kirchen Temeswar's hinterlassen. Die Mehrsprachigkeit der Einwohner wird auch dieses Mal hervorgehoben. Sie gilt als Selbstverständlichkeit:

Rumänisch, deutsch und serbisch sprach er [Cermena] gleich gut, auch in der Schrift beherrschte er alle drei Sprachen vollkommen. Die ungarische Sprache erlernte er erst in seinen letzten Amtsjahren, und es fiel ihm immer schwer, sich in dieser auszudrücken. Sein Pensionsgesuch, das zu jener Zeit schon ungarisch verfaßt sein mußte – es wehte schon ein anderer Wind – schrieb einer seiner Kanzlisten (Liebhard 1977: 78).

Liebhard beschäftigt sich aber nicht nur mit der Geschichte Temeswar's, mit den Denkmälern und den sozialen Verhältnissen, sondern auch mit den Persönlichkeiten, die Temeswar besucht haben oder hier sogar gelebt haben. Dazu gehören Franz Xaver Kappus, Joseph Fuchs, Mihai Eminescu.

Auch Rainer Maria Rilke's Name ist mit Temeswar verbunden, da er mit dem in Temeswar geborenen Schriftsteller Franz Xaver Kappus im Briefwechsel gestanden hat. Liebhard äußert sich zu Franz Xaver Kappus und dessen Beziehung zu Rainer Maria Rilke:

Das Vorwort zu den Briefen war mit dem Namen Franz Xaver Kappus unterschrieben. Die Daten, die es betreffend seine eigene Person enthielt, boten nicht viel Aufschluß. Knappe Angaben verrieten bloß soviel, daß er Zögling der Wiener Neustädter Militärakademie war, als er den ersten Brief mit seinen

dichterischen Versuchen und der Bitte um Rat an Rilke abgehen ließ (Liebhard 1977: 120).

Bezüglich des Briefwechsels zwischen Rilke und Franz Xaver Kappus stellt Nubert Folgendes fest:

Diese Korrespondenz dokumentiert erstmals den Typus der „Ratgeber-Briefe“, deren Entstehen ein zwischen Kunst und Leben schwankender junger Offizier mit seinen Fragen ausgelöst hatte. In seiner Mentorenrolle geht Rilke einfühlsam auf den Briefpartner ein [...] (Nubert 2006: 238).

Liebhard weist darauf hin, dass in seiner Heimatstadt große Persönlichkeiten eingetroffen sind. Mihai Eminescus Begegnung mit Temeswar wird in der Erzählung *Die Ankunft* thematisiert. Der rumänische Dichter, der zur Zeit seiner Reise nach Temeswar als Souffleur der Truppe Pascaly tätig war, wurde vom Stadtbild am Anfang nicht besonders beeindruckt:

Während der Fuhrmann die Rosse tränkte und sich selbst einen tüchtigen Schluck am Schanktisch in den Schlund goß, musterte der junge Reisende aufmerksam den „Wilden Mann“ und schien sich auf keinen Fall überzeugen zu lassen, daß in dieser Stadt, [...], die Kunst der Freskenmalerei auf hoher Stufe stehen könnte (Liebhard 1977: 152-153).

Während seines Aufenthalts entdeckt er aber, dass Temeswar von einem vielfältigen kulturellen Leben geprägt ist:

Dieser freundliche Empfang, der Anschlagzettel der Abendvorstellung und die Nachricht, daß auch an der Theaterkasse keine einzige Karte mehr zu haben sei, stimmten ihn um (Liebhard 1977: 159).

Letztendlich wird er vom Klein-Wien bezaubert:

Eminescu war zuerst sprachlos über dieses Bild von Glanz und Geschmack, das sich ihm darbot als neuerliche Betätigung, daß hinter einem unansehlichen Äußeren auch große Schönheit verborgen sein kann (Liebhard 1977: 160).

Temeswar wird demzufolge zum Handlungsschauplatz vieler seiner Erzählungen: *Ein Temeswarer Empfänger von Rilke-Briefen*, *Lenaus Stimme in der Volksversammlung*, *Mozart in Temeswar*, *Die Ankunft*, *Das türkische Jagdschloß des Grafen Mercy* u.a..

Untersuchenswert ist auch die Erzählung *Elegischer Monolog in der Wassersprache*, in der bestimmte Aspekte Temewarer Geschichte aus der Perspektive des Flusses Bega dargestellt werden.

Anhand eines metaphorischen Textes macht Liebhard einen Exkurs in die regionale Geschichte. Die wehmütige Bega führt ein Selbstgespräch, das von einem Spaziergänger wahrgenommen wird. Anlass dafür ist der Entwurf einer neuen Landkarte der Banater Gegend. Auf der „ominösen“ (Liebhard 1977: 6) Landkarte wird der Flusslauf umgeleitet und die unmittelbare Konsequenz ist, dass die Bega nicht mehr durch Temeswar fließt.

Empört und enttäuscht zugleich ergreift der bis vor kurzem stumme Zeuge unzähliger Ereignisse der Temeswarer Geschichte das Wort:

... Kann es denn diese Stadt ohne mich, ohne die Bega überhaupt geben?! Wer war denn die vielen Jahrhunderte lang ihr bester, ihr verlässlichster Verteidiger, wenn nicht mein langsames, undurchsichtiges Wasser?! Einverstanden, es sieht mitunter wie ein dickflüssiger Lehmbrei aus und beheimatet nur eine geringe Anzahl von Fischen. Es hat einst eine Zeit gegeben, da man mich mit der Temesch verwechselte und mich leichtfertig die kleine Temesch nannte (Liebhard 1977: 14).

Im Selbstgespräch werden verschiedene Etappen in der Existenz des Flusses und der Bewohner dieser Stadt zum Vorschein gebracht. Gleichzeitig wird dem Fluss eine schützende Rolle zugeschrieben:

In meinem Wasser schwärzten sich die Eichenpalisaden, die dem Ansturm der Türken trotzen; in meinem Wasser wateten die Bundschuhe von Dózsas streitbaren Bauern, mein Wasser durchschritten mit hochgehaltenen Flinten die Musketiere jenes Feldherrn, der sich Eugenio von Savoie nannte, und mein Wasser berührte die Hufe des Páfyschen Husarenkorps (Liebhard 1977: 14-15).

In der Erzählung *Elegischer Monolog in der Wassersprache* nimmt die auditive Erfahrung des Spaziergängers eine zentrale Stellung ein. Diese Form der Sinneswahrnehmung gilt als elementares Kommunikationsmittel mit dem umgebenden Milieu und dient dazu, die Beziehung des Einzelnen zur Natur wiederherzustellen:

Ja, jetzt versteht er es, was die Bega zu dieser Abendstunde ihm zuraunt und zuweint! Es ist nichts Übernatürliches mit im Spiel. Die Beziehungen zwischen ihm und der Bega sind lange her so innig, daß ihm ihre schwerfällige, verschleierte Sprache nicht unbegreiflich sein kann. [...] (Liebhard 1977: 8).

Franz Liebhard gestaltet in vielen seiner Essays und Erzählungen ein utopisches Bild Temeswars, das als dynamische, innovative und weltbürgerliche Stadt dargestellt wird. Die linksorientierte Einstellung des Autors kommt zwar in seinen Essays zum Ausdruck, aber selbst wenn er „in den Sog der Zeit. Nicht erst 1949, sondern schon 1918-1919“ (Engel 2006: 157) geraten ist, erweist sich das kaleidoskopische Bild Temeswars, welches von Liebhard in seinen Prosatexten entworfen worden ist, als untersuchenswert.

Liebhard bietet seinen Lesern einen Wegweiser in die Vergangenheit Temeswars und schildert gleichzeitig die zeitgenössischen politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse.

Literatur

- Engel, Walter (2006): *Ein Dichter im Sog der Zeit: Der banatdeutsche Autor Franz Liebhard (1899-1989) als poetischer Zeitzeuge des 20. Jahrhunderts*. In: Nubert, Roxana (Hrsg.): **Temeswarer Beiträge zur Germanistik**. Bd. 5, Timișoara: Mirton, 151-160.
- Liebhard, Franz (1976): „*Temeswarer Nachrichten*“ 1771 – die erste Zeitung des Banats – als wirtschaftlicher, administrativer und kultureller Zeitspiegel. In: Liebhard, Franz: **Banater Mosaik. Beiträge zur Kulturgeschichte**. Bd. 1, Bukarest: Kriterion, 208-226.
- Liebhard, Franz (1976): *Aus dem Gästebuch der „Drei Könige“*. In: Liebhard, Franz: **Banater Mosaik. Beiträge zur Kulturgeschichte**. Bd. 1, Bukarest: Kriterion, 261-265.
- Liebhard, Franz (1976): *Brüder im Sprachlichen*. In: Liebhard, Franz: **Banater Mosaik. Beiträge zur Kulturgeschichte**. Bd. 1, Bukarest: Kriterion, 448-452.
- Liebhard, Franz (1976): *Da stunden auff die Pauren...* In: Liebhard, Franz: **Banater Mosaik. Beiträge zur Kulturgeschichte**. Bd. 1, Bukarest: Kriterion, 54-104.
- Liebhard, Franz (1976): *Dakerspuren in Temeswar*. In: Liebhard, Franz: **Banater Mosaik. Beiträge zur Kulturgeschichte**. Bd. 1, Bukarest: Kriterion, 14-21.
- Liebhard, Franz (1976): *Die vier Inseln der Fabrik*. In: Liebhard, Franz: **Banater Mosaik. Beiträge zur Kulturgeschichte**. Bd. 1, Bukarest: Kriterion, 253-260.

- Liebhard, Franz (1976): *Eine Temeswarer Schatzkammer oder von der Weltlichkeit der Heiligen*. In: Liebhard, Franz: **Banater Mosaik. Beiträge zur Kulturgeschichte**. Bd. 1, Bukarest: Kriterion, 227-234.
- Liebhard, Franz (1976): *Griselini der erste wissenschaftliche Erforscher des Banats*. In: Liebhard, Franz: **Banater Mosaik. Beiträge zur Kulturgeschichte**. Bd. 1, Bukarest: Kriterion, 235-245.
- Liebhard, Franz (1976): *Stadt ohne Denkmäler*. In: Liebhard, Franz: **Banater Mosaik. Beiträge zur Kulturgeschichte**. Bd. 1, Bukarest: Kriterion, 22-41.
- Liebhard, Franz (1976): *Steine erzählen - lassen wir sie nicht verstummen*. In: Liebhard, Franz: **Banater Mosaik. Beiträge zur Kulturgeschichte**. Bd. 1, Bukarest: Kriterion, 149-153.
- Liebhard, Franz (1976): *Temeswar, Geschichte und Gegenwart*. In: Liebhard, Franz: **Banater Mosaik. Beiträge zur Kulturgeschichte**. Bd. 1, Bukarest: Kriterion, 42-45.
- Liebhard, Franz (1976): *Von Ur-Temeswar zur modernen Großstadt*. In: Liebhard, Franz: **Banater Mosaik. Beiträge zur Kulturgeschichte**. Bd. 1, Bukarest: Kriterion, 46-53.
- Liebhard, Franz (1977): *Die Ankunft*. In: Liebhard, Franz: **Temeswarer Abendgespräch**. Timișoara: Facla, 150-160.
- Liebhard, Franz (1977): *Ein Temeswarer Empfänger von Rilke-Briefen*. In: Liebhard, Franz: **Temeswarer Abendgespräch**. Timișoara: Facla, 118-128.
- Liebhard, Franz (1977): *Elegischer Monolog in der Wassersprache*. In: Liebhard, Franz: **Temeswarer Abendgespräch**. Timișoara: Facla, 6-17.
- Nubert, Roxana/ Pintilie-Teleagă (2006): **Mitteleuropäische Paradigmen in Südosteuropa. Ein Beitrag zur Kultur der Deutschen im Banat**. Wien: Praesens Verlag.
- Schneider, Eduard (2005): *Robert Reiter*- Übersetzer und Essayist. Frühe Beiträge in der Banater deutschen Tagespresse der 1920er-Jahre*. In: Dama, Hans (Hrsg.): **Österreich und die Banater Schwaben: Festschrift. An der Schwelle zum 100-jährigen Jubiläum des Verbandes der Banater Schwaben Österreichs (1907 - 2007). Ehrengabe für Franz Klein zum 85. Geburtstag**. Wien: Pollischansky, 171-177.
- Ungureanu, Cornel (2002): **Mitteleuropa periferiilor**. Iași: Polirom.

Roxana Nubert/ Laura Micu
Temeswar

Interkulturelle Aspekte der deutschsprachigen Literatur des Banats zu Beginn der 1970er Jahre

Abstract: At the beginning of the 1970's a group of authors called Aktionsgruppe Banat came into being in Timișoara, which has influenced decisively the Contemporary German Literature in Romania. The German writing from Romania became an integral part of the German literature in general thanks to the Aktionsgruppe Banat because it conceives of its specificity in the observance of literature under the extreme circumstances of its possible action. The members of the Aktionsgruppe Banat set out from the idea that the reference to the social, political and cultural environment represents an important premise of their existence as writers. These authors evince common action strategies of their own texts, they share their awareness of belonging to a circle of friends and rebel against petty bourgeois narrow-mindedness and against the things concerning the Romanian regime of that time and also the German minority in Banat. An interview with Werner Kremm, the only member of the group that still lives in Romania, has been attached to the paper.

Keywords: German literature from Romania, Aktionsgruppe Banat, Marxism, experimental literature, demystification.

1. Engagierte Subjektivität

Der Übergang von den 1960er zu den 1970er Jahren stellt einen bedeutenden Umbruch in der rumäniendeutschen Literatur der Nachkriegszeit dar. Die innovativen Tendenzen hiesigen deutschsprachigen Schrifttums in dieser Zeit fasst Walter Fromm (1979: 3) mit der Bezeichnung „engagierte Subjektivität“ zusammen, weil „sie Verbindendes mit dem polemisch-präskriptiven Engagement“ hervorhebt (vgl. Motzan 1980: 152). Dieser Begriff weist auf ein neues Verhältnis der Schreibenden zur Realität hin:

An die Stelle eines gewiß wohlgemeinten, aber abstrakt allgemeinen Engagements, das auch unmittelbar mit der Komplizenschaft des Lesers rechnete, war die genaue, auf die Alltagsdetails gerichtete Beobachtung getreten, an die Stelle des „Wir“ das Individuum, an die Stelle des Denkens in Systemen, die eigene Subjektivität (Reichrath 1981: 60).

Die rumäniendeutsche Literatur sollte sich konkreter mit der Realität auseinandersetzen, fordert Anton Sterbling (in: Wichner 1992: 3). Eduard Schneider (in: Wichner 1992: 34) spricht von einer Integration der Landschaft in die Gesellschaft, wobei die sozial-politische Implikation evident ist, und Richard Wagner meint:

Wir müssen unser Verhältnis zur hiesigen Realität durchdenken. Das Spezifikum als Minderheit gehört in die zweite Reihe. Im Vordergrund muß die Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit stehen (Wagner in: Totok 1988: 66-67).

Aus Leseerfahrungen haben die jungen Autoren gewusst, wie und unter welchen Umständen eine beabsichtigte Wirkung in ihr Gegenteil umschlagen kann. Ihre Texte, erkennt Peter Motzan,

[...] waren nicht die Rezeptaussstellung auf Befehl noch Geschenk inspirativer Ergriffenheit, sie hatten ihre Gebrauchswertigkeit durch realistische Konkretion zu legitimieren (Motzan 1980: 141).

Realitätsbewusste AutorInnen überprüfen und revidieren ihre Auffassungen, damit ihre Literatur Funktionalität bewahrt. Die veröffentlichten Texte, überwiegend Lyrik und Kurzprosa, enthalten politische Aussagen, die jedoch nicht direkt, sondern vermittelt über die Beschreibung alltäglichen Geschehens sowie aus der Sicht eines im Rahmen desselben situierbaren konkreten Subjekts zum Ausdruck kommen. Die daraus entstandene Subjektivität entwickelt sich zu einem literarischen Phänomen mit solchen Wirkungen, wie sie die rumäniendeutsche Literatur nie gekannt haben dürfte.

2. Entwicklungsgeschichte, programmatische Zielsetzungen und Vertreter

Die Aktionsgruppe Banat wurde im April 1972 im Anschluss an ein Pressegespräch, „Am Anfang war das Gespräch. Erstmalige Diskussion junger Autoren. Standpunkte und Standorte“ (Sonderbeilage *Universitas* der

Neuen Banater Zeitung, 2. April 1972: 5) gegründet und hat sich „nach innen als kritische, sich gegenseitig stützende und fördernde Solidargemeinschaft“ (Wichner 1992: 9) verstanden. Anton Sterbling, der sich neben Werner Kremm, Johann Lippet, Gerhard Ortinau, William Totok und Richard Wagner an dem vom Redakteur Eduard Schneider geführten Gespräch beteiligt hat, erinnert sich an die Konstituierung der Gruppe:

mit einer ersten, in der nbz [Neuen Banater Zeitung] veröffentlichten Diskussion – die nicht, oder nur mit Vorbehalt als programmatisch gelten kann – wurde eine sich unrestringiert verstehende Kollaboration eingeleitet, deren Beweggründe, Erscheinungsmomente und Folgen mitunter nicht mehr eindeutig nachweisbar sind, die dennoch ein Gesamtbild produktiver Tätigkeit ergibt (Sterbling 1975: 39).

Den Namen hatte im Mai 1972 Horst Weber, ein Redakteur der Hermannstädter Zeitung **Die Woche**, in einem Artikel über dieses Rundtischgespräch der Gruppe zugeschrieben. Die jungen Schreibenden haben ihn „ohne Vorbehalt“ (Sterbling 2008: 15) angenommen. „Die gemeinschaftlich geplante Unternehmung“, wie der Begriff der Aktion im **Duden** (2001: 111) definiert wird, ist ein Wesenszug, den die Autorengruppe von Anfang bis zum Ende ihres Bestehens wesentlich prägt. Bezug nehmend auf den Namen der Gruppe, unterstreicht Anton Sterbling (2008: 15-16), dass „diese etwas ironisch gemeinte Bezeichnung der Gruppe [...] auch von anderen immer häufiger verwendet [wurde] – in den meisten Fällen wohl wissend, dass dies eine ‚Provokation‘ bedeutet.“

Der von Richard Wagner geleitete Universitas-Literaturkreis im Studentenkulturhaus in Temeswar „entwickelte sich [...] zum hauseigenen Kreis der Gruppe“ (Totok 1988: 70). Das war der einzige öffentliche Ort in Temeswar, an dem über Peter Handke, Heinrich Böll, die Wiener Gruppe, Helmut Heißenbüttel, Paul Celan, Walter Benjamin, aber auch über Solschenizyn diskutiert wurde. In einem Gespräch mit Stefan Sienerth erinnert sich Herta Müller, die kein Mitglied der Gruppe, aber in engem Kontakt zu ihr war, an die Faszination, die das intensive Lesen auf die jungen Autoren ausgeübt hat:

Die Leute von der „Aktionsgruppe Banat“ hatten mehr und andere Bücher, als man sonst im Land bekam, sie gaben sie mir zum Lesen, stückweise, nacheinander, wie einer, die später dazukommt und etwas nachzuholen hat (in: Sienerth 1997: 323-324).

Bücher lesen sei neben Zeitungen lesen und Radio hören als Inbegriff wachen Interesses am jeweils aktuellen Stand der Entwicklung etwas sehr Charakteristisches für die Gruppe gewesen, hebt Gerhard Csejka (1992: 233) hervor.

Diese Schriftsteller bekunden „ähnliche Auffassungen über Funktion und Wirkungsstrategien der eigenen Texte“ (Motzan 1980: 139), haben das Bewusstsein der Angehörigkeit zu einem Freundeskreis, „in dem eine kritische Einstellung zur Welt und geistreiche Worte ebenso wichtig waren wie anregende Getränke, unkonventionelle Verhaltensweisen und gute Bücher“ (Sterbling 2008: 13), entlarven „Konformismus und Opportunismus“ und rebellieren „gegen kleinbürgerliche Denkreminiszenzen“ (Motzan 1980: 147) sowohl was das damalige rumänische Regime als auch die deutsche Minderheit im Banat betrifft.

Dieser „kollektive Autor“ (Csejka 1974: 35) ist vom Moment seiner Konstituierung an vom wesentlichen Zug rumäniendeutscher Dichtung, nämlich von einer doppelten Bindung geprägt, einerseits der unmittelbaren sprachlichen Beziehung zum deutschen Kulturraum, andererseits der eingehenden Auseinandersetzung mit dem rumänischen Milieu, was für die früheren Generationen von Schriftstellern – mit wenig Ausnahmen (Josef Marlin, Alfred Meschendorfer, Oscar Walter Cisek) – keine Selbstverständlichkeit war:

Wir besitzen ein doppeltes Verhältnis zur Realität: zu einer geistigen und zu einer konkreten materiellen Wirklichkeit. Sprachlich und bildungsmäßig zum Teil der deutschen Literatur angehörend, hat sich das hier Geschriebene notwendigerweise mit der hiesigen Wirklichkeit auseinanderzusetzen (Sterbling in: Wichner 1992: 31).

Richard Wagner, „der von Anfang an unübersehbar und souverän die Rolle des *leader* spielt“ (Csejka 1992: 230), spricht in diesem Zusammenhang von einer „nötigen Standortbestimmung“ hiesiger AutorInnen (in: Wichner 1992: 31):

Ich [Richard Wagner] bezog mich immer auf das deutsche kulturelle Zentrum, das die Bundesrepublik war. Und dieser Bezug war mir nur durch meine Zugehörigkeit zur deutschen Minderheit, zu den Banater Schwaben, möglich. Ich wollte nichts von ihnen lernen, aber durch sie konnte ich Teil der deutschen Kulturnation sein, und das wurde die entscheidende Voraussetzung für mein Schreiben (in: Sienerth 1997: 311).

Autoren, die zu Beginn der 1950er Jahre im dörflichen oder kleinstädtischen Milieu geboren wurden (Albert Bohn geb. 1955, Rolf Bossert 1952-1986, Werner Kremm geb. 1951, Johann Lippet geb. 1951, Gerhard Ortinau geb. 1953, Anton Sterbling geb. 1953, William Totok geb. 1951, Richard Wagner geb. 1952, Ernest Wichner geb. 1952), überwiegend Germanistikstudenten an der Universität Temeswar oder Bukarest (Rolf Bossert), treffen sich ähnlich wie die Autoren der Sächsischen Dichterschule aus der DDR, um gemeinsam ihre Texte, aber auch politische Richtungen zu besprechen.

Für viele Mitglieder der Gruppe (Richard Wagner, Werner Kremm, Johann Lippet, Anton Sterbling, William Totok) war der Einfluss ihrer „begeisterten und eigenwilligen Deutschlehrerin“ (Csejka 1992: 228) Dorothea Götz ausschlaggebend für ihre schriftstellerische Laufbahn. Der von Dorothea Götz an der deutschen Abteilung des Lyzeums in Großsanktnikolaus gegründete Literaturkreis war für die zukünftigen Mitglieder der Autorengruppe eine wichtige Prämisse für ihre spätere Auseinandersetzung mit Literatur:

Dieser Literaturkreis wurde von [...] Frau Dorothea Götz [...] ins Leben gerufen, die auch sonst viele Verdienste dabei hatte, uns nicht nur gründlich in die deutsche Literatur einzuführen, sondern uns auch mit der modernen deutschsprachigen Literatur des Westens vertraut zu machen, uns an deren Schreibweisen und Verständnismöglichkeit heranzuführen, uns dafür zu begeistern (Sterbling 2008: 12).

Von Anfang an verfolgt die Securitate (der rumänische Staatssicherheitsdienst) die Autorengruppe, obwohl der Staat den jungen Schriftstellern „Narrenfreiheit“ (Csejka in: Wichner 1992: 235) gewährt:

In einem Staat, in dem Gruppenbildung und Meinungsäußerung als antisozialistische Gruppierung und antisozialistische Haltung unter Strafe standen, war das gewiß ein merkwürdiges Unterfangen (Wagner in: Solms 1990: 121).

Mit den „provokativen öffentlichen Auftritten“ (Sterbling 2008: 17) nimmt zugleich die Beobachtung durch die Sicherheitspolizei zu:

Anfang 1975 war die Sprengung der Gruppe für die Securitate eine bereits beschlossene Sache,

schreibt William Totok (1988: 77). Thomas Krause (1997: 86) weist aber darauf hin, dass William Totok und Gerhard Ortinau schon Anfang 1974

von der Securitate erpresst und als Informanten angeworben wurden. Im Sommer 1975 beschlagnahmt der Staatssicherheitsdienst Manuskripte von William Totok und verhört ihn wiederholte Male. Auf einer Wochenendreise im Oktober 1975 wurden William Totok, Gerhard Ortinau, Richard Wagner und Gerhardt Csejka, Redakteur der **Neuen Literatur**, unter dem Verdacht verhaftet, illegal die Grenze überschreiten zu wollen. Die Untersuchungshaft hat für Ortinau, Wagner und Csejka eine Woche, aber für Totok insgesamt acht Monate gedauert. William Totok (1988: 89-96) geht in seinen Erinnerungen eingehend darauf ein und Ernst Wichner meint dazu:

In tagelangen Verhören ging es dann allerdings nicht mehr um die Staatsgrenze, sondern um die Grenzen der Dichtkunst, diese waren überschritten worden, hatte der Staat festgestellt und die Gruppe mit der „Baader-Meinhof-Bande“ verglichen. Der Staat hatte zugeschlagen, in der ihm eigenen Sprache zu verstehen gegeben, daß man diese literarische Spaßguerilla nicht mehr länger hinnehmen wolle. Zur Bekräftigung seiner Drohung wurde [...] William Totok verhaftet und acht Monate in Untersuchungshaft gesteckt. Sein Vergehen waren seine Texte und seine Mitgliedschaft in der Aktionsgruppe Banat, er hat stellvertretend für alle gebüßt (Wichner 1992: 10).

Nach der Verhaftung, bemerkt Gerhard Csejka (1992: 242), folgen die obligaten Hausdurchsuchungen mit Beschlagnahmung von Manuskripten und Büchern, ein halbes Jahr strengstes Publikationsverbot usw. – „das übliche Menü an Schikanen“:

[...] bei der Haftentlassung, als wir jeweils zu zweien das Tor des Polizeigebäudes passierten, gab uns der Pförtner die freundliche Empfehlung mit auf den Weg, uns jeweils strikt individuell um unsere Angelegenheiten zu kümmern, es sei nicht gut, so in Gruppen aufzutreten ... (Csejka 1992: 242).

Die Geschichte der Gruppe habe mit dem Ende kreativer Gemeinsamkeit nicht wirklich aufgehört, das Phänomen Aktionsgruppe habe „posthum“ noch lange fortbestanden, betont Gerhard Csejka (1992: 243). Das Mitwirken mancher dieser jungen Autoren (Richard Wagner, Johann Lippet, William Totok) im Rahmen des Literaturkreises Adam Müller-Guttenbrunn ist den Bemühungen Nikolaus Berwangers, des Schriftstellers und Chefredakteurs der **Neuen Banater Zeitung**, „des steten Förderers der Banater Autorengruppe“ (Spiridon 2002: 140), zu verdanken. Eine wichtige Folge der Mitwirkung im Adam Müller-Guttenbrunn Literaturkreis sei für

die Aktionsgruppe Banat die Publikationsmöglichkeit gewesen, unterstreicht Thomas Krause (1998: 117).

Zum ersten Mal erscheinen die Texte der Mitglieder dieser Autorengruppe in der Bundesrepublik im Dezember 1976, zu einem Zeitpunkt also, wo sie praktisch aufgelöst war. Es handelt sich um den Beitrag „Aktionsgruppe Banat – eine rumäniendeutsche Autorengruppe“ in der Zeitschrift **Akzente** (6/1976: 534-550).

3. Sozial-politische und kulturelle Prämissen

Die Gründung der Aktionsgruppe Banat ist kein Zufall, sondern dem liberalen politischen Situationszusammenhang zu verdanken, der durch den IX. Parteitag der Rumänischen Kommunistischen Partei von 1965 verbreitet wurde, als Nicolae Ceaușescu als Nachfolger von Gheorghe Gheorghiu-Dej zum Ersten Sekretär der Rumänischen Kommunistischen Partei gewählt wurde. Dieser Machtwechsel führt zu zahlreichen Veränderungen der institutionellen Machtstrukturen. Dadurch hätte man, erklärt Anton Sterbling (2008: 33), in vielen Bereichen vorübergehend beachtliche Handlungsspielräume geschaffen.

Parallel finden wesentliche Änderungen auf der Ebene der Außenpolitik statt. Rumänien distanziert sich von der Sowjetunion und dem Warschauer Pakt und orientiert sich nach dem Westen. Als eines der ersten sozialistischen Länder Europas nimmt Rumänien die diplomatischen Beziehungen zur BR Deutschland und zu Israel auf. Hinzu kommen Bildungsreformen, die Liberalisierung des Tourismus und der allmähliche Einfluss westlicher Kultur und Medien.

Der unmittelbare Niederschlag dieser umbruchsbewirkenden Orientierung spiegelt sich darin wider, dass bis dahin zum Schweigen verurteilte AutorInnen (z. B. Rainer Maria Rilke, Franz Kafka, der Dichterphilosoph Lucian Blaga u. a.) oder Strömungen (z. B. der Expressionismus, der Existentialismus) erneut in den Vordergrund rücken. Diese Veränderungen „stimulierten [...] die heranwachsende Dichtergeneration“, schreibt William Totok (1988: 61), und haben sowohl für die rumänischen als auch für die rumäniendeutschen SchriftstellerInnen zu einer kritischen Auseinandersetzung mit hiesiger Realität geführt:

Im Zuge des „Taufwitters“ Ende der 60er Jahre wurde eine gewisse Auflockerung spürbar, die sich unter anderem in der staatlich geförderten Wiederbelebung des kulturellen Lebens der Minderheiten äußerte (Schuster 2004: 40).

Die jungen Schreibenden haben die Möglichkeit, ihre Texte in mehreren deutschsprachigen Zeitungen (**Neuer Weg** in Bukarest, **Neue Banater Zeitung** in Temeswar, **Karpatenrundschau** in Kronstadt, **Hermannstädter Zeitung**) und in der bekannten deutschsprachigen Bukarester Literaturzeitschrift **Neue Literatur (Zeitschrift des Schriftstellerverbandes der SRR)** zu veröffentlichen. Auch die in Klausenburg erscheinende, dreisprachige studentische Monatsschrift **Echinox**, zu deren Redaktion Werner Söllner gehört, bemüht sich um die Verbreitung junger AutorInnen.

Die **Neue Banater Zeitung** gibt eine Beilage für SchülerInnen und eine Sonderbeilage (*Universitas*) für StudentInnen heraus, in denen die NachwuchsautorInnen die Möglichkeit haben, ihre ersten Texte zu veröffentlichen. In den Jahren 1969-1971 haben etwa dreißig AutorInnen debütiert, darunter auch einige derjenigen, die später die Aktionsgruppe Banat gründen sollten, hebt Totok (1988: 61) hervor. Nach dem Modell der **Neuen Banater Zeitung**-Schülerbeilagen veröffentlicht die **Neue Literatur** im Februar 1971 ein Sonderheft mit Beiträgen von Schülern und Schülerinnen der deutschsprachigen Schulen im Banat, unter ihnen Rolf Bossert und Albert Bohn. Die Textsammlung *Übungen für Gleichgültige* erscheint im Heft 11/1972 der **Neuen Literatur** und enthält Texte von Anton Sterbling, Richard Wagner, Gerhard Ortinau, Werner Kremm, Johann Lippert, Albert Bohn und William Totok. Das Erscheinen dieser umfangreichen Sammlung „markierte eine Wende im rumäniendeutschen Literaturbetrieb“, betont William Totok (1988: 69). Anton Sterbling verfasst die programmatische Einführung in diese Sammlung:

Diese Texte hier sind Lehrstücke, obwohl ihr das wahrscheinlich nicht sofort einsehen werdet, sondern vielmehr glauben werdet, es seien Einleitungen.

Ihr werdet es kaum feststellen können, daß sich die Texte schon weit über ihre Einleitungen hinaus entwickelt haben. Ihr werdet Verdacht fassen und nach einer Fabel, Idee, Situation suchen. Ihr werdet Gedankenschlupfwinkel im leisesten metapherverdächtigen Wort und parabelverwandten Satz ausfindig machen wollen. Ihr werdet Anspielungen, Zweideutigkeit, eine innere Problematik suchen. Ihr werdet durchschaubare Wirklichkeit vermuten. Ihr werdet glauben, daß ihr euch irrt oder daß sich die Autoren geirrt haben. Ihr werdet zweifeln. Ihr werdet prüfen, vergleichen, Argumente suchen, um diese Texte zu widerlegen. Ihr werdet die Grundabsichten herausfinden und auch diese widerlegen. Ihr werdet behaupten, daß Lehrstücke, die man nicht versteht, keine Lehrstücke sind, daß Lehrstücke, die man gut versteht, keine Lehrstücke sind. Ihr werdet schlußfolgern, daß die Methoden dieser Texte darin liegen, daß beliebige Texte als Lehrstücke

ausgegeben werden, um die Lehrstücke von beliebigen Texten zu unterscheiden. Ihr werdet zufrieden sein, daß ihr vieles auch so gedacht habt, wie es hier steht. Ihr werdet herausfinden, daß hier vieles nicht steht, was ihr denkt. Ihr werdet unzufrieden sein, daß die Autoren euch viele kritische Gedanken vorweggenommen haben. Ihr werdet die Texte ablehnen, ihr werdet darüber lächeln, ihr werdet sie loben, ihr werdet nichts darüber sagen können (Sterbling 1972: 3).

Ebenfalls wird in der **Neuen Literatur** (4/1974: 4) zum ersten Mal die Benennung Aktionsgruppe Banat als Sammelbezeichnung für ein Autorenteam mit gleichen literarischen und politischen Anschauungen erwähnt.

Manche Periodika, wie z. B. die **Neue Literatur** oder die **Neue Banater Zeitung**, schreiben literarische Wettbewerbe aus, die Anregungen zum Schreiben unterbreitet haben.

Es gibt zu Beginn der 1970er Jahre mehrere Verlage, die deutschsprachiges Schrifttum in Rumänien publizieren: den Kriterion Verlag, den Albatros Verlag und den Creangă-Verlag in der Hauptstadt, den Dacia Verlag in Klausenburg und den Facla Verlag in Temeswar.

Erfahrene Redakteure (Peter Motzan, Emmerich Reichrath, Eduard Schneider, Paul Schuster, Gerhard Csejka) unterstützen die jungen Schreibenden. Richard Wagner weist auf die wesentliche Rolle hin, die die Literaturkritik für den literarischen Durchbruch der Gruppe gespielt hat:

Das meiste von dem, was wir geschrieben haben, haben wir anfangs auch veröffentlicht. Daß unsere Respektlosigkeit gedruckt wurde, ist einigen Leuten aus der Generation vor uns zu verdanken, die im offenen Rumänien der sechziger Jahre zu Posten in den Feuilletons und Literaturredaktionen gekommen waren. Sie hatten die Moderne für sich entdeckt, wir waren, mit einer oder zwei Ausnahmen, die ersten, die sie real praktizierten (Wagner 1992: 225-226).

Im Oktober 1973 erscheint im Bukarester Albatros Verlag die einzige Buchveröffentlichung eines Mitglieds der Aktionsgruppe Banat, Richard Wagners „Gedichtbuch“ **Klartext**, dem der Preis des Zentralkomitees des Verbandes der Kommunistischen Jugend verliehen wurde. Dieser Band, der ursprünglich den Titel *Der Fischbesprecher* – nach einem Gedicht des Autors – tragen sollte, enthält meist ältere Texte, die früher in verschiedenen Publikationen erschienen sind. Die Gedichte sind in Gruppen unterteilt, denen jeweils ein Zitat vorangestellt ist. Wagners literarische Vorbilder (Bertolt Brecht, Christoph Meckel, Walther von der Vogelweide, Helmut Heißenbüttel) sind überdeutlich spürbar. Der Leser wird durch

Eingangszitate der Vorbildautoren darauf aufmerksam gemacht, dass der Verfasser weniger innovative Ideen, sondern Angelesenes mitteilen möchte. Und trotzdem „provoziert“ diese Lyrik und „fordert zur Selbstüberprüfung und Stellungnahme heraus“, meint Emmerich Reichrath (1973: 7).

Die vielfältigen Publikationsmöglichkeiten fördern den „Prozeß wachsender künstlerischer Differenziertheit und formal stilistischer Experimentierkunst“ (Windisch-Middendorf 1989: 122) und entwickeln unter den jungen rumäniendeutschen AutorInnen das Bewusstsein, die Ersten zu sein, denen zeitweilig verdrängte Aufarbeitung und Gestaltung überantwortet wurden, und versetzt viele von ihnen in eine euphorische Stimmung:

Dabei geht es [...] um eine Euphorie der Vernunft und der Nüchternheit, um ein beinahe unbegrenztes Vertrauen in den Wirkungsradius der Literatur,

erklärt Peter Motzan (1980: 138). Richard Wagners Gedicht *kaspar hauser* ist ein Beispiel dafür:

öffnete er eine tür
war es mehr als bloß eine tür

ganz ohr war er
ganz auge
er fühlte
in ihm öffnete sich etwas
etwas das nicht aufhörte
sich zu öffnen

lautlos
pausenlos
endlos

und es gab nichts
was zuschlug
als
wort

(Wichner 1992: 173)

Auch Rundfunk- und Fernsehsendungen in deutscher Sprache in Bukarest, Temeswar, Hermannstadt, Kronstadt, Klausenburg, Arad u. a. sowie mehrere Literaturkreise fördern den Nachwuchs: der schon 1966 gegründete Literaturkreis und der Poesie-Club in Bukarest und der seit 1968 bestehende Literaturkreis Adam-Müller-Guttenbrunn in Temeswar. „Es kam

sozusagen“, unterstreicht Totok (1988: 61), „zu einem nie dagewesenen Poetenboom“.

Die jungen Schriftsteller, schreibt Anton Sterbling (2008: 36), teilen den Zeitgeist dieser nonkonformistischen, experimentierfreudigen westlichen Kultur und suchen nach entsprechenden literarischen Ausdrucksmöglichkeiten. Thomas Krause (1998: 52) bemerkt, dass kurzzeitig der Eindruck einer gesellschaftlichen Aufwertung der deutschsprachigen Literatur in Rumänien entstanden sei, die aber eher als ein Resultat ideologisch und ästhetisch wirkender Planungsmechanismen und nicht als Aufschwung zu verstehen sei. Verbunden war nämlich diese Blütezeit auf kultureller Ebene mit einer neuen politischen Stimmung, wobei die Securitate vorübergehend an dreister Haltung verloren hat:

Sie [die Securitate] hatte durch die Enthüllungen Ceaușescus in den Spätsechziger erfahren müssen, daß sie zum Sündenbock gemacht wird. Deshalb waren Geheimpolizisten etwas vorsichtiger geworden, und manche von ihnen, jüngere, dachten auch nicht mehr so wie in den Fünfzigern. Warum sollten sie für die Nomenklatura die Kastanien aus dem Feuer holen? (Wagner in: Sienerth 1997: 314)

Auch die Tatsache, dass die Autoren der deutschen Minderheit angehören, hat sich indirekt durch die Politik des Parteichefs, Nicolae Ceaușescu, positiv auf die Entwicklung des jungen Temeswarer Autorenteam ausgewirkt. Das Regime war nämlich auf das deutsche Geld angewiesen, der Preis der Auswanderung war in DM ausgerechnet.

4. Vorbilder. Auseinandersetzung mit den rumänischen Verhältnissen

Gemeinsamkeiten literarischer und weltanschaulicher Art existieren zwischen der Aktionsgruppe Banat und der Gruppe 47. Die Texte der jungen rumäniendeutschen Autoren sind exemplarisch für die Verhaltensweise und Grundstimmung des Kahlschlags. Wie die Vertreter der 1947er bedienen sich die jungen Banater Schriftsteller der scheinbar einfachsten Begreifbarkeit eines kahlgeschlagenen Wortschatzes, um den Alltag festzuhalten. Es gibt aber auch einen sehr wichtigen Unterschied zwischen den beiden Autorengruppen: Während die Gruppe 47 politisch ansetzt und mit der Forderung nach radikaler Entschlackung der Sprache auch den Ausdruck für eine gesellschaftliche Erneuerung gemeint hat, dennoch in den folgenden Jahren vor allem zur Bildung einer neuen Elite

der Literatur fast ohne politischen Einfluss beiträgt, bleibt die Motivation der Aktionsgruppe Banat von Anfang ihres Bestehens bis zu ihrer Auflösung durch den rumänischen Sicherheitsdienst politischer Art.

Wir Wegbereiter heißt die im Aprilheft 1974 veröffentlichte Textsammlung der Aktionsgruppe Banat, wobei der Name einem Wiener-Gruppe-Zitat entnommen wurde:

wir wegbereriter
(konrad bayer gerhard rühm oswald wiener)
zu den höchsten bergeshöhen
zu den gipfeln die wir noch nicht sehen

immer weiter immer weiter
schreiten wir wegbereriter

(in: **Neue Literatur**, 4/1974: 4)

Ähnlich wie die Vertreter der Wiener Gruppe treten die jungen Banater Autoren zusammen mit Textmontagen auf und verfassen manchmal auch ihre Texte gemeinsam. Das Gedicht *Engagement*, eine Variante von Ernst Jandls Gedicht *eulen*, stellt einen solchen gemeinsamen Text dar und wurde als Eröffnungsgedicht bei sämtlichen Auftritten vorgetragen. Wie die Wiener Gruppe wirkt auch die Aktionsgruppe Banat nonkonformistisch und provokativ den gesellschaftlichen Realitäten gegenüber. Offensichtlich versuchen diese jungen Schreibenden, einen Appell an den Leser zu richten. Man sucht nach Orientierungsmöglichkeiten kultureller und politischer Natur, die in Rumänien verwendet werden können:

bist engagiert
ja
bin engagiert
ja ja
sehr engagiert

bist auch engagiert
ja
bin auch engagiert
sehr engagiert
ja ja

will aber nicht mehr engagiert sein
bin schon zu lang engagiert gewesen

will auch nicht mehr engagiert sein
bin auch schon lange engagiert gewesen

ja

mit dir da
mit dir da auch
bin nicht mehr engagiert ja
bin nicht mehr engagiert auch
ja ja
ja ja auch
doch wer einmal engagiert war
der wird engagiert bleiben immer
ja

ja ja

(in: Totok 1988: 73-74)

Richard Wagner macht das Gepräge dieses „Engagements“ deutlich:

Ein Engagement irgendwo und irgendwie [...] ist kein Engagement. Das wirkliche Beschäftigen mit hiesiger Realität setzt ein aufmerksames Durchdringen dieser Realität voraus, das auch an gewissen negativen Aspekten und Verhaltensweisen nicht vorbeigeht, also konstruktive Kritik übt, gleichzeitig aber auch das Positive benennt im Gedicht. Wir sollten sowohl Lob als auch Kritik schreiben (in: Totok 1988: 67).

„Engagement“ als konstituierendes Mittel politischer Lyrik schließt jedoch ein, dass die Lyrik eine appellative Funktion besitzen soll, durch die der Leser zu gewissen Handlungen veranlasst oder aufgefordert werden kann. Die These vom Aufgehen des sozialen im ästhetischen Engagement weist auf den Einfluss von Walter Benjamin hin (vgl. Tudorică 1997: 178). „Engagement“ in diesem Sinne bedeutet desgleichen einen Bruch mit der Auffassung, dass Literatur eine primär künstlerisch-autonome Funktion besitzen soll. Deshalb kann diese Beurteilung, unter den gespannten Bedingungen einer Minderheitenkultur, als Abrechnung mit der älteren Generation Schreibender verstanden werden, wie sie im Gedicht *Wir*, einer Montage aus Gedichten von Albert Bohn, Johann Lippet, Gerhard Ortinau, William Totok, Richard Wagner und Ernst Wichner, ausgedrückt wird. Dabei sollte der Kontakt „zur Weltliteratur“ nicht verloren gehen, wie sich Albert Bohn ausdrückt (in: Wichner 1992: 62):

der kleindichter hat den großdichter gekillt

den großdichter hat sein ruhm in verdacht gebracht
der jungdichter hat den altdichter zu tode beleidigt
der altdichter hat den jungdichter verräter genannt
(in: Wichner 1992: 136)

Die Obsession der Wiener Gruppe nach Modernität beeinflusst sehr stark die jungen Banater Autoren zumindest in der Anfangsphase ihres Schreibens durch die Kleinschreibung sowie das Fehlen der Satzzeichen (vgl. Schuster 2004: 59). Richard Wagners Gedicht *POP-RESERVATION* ist ein Beweis dafür:

hörst du mädchen
wie das gras wächst
und siehst du mädchen
den lila sonnenschein
über den hügel

als müßte jesus jeden augenblick
über die straße die hände schütteln
und sagen:
I'm Jesus. Who are you?

(in: **Neue Literatur**, 11/1972: 15)

Sowohl die Klanggestalt als auch die visuelle Textdimension treten in den Vordergrund, um auf diese Weise dem Text eine neue Sinnstruktur, einen neuen Informations- oder Bedeutungswert zu verleihen. Dabei wird die Materialisation der Sprache bis ins Extrem getrieben, wie bei Werner Kremm. In seinem Bernd Kolf gewidmeten Gedicht verwendet der Verfasser den siebenbürgisch-sächsischen Geburtsort des Dichters als Wortmaterial. Es entsteht die Zahl sieben, gebildet aus den Buchstaben b, u, e, r, g, e, n. Die von Eugen Gomringer auch für die Wiener Gruppe gültige Meinung, dass das ideale konkrete Gedicht im Grunde nur aus einem einzigen Wort bestehen darf (vgl. Knörrich 1971: 304), wird von Werner Kremm veranschaulicht:

b u e r g e n b u e r g e n b
 u
 e
 r
 g
 e
 n
 b
 u
 e
 b u e r g e n
 g
 e
 n
 b
 u
 e
 r
 g
 e
 n
 b
 u
 e
 r
 g
 e
 n

(Kremm in: **Neue Literatur**, 4/1974: 12)

Eine andere interessante Gemeinsamkeit zwischen der Wiener Gruppe und der Aktionsgruppe Banat, zeigt Diana Schuster (2004: 58), sei auch die, dass beide ihre Namen nicht selbst gewählt haben, sondern dass ihnen diese von den Medien zugesprochen wurden.

Desgleichen werden die Banater Schriftsteller von den Dialektgedichten der Wiener Gruppe beeinflusst. Es handelt sich keineswegs um traditionelle Dialektgedichte, sondern um die Möglichkeit, mit der Sprache zu experimentieren, „durch neue gegenüberstellung der worte eine verfremdung und damit eine neuwertung derselben zu erzielen“ (Rühm 1967: 20).

Manche DDR-Autoren, Heinz Kahlau, Sarah und Rainer Kirsch, Volker Braun, Jens Gerlach und Johannes Bobrowski, beeinflussen die jungen Banater Autoren. Das besondere Interesse an der Lyrik der DDR beruht

nicht allein auf einer subjektiven Überzeugung, sondern es ist auf zwei wesensbestimmende Faktoren zurückzuführen, die beiden Literaturen gemeinsam sind, nämlich auf die Sprache und auf das Gesellschaftssystem. Die Offenheit, mit der Wolf Biermann seinen Enttäuschungen und seinem Leiden an der sozialistischen Wirklichkeit Ausdruck verleiht, die drastisch-unverblümete Art der Kritik, die er an den Herrschenden übt, beeinflussen die jungen Banater Autoren. Dabei ist aber die konkrete Realität geschichtsbedingt und dementsprechend differenziert zu behandeln. Gerhardt Csejka (1971: 5) weist in diesem Kontext auf die „Eigenständigkeit“ der rumäniendeutschen Literatur hin und Richard Wagner gibt zu:

Wir sind die erste Generation Schreibender, die in die sozialistischen Verhältnisse hineingeboren wurde. Das bewirkt eine Neueinstellung zur Wirklichkeit. Wir haben die Möglichkeit, die heutige Realität vorurteilsloser, komplexer als Ältere zu sehen (in: Wichner 1992: 33).

Eine starke Anziehungskraft übt Bertolt Brecht auf die Aktionsgruppe Banat aus, nicht nur als ideologisches Modell, im Sinne der Veränderbarkeit der Welt durch den Marxismus bzw. im Sinne des Glaubens an die Veränderungskraft der Literatur, sondern auch weil er mit den Möglichkeiten einer sozialistischen Literatur experimentiert hat. Anton Sterbling meint dazu:

Unsere Haltung der Wirklichkeit gegenüber wird durch experimentelle Literatur – siehe Brecht – angeregt (in: Wichner 1992: 32).

Man habe versucht, wie es Richard Wagner erklärt, von Brecht einen politischen Gebrauchswert der Literatur abzuleiten:

[...] Brecht experimentiert mit den Möglichkeiten einer sozialistischen Literatur. Deshalb ist er die einzige Grundlage, von der man hier und jetzt ausgehen kann (in: Wichner 1992: 32).

Brechts entscheidender Einfluss auf die jungen Schreibenden wird von Peter Motzan hervorgehoben:

An den pointierten Verfremdungen, den parabelhaften Konstruktionen, den gerafften Situationsprotokollen, den wortspielerischen Epigrammen, die geradezu ins Kraut schossen, schreibt Brechts Methode, seine pathosfeindliche Sachlichkeit, sein geschickt dosiertes Besserwissertum mit (Motzan 1999: 146).

Obwohl die Aktionsgruppe ungern von „rumäniendeutschen“ Modellen spricht, übt die Dichterin Annemone Latzina für sie „so etwas wie eine Modellfunktion“ (Totok 1988: 70) aus. „Im Rahmen des konservativen rumäniendeutschen Literaturbetriebs“, erklärt William Totok (1988: 70), demonstrieren „die zum Teil an der dialektischen Poesie Brechts orientierten Produktionen Latzinas [...] eine klare Absage an Provinzialität, an überholte stilistische Formen sowie auch an sterile politische Denkschemata“. Im selben Zusammenhang unterstreicht Richard Wagner (1994: 48) mit Nachdruck, dass Annemone Latzina „die einzige rumäniendeutsche Autorin“ sei, die er als „Originalzitat“ gelesen habe. Gerhardt Csejka (1970: 19) betrachtet sie als „ein[en] Präzedenzfall für Unprovinziell und Unepigonisch“ und zählt sie „einwandfrei zu den Herausfordernden“. Ihr Debütband **Was man heute so dichten kann** (1971) löst bei dem jungen Autorenteam „eine nachhaltige Resonanz“ aus, „so daß die Dichterin zu recht als deren ‚Muse‘ bezeichnet wurde“ (Totok 1988: 70). Ihre Texte sind durch Einfachheit auf formaler und besonders auf sprachlicher Ebene, durch den Lakonismus des Stils, durch das Fehlen von schmückenden Beiwörtern und durch das bloße Benennen von Dingen sowie durch Ironie gekennzeichnet. Latzina verzichtet auf alle traditionelle Schönheit in Wortwahl, Metaphorik, Rhythmus und Metrik. Csejka (1994: 3) schreibt von ihrer „Scheu vor jeglichem Pathos“ und ihrem „nüchtern und zielstrebig den sachlichen Fragen zugewandte[n] Wesen“. Als erlernbar und verwertbar erweist sich bei Annemone Latzina die Haltung der naheliegenden sozialen Wirklichkeit, die im Sinne Brechts als widersprüchlich und veränderbar erkannt wird. Diese Einsicht erteilt die Berechtigung, mitzuwirken an Bewusstseinswandlungen und teilzunehmen am Demokratisierungsprozess der Gesellschaft. Die Reaktion des lyrischen Ich ist gesellschaftlich vermittelt. Die einfachen Nennungen, der deiktische Gestus („mein Kopf“, „mein Herz“, „meine Haut“) sollen den Anspruch der Dichtung begrenzen, die Welt poetisieren zu können:

Alltag

Mein Kopf ist so schwirrig heute,
meine Hände so irrig, Leute,
wie steht's?
Ich träume mir doch zum Maifest Millionen,
dann geht's!

Mein Herz ist so krampfhaft heute,
meine Beine so stampfig, Leute,
wie steht's?
Ich träume von roten Legionen,
schenkt mir doch zum Frauentag Patronen,
dann geht's!

Meine Haut ist so ruppig heute,
meine Augen so schuppig, Leute,
wie steht's?
Ich träume von lila Melonen,
schenkt mir zum Geburtstag Kanonen,
dann geht's!
(Latzina 1992: 35)

Latzinas lakonisches Gedicht entspricht vortrefflich den ideologischen Absichten der Banater Autorengruppe und ihrer Orientierung an Tendenzen, denn es konnte auf Grund der einprägsamen Kürze, der Distanz zu offiziellem Pathos und der Chance zur Pointe für die politische Dichtung genutzt werden:

Schlussfolgerung

Dies aber ist das Land in dem ich lebe.
Dies sind die Menschen.

Das Grün ist grün.
Der Schnee ist weiß.
Der Himmel hoch.
Das Volk macht mit.

Dies aber sind die Menschen.
Die Menschen in dem Land in dem ich lebe.
(Latzina 1992: 25)

Bezug nehmend auf die Wirkung der Vorbilder auf die Aktionsgruppe Banat betont Gerhardt Csejka das einmalige Unternehmen des Autorenteam:

Die Gedichte dieser jungen Leute sind gerade so erfreulich und erfrischend, daß sie – jenseits Wittgensteinscher Gefolgschaft, jenseits auch von Schlagwörtern wie Dokumentationen und Aktionen und überhaupt von jeder ausgetüftelten Theorie, aber wahrscheinlich nicht in Unkenntnis darüber – geschrieben wurden aus unmittelbarster, unreflektierter sprachlicher und poetischer Disponibilität; daß

ihnen, selbst wenn sie unwillkürlich Elemente neuerer poetischer Techniken übernehmen oder selbst wenn sie nachahmen, die Pose nicht anhaftet, die leere Geste nicht eignet; sie steuern im Gedicht unbeirrt auf ihr Ziel zu, lassen sich verblüffend selten von der Sprache, von den Worten verführen und manipulieren, sie haben etwas zu sagen und sie sagen genau das, was sie zu sagen haben. Und sie tun das meist in einfachen, klaren Bildern und Sätzen (Csejka 1972: 66).

Ernest Wichner fasst den Einfluss deutschsprachiger SchriftstellerInnen auf die Banater Autoren mit folgenden Worten zusammen:

[...] die Texte sollten Kommunikation ermöglichen können [...] Außerdem sollte, für ein ganz bestimmtes Publikum, darauf hingewiesen werden, daß Dichter, die ein Staat bespitzeln und unterdrücken ließ, diesem oftmals nicht schlecht gesinnt waren – im Gegenteil!!! (Wichner 1976: 536)

Nicht nur der literarische, sondern auch der politische Impuls war für die Angehörigen der Aktionsgruppe Banat ausschlaggebend. Die jungen Autoren verlangen die Reform des Systems von innen, nach dem Vorbild von Karl Marx, Friedrich Engels und dem westlichen Marxismus. Richard Wagner, der davon ausgeht, dass der falsch verstandene sozialistische Realismus letzten Endes an der Wirklichkeit vorbeigeführt hat, meint stellvertretend für seine Generation:

Wir erklärten lautlos, wir seien Marxisten, und wir hielten uns auch dafür. Was wir politisch dachten, war eine schräge Mischung aus Sozialismus mit menschlichem Antlitz, Che Guevara, Marcuse und Leninschen Merksätzen aus dem Vokabular unserer Schulzeit [...] (Wagner 1992: 223).

Ich war in meinen frühen Jahren marxistisch geprägt, weniger durch das Regime, dessen Marxismus einfach niveaulos war, sondern mehr durch die bundesdeutschen Achtundsechziger und über diese durch die Frankfurter Schule. Darüber hinaus waren viele meiner Vorstellungen, Teile meines Weltbildes, von der linksliberalen Öffentlichkeit der Bundesrepublik der siebziger Jahre beeinflusst. Mein Marxismus war ein westlicher. Es war der von Ernst Fischer und Antonio Gramsci, von Herbert Marcuse und Rudi Dutschke (in: Sienerth 1996: 311).

Die politische Haltung der jungen Schriftsteller war eigentlich der Hauptgrund, der die Securitate unmittelbar an die Existenz der Gruppe gebunden hat:

Und immer hörte die Securitate mit; im Zimmer des Direktors – des Studentenhauses – lief ein Tonbandgerät, das jedes Wort aufzeichnete. Wir wußten es und sprachen es aus (vgl. Wichner 1992: 9).

5. Entmythisierung der schwäbischen Welt

Stellt man die Beziehung zwischen der Aktionsgruppe Banat und der Identitätsfestigung hiesigen Deutschtums her, so nimmt man allmählich nicht nur den äußerst widerspruchsvollen Charakter der Aufgabenstellung, sondern auch jenen des Begriffs des Deutschtums für hiesige Verhältnisse wahr. Vorausgesetzt, dass man unter Deutschtum die Gemeinsamkeiten der für die Deutschen typischen Lebensäußerungen bzw. die deutsche Wesensart schlechthin betrachtet, gibt es wesentliche Unterschiede religiöser, geistiger, kultureller und sozial-politischer Natur zwischen den Banater Schwaben und den Siebenbürger Sachsen, wenn man die beiden wichtigsten Gruppen rumäniendeutscher Bevölkerung in Betracht zieht. Im Falle der Mitglieder der Aktionsgruppe Banat beschränkt sich die Problematik auf ihr Verhältnis zum „Schwabentum“, denn die „deutsche Realität“, mit der sie sich kritisch auseinandersetzen, ist nicht die rumäniendeutsche schlechthin, sondern die schwäbische Realität der im Banat lebenden Deutschen. Richard Wagners programmatische Worte lauten in diesem Zusammenhang:

Ich habe zwar in einem kritischen Verhältnis zu einer deutschen Minderheit gestanden, aber auf ihrem Hintergrund gearbeitet und gelebt (Jass 1996: 5).

Das Gefühl, sich von dieser Gemeinschaft und „von den konservativen Wertvorstellungen der Elternwelt“ (Motzan 1999: 143) zu distanzieren, prägt den Geist der Gruppe. Thomas Krause erklärt in diesem Zusammenhang:

Die Gruppengeschichte läßt die vorläufige Hypothese zu, daß trotz großzügiger Förderung durch staatliche Funktionäre eine immer stärkere Entfremdung vom traditionellen Herkunftsmilieu der Banater Schwaben und von der rumäniendeutschen Gesellschaft, die man eigentlich mitgestalten möchte, entsteht (Krause 1998: 88).

Das doppelte Bewusstsein, einerseits der Angehörigkeit zum „Schwabentum“, und andererseits der In-Frage-Stellung dieses „Schwabentums“ wird programmatisch von Richard Wagner hervorgehoben:

Ich habe, was ganz wichtig ist, für mich auch und für meine Vorstellungen, nicht versucht, ein Westdeutscher zu werden, auch nicht versucht, ein westdeutscher Schriftsteller zu werden, sondern in meinem Selbstverständnis war ich immer ein deutscher Schriftsteller, aber ein deutscher Schriftsteller aus diesem ostmitteleuropäischen Zusammenhang, aus dieser habsburgischen Region, dem Banat. Das bin ich auch weiter geblieben [...] Ich empfinde mich heute im Grunde als ein deutscher Schriftsteller mit einem europäischen Hintergrund (Jass 1996: 5).

Zu diesem spezifischen „osteuropäischen Hintergrund“ gehören Aspekte wie die Existenz der deutschen Minderheit im Banat, die illusionslose wie leidenschaftliche Abrechnung mit der profaschistischen Mentalität der erstarrten Vätergeneration, die soziale und psychologische Konfrontation mit der Auswanderung, die äußerst kritische Darstellung der „Tugenden“ der Banater Schwaben, nämlich des Fleißes, des Ordnungssinns und der Abhängigkeit vom Boden. Die Dekonstruktion führt bis zur Entmythisierung der Feste und Bräuche, für die die Kirchweih als Wahrzeichen steht. Bestimmte sprachliche Strukturen des Kirchweihfestes werden bei Werner Kremm durch Wiederholung zu einer Schablone umfunktioniert. Dabei erziele er verblüffende Wirkungen aus der formal eigenwilligen Aufbereitung scheinbar banalster Alltagsdokumentation“ (Csejka 1974: 36):

und wieder kommen sie paarweise im gleichschritt von der musik vor sich hergetrieben [...] sind es die mädchen die haben traditionelle schwarze halsbänder und stefan jäger frisuren wie die eingewanderten vorfahren haben auch die kerwei gefeiert aber dann nicht in stöckelschuhen die sind eng manche gehen auf blasen aber sonst heißt es du warst nicht freundlich du bist eingebildet du kannst dich nicht unterhalten hast du vergessen wo du herkommst glaubst du du seist mehr als die anderen [...] und dann einer von des pfarrers gesammelten kerweisprüchen jedes jahr ein anderer natürlich alles in mundart alles authentisch aufpolierte tradition mit hut kopftuch und bock der wird geschlachtet zum paprikasch drauf kann man gut trinken ist wichtig einige der väter sind schon allein durch die erinnerung besoffen sie taumeln umarmt im graben [...] (Kremm in: Wichner 1992: 41-42).

Auf demselben Verfahren beruht auch Anton Sterblings Kurzprosatext *Fasching*:

bis fasching kommen die züge noch. bringen alles mit. auch die blasmusik: sechs mann und einen sänger, der singt wenn stimmung ist „du“. dann ist der saal verwandelt. alle sind „du“ in den neuen kleidern. „du“ mit leichtem rouge auf den lippen. wer wohl bis herbst noch heiraten wird, vor oder nach dem wagenkauf, und

was gibt's zu trinken; der schweißgeruch bricht schließlich doch durch's zarte kleid (in: **Neue Literatur**, 7/1973: 54).

Dieselbe Wirkung weist die Wiederholung des Adjektivs „schwäbisch“ in Richard Wagners erzählender Dichtung *Der schwäbische Pendler*:

Früh morgens, wenn es noch dunkel ist, verläßt der schwäbische Pendler sein stattliches schwäbisches Heim. Er geht durch die sauberen schwäbischen Straßen an frisch geweißten schwäbischen Bäumen entlang dem schmucken schwäbischen Bahnhof zu [...] Am Tor des großen schwäbischen Betriebs, den er mit sprichwörtlich schwäbischer Pünktlichkeit betritt, nickt er kurz dem dienstefrigen schwäbischen Portier zu, und sein Nicken ist ganz gewiß ein schwäbisches Nicken [...] Nach dem schwäbischen Arbeitsschluß zündet sich der schwäbische Pendler eine filterlose Zigarette an und begibt sich mit der generalüberholten schwäbischen Straßenbahn schleunigst zum schwäbischen Bahnhof. Dort angekommen, eilt er noch rasch in den gutversorgten schwäbischen Lebensmittelladen und kauft, was der Schwabe so braucht: Zehn Kilogramm schwäbischen Zucker oder auch vier Kilogramm schwäbisches Fleisch (Wagner 1980: 36-37).

Rolf Bossert distanziert sich von seiner Banater Welt, indem er z. B. den Titel eines Meisterwerks der einheimischen Heimatliteratur, des Romans **Der große Schwabenzug** von Adam Müller-Guttenbrunn, parodiert. Der Ausdruck steigert sich bis ins Grotesk-Sarkastische, wie es oft später in Herta Müllers Texten vorkommt, die Identität des Banater Schwaben wird praktisch aufgelöst, nur die Masse der Schwaben zählt noch:

SPRICHWÖRTLICHES

der schwab ist klein
allein
der zug ist groß
(in: **Neue Literatur**: 4/1974: 11)

Der spielerische Umgang mit Sprache fasziniert Bossert. Wir finden bei ihm die Dekonstruktion einer traditionellen Gedichtform, die intendierte Gebrauchswertigkeit, die konkrete Verwendung der sprichwörtlichen Redensarten:

gebot

du sollst den tag nicht vor der nacht loben
du sollst den abend nicht loben
du sollst tag und nacht loben

(in: **Neue Literatur**: 4/1974: 32)

Die Beschreibung der Realität wird „entgrammatisiert“ (z. B. durch konstante Kleinschreibung, Reduzierung der Valenzfunktionen), um dadurch die Kritik an den Realitätszuständen stärker hervortreten zu lassen. Die Sprachmontagen nehmen jetzt keine Rücksicht auf syntaktische Zwänge, sondern verbinden bruchstückhafte Sätze. Diese Verbindung ergibt sich jedoch nicht nur aus der Montagetechnik, vielmehr wird die entgrammatisierte Sprache als ein wesentliches Prinzip des literarischen Textes verstanden. Gemeinsamkeiten gibt es diesbezüglich zwischen Bosserts Dichtung und der konkreten Poesie:

ausnahme

außer:
gewöhnliche umstände
verlangen
außergewöhnliche
maßnahmen

(Bossert in: **Neue Literatur**: 4/1974: 30)

Rolf Bosserts Dialektgedichte stellen – wie im Falle der Wiener Gruppe – eine Absage an das traditionelle Genre mit seiner naiven Verwendung der Mundarten dar. Nicht die folkloristischen Qualitäten des Dialekts interessieren, sondern seine akustisch-klanglichen, überhaupt seine Materialität, seine sprach-experimentellen Möglichkeiten. Der Dialekt bietet nicht zuletzt die Möglichkeit, aus der verfremdenden Behandlung des Vertrauten und Alltäglich-Selbstverständlichen schockierende Wirkungen zu ziehen. Der Dichter bedient sich des bairischen Dialekts im Banat, um die veraltete Mentalität und die biedere Wesensart seiner Landsleute zu kritisieren, die sich bemühen, „brave Bürger des sozialistischen Staates zu sein“ (Schuster 2004: 59). Die Provokation war ja von Anfang an ein Grundmotiv für die Aktivitäten der Aktionsgruppe Banat:

[...]
Solli inan was vun maina oabait
vazölln?
segns, mia mach ma unsa oabait
ich und mai kollega
i waas wiaklich nit, warums uns fragen tun

[...]
(Bossert 1979: 10)

Zusätzlich zur politischen Funktionalisierung ist das Schwanken zwischen Über- und Unterwertung der Wirklichkeitsmöglichkeiten der selbst verfassten Texte von besonderer Bedeutung. Bei Gerhard Ortinau z. B. (**die letzte banater story. Offener brief eines auf den mond verschlagenen [nur für rumäniendeutsche leser]**) wird die Vergangenheits- und Gegenwartsebene durch Perspektivenwechsel von Unwahrscheinlichkeit und Unmöglichem zum Ausgangspunkt weitreichender Zukunftsüberlegungen. Der Adressat ist klar: „an den genossen r. wagner, temeswar“. Der fiktive Briefschreiber beschreibt ein groteskes Ausstellungsgebäude mit dem Namen „lebendiges Banat“. In ihm befinden sich Exponate, die mit der kurzen Geschichte des Banats in Verbindung gebracht werden. Der Text beginnt im ersten Stock mit der Einwanderung und endet im 15. Stock, dort, wo der fiktive Briefschreiber selbst Teil der Ausstellung ist:

mir selbst ist es vergönnt, sooft es mir beliebt dabeizusein, wie ich im 15. stockwerk ununterbrochen zur welt gebracht werde. auf meine anregung hin hat man in der ecke, die meinem bescheidenen schaffen gewidmet ist, das täfelchen mit meinem geburtsort (movila gildăului, kreis ialomița) mit einem unverfänglicheren ersetzt. gott verzeihe mir die sünde! (Ortinau 1976: 82)

Diese Kurzprosa erreicht durch die Verschmelzung der Textsorten (Briefform, Erläuterung), der Stilfärbungen (übertrieben, gespreizt, auch vertraulich) und des Wortschatzes (Archaismen) ein hyperbolisches Bild „unserer vielgeprüften heimat“ (1976: 80). Grotesk wirken die 26 Anmerkungen mit Bezug zu Erläuterungen von Personen: Dr. Otto Roth – „volks-, später regierungskommissär der banater republik 1918. behauptete, keine politik zu machen, davon zeugt aber nicht sein republikanisches gedankengut“; Stefan Jäger – „banater schwabenmaler. wo hat der mann seine augen gehabt?“; Adam Müller-Guttenbrunn – „banater romancier [...]“; Mercy – „gouverneur des banats, der einzige, der in *allen* geschichtsbüchern gelobt wird. dementsprechend uninteressant, fiel trotzdem in italien“; von Orten (Banat: „ein-kein-schreibthema. liegt im westen des landes“ und von emotionsgeladenen Objekten („kerweibaum – um ihn dreht sich die kerwei, das banater schwabenfest schlechthin. um die kerwei dreht sich anderes, nicht nennenswertes“) (Ortinau 1976: 85-86). Desgleichen wird auf die Banater Geschichte angespielt:

einwanderung. bei der neubesiedlung des banats dachte man in erster Linie an leute, die getrieben vom drange nach wohlstand am sichersten gewähr bieten konnten, infolge ihrer naturanlagen das banat in kürzester zeit zur fruchtbringenden kornkammer, zum steuerabwerfenden eldorado zu gestalten. und der wiener hof fand diese kulturpioniere im deutschen süden und westen. fand in 2 phasen statt, es ist schon lange her (Ortinau 1976: 86).

Selbst die Aktionsgruppe Banat wird auf eine sehr persönliche Art erläutert:

aktionsgruppe (ehemalige) literarische deutschsprachige clique in temeswar (s. anm. 2). mitglieder (meist Studenten): johann lippert, rolf bossert, werner kremm, richard wagner, albert bohn, william totok, gerhard ortinau, anton sterbling. literarische vorbilder: wiener gruppe, brecht, alois brandstetter, heißenbüttel, artmann, biermann, und sonstige männer. aktionsbuch – sammelband der aktionsgruppe (s. anm. 4). 1979/80 im inkunabeln-verlag (copyright aktionsgruppe) erschienen (Ortinau in: Wichner 1992: 180).

Es wird das Bild einer versunkenen Welt gezeichnet, die „das zukunftsweisende nicht rechtzeitig zu erkennen vermag“ (Wichner 1992: 184). Die Grotteske schließt mit einem Verweis auf die Auswanderungsbestrebungen der Banater Deutschen im 20. Jahrhundert:

[...] außerdem sind die schwaben aus aller welt zur 15 jährigen jubiläumsfeier ihres prinzenhauses geladen. die DIREKTION ! (Ortinau 1976: 84)

Der geschichtliche Hintergrund ist in der deutschen Minderheitenliteratur üblich. Doch im Gegensatz zur Tradition benutzt ihn Ortinau nicht im Sinne einer Idealisierung, sondern er stellt eine Gegenwelt dar, indem er bekannte historische Bezugsobjekte aus ihrem Zusammenhang gelöst betrachtet und sie in neue Kontexte bringt. Dadurch ändern sich die herkömmlichen Konnotationen:

[...] als ich neulich, wohlgelaunt wie immer, in einer der erwähnten ulmer schachteln durch die kaiserstadt wien gondelte [...] (Wichner 1992: 182).

Für Gerhard Ortinau ist der für eine Minderheitenliteratur typische Geschichtskult kein Zwang, dem man untergeordnet ist. Kollektive Rückschau zum Aufbau einer Zusammengehörigkeit einer Minderheit wird als ein Irrtum dargestellt, von dem man sich befreien müsse. Daher zählt Gerhardt Csejka (1976: 9) Ortinaus Texte zum „Originellsten, was an deutscher Prosa in letzter Zeit hierzulande geschrieben wurde“:

Ortinus Prosa ist vorzüglich gerade darin, daß bei allem beachtlichen technischen Aufwand nie etwas leerläuft, Selbstzweck bleibt. [...] die Zeichen sind klar und leicht gesetzt, souverän literarisch und dennoch hinausweisend über sich selbst, hinweisend auf das unwahrscheinlich Wirkliche, das wir mitunter erleben (Csejka in: Ortinau 1967: 6-7).

6. Schlussfolgerungen

Wilhelm Solms (1990: 14) weist im Hinblick auf die Aktionsgruppe Banat auf das „Phänomen einer einzigartigen literarischen Gruppe“ hin.

Ihr großes Verdienst besteht einerseits in der Überwindung des Minderwertigkeitskomplexes, an dem die deutschsprachige Literatur in Rumänien noch zu Beginn der 1970er Jahre gelitten hat (vgl. Csejka 1970: 16), und andererseits im bewussten Anschluss an die Moderne. Diese „künstlerisch-ästhetische und politisch-neulinke Avantgarde“ (Windisch-Middendorf 2002: 48) hat nicht bewahrend, im Sinne der Tradition geschrieben. Die rumäniendeutsche Literatur wurde durch die Aktionsgruppe Banat zum integralen Bestandteil deutschen Schrifttums, weil sie ihr Spezifikum in der Beobachtung von Literatur unter Extrembedingungen ihrer möglichen Wirkung begreift.

Dank dieser Gruppe junger Autoren hat sich Temeswar im Zeitraum 1972-1975 „zu einem bemerkenswerten Zentrum literarischer Bemühungen“ (Reichrath 1973: 5) entwickelt.

Die erfolgreiche Schriftstellerin Herta Müller, die ein unmittelbares Produkt der Aktionsgruppe Banat war, erinnert sich an den entscheidenden Einfluss, den die Gruppe auf sie ausgeübt hat:

Ich kriegte, wenn ich mit ihnen [den Mitgliedern der Aktionsgruppe Banat] zusammen war, große Ohren vom Zuhören, und mit der Zeit auch eine leichtere Zunge beim Mitreden. Ich fühlte mich mit ihnen wie sonst nirgends in diesem Land. Ich dachte: Mit denen bist du genauso, wie du sein willst (in: Sienerth 1997: 324).

Literatur

„Aktionsgruppe Banat. Wire Wegbereiter“. In: **Neue Literatur**, 4/1974, 4-34.

Bossert, Wolf (1979): **siebensachen**, Bukarest: Kriterion.

- Csejka, Gerhardt (1970): „Über den Anfang. Betrachtungen die neuere deutsche Lyrik in Rumänien betreffend“. In: **Neue Literatur**, 5/1970, 16-19.
- Csejka, Gerhardt (1971): „Eigenständigkeit als Realität und Chance“. In: **Neuer Weg**, 20. März 1971, 5.
- Csejka, Gerhardt (1972): „Als ob es mit ALS OB zu Ende ginge“. In: **Neue Literatur**, 12/1972, 61-67.
- Csejka, Gerhardt (1974): „Aktionsgruppe Banat: ‚Wire Wegbereiter‘“. In: **Neue Literatur**, 4/1974, 35-36.
- Csejka, Gerhardt (1976): *Vorwort*. In: Gerhard Ortinau: **verteidigung des kugelblitzes. kurze prosa**, Cluj-Napoca: Dacia, 5-9.
- Csejka, Gerhardt (1992): *Die Aktionsgruppen-Story*. In: Ernest Wichner (Hrsg.): **Ein Pronomen ist verhaftet worden. Die frühen Jahre in Rumänien – Texte der Aktionsgruppe Banat**, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 228-244.
- Csejka, Gerhardt (1994): „Annemone Latzina“. In: **Neue Literatur**, 1/1994, 3-4.
- Dudenredaktion (Hrsg.) (2001): **Duden**, Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich: Dudenverlag.
- Fernbach, Michael (2000): „‚Ich bin mit meinem ganzen Leben da, wenn ich schreibe‘. ADZ-Gespräch mit Richard Wagner über Rumänien, die ‚Aktionsgruppe Banat‘ und das Ende der großen Utopien“. In: **Allgemeine Zeitung für Rumänien**, 2. Februar 2000, 3.
- Fromm, Walter (1979): „Vom Gebrauchswert zur Besinnlichkeit“. In: **Die Woche**, 26. Januar 1979, 3.
- Jass, Walter (1996): „Ein ostmitteleuropäischer Zusammenhang bleibt ... Gespräch mit dem Dichter und Schriftsteller Richard Wagner“. In: **Allgemeine Zeitung für Rumänien**, 1. November 1996, 5.
- „Junge Lyriker“. In: **Neue Literatur**, 2/1971, 19-22.
- Krause, Thomas (1998): **Die Fremde rast durchs Gehirn, das Nichts ... Deutschlandbilder in den Texten der Banater Autorengruppe (1969/1991)**, Frankfurt am Main/ Berlin/ Bern/ New York/ Paris/Wien: Peter Lang.
- Kremm, Werner (1992): *Kerwei*. In: Wichner, Ernest (Hrsg.): **Ein Pronomen ist verhaftet worden. Die frühen Jahre in Rumänien – Texte der Aktionsgruppe Banat**, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 40-42.
- Latzina, Annemone (1992): **Tagebuch. Tage. Gedichte 1963 bis 1989**, Berlin: DRUCKHAUS GALERY.

- Motzan, Peter (1980): **Die rumäniendeutsche Lyrik nach 1944. Problemaufriß und historischer Überblick**, Cluj-Napoca: Dacia.
- Motzan, Peter (1999): *Von der Aneignung zur Abwendung. Der intertextuelle Dialog der rumäniendeutschen Lyrik mit Bertolt Brecht*. In: Szász, Ferenc/ Kurdi Imre (Hrsg.): **Im Dienste der Auslandsgermanistik. Festschrift für Professor Dr. Dr. h. c. Antal Mádl zum 70. Geburtstag**, ELTE Germanistisches Institut Budapest, 136-165.
- Nubert, Roxana/ Pintilie-Teleagă Ileana (2006): **Mitteleuropäische Paradigmen in Südosteuropa. Ein Beitrag zur Kultur der Deutschen im Banat**, Wien: Praesens, 254-269.
- Ortinău, Gerhard (1976): *die letzte banater story. offener brief eines auf den mond verschlagenen (nur für rumäniendeutsche leser)*. In: Ders.: **verteidigung des kugelblitzes. kurze prosa**, Cluj-Napoca: Dacia, 78-87.
- Reichrath, Emmerich (1973): *Vorwort*. In: Wagner, Richard: **Klartext Ein Gedichtbuch**, Bukarest: Albatros.
- Reichrath, Emmerich (1981): „Kontinuität und Wandel. Ein Jahrzehnt rumäniendeutscher Literaturentwicklung im Überblick“. In: **Neue Literatur**, 11/1981, 57-63.
- Rühm, Gerhard (Hrsg.) (1967): **Die Wiener Gruppe. Achleitner, Artmann, Bayer, Rühm, Wiener. Texte, Gemeinschaftsarbeiten, Aktionen**, Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt.
- Schuster, Diana (2004): **Die Banater Autorengruppe: Selbstdarstellung und Rezeption in Rumänien und Deutschland**, Konstanz: Hartung-Gorre.
- Schneider, Eduard (Hrsg.) (1979): **Wortmeldungen Eine Anthologie junger Lyriker aus dem Banat**, Temeswar: Facla.
- Sienerth, Stefan (1997): „**Daß ich in diesen Raum hineingeboren wurde ...**“ **Gespräche mit deutschen Schriftstellern aus Südosteuropa**, München: Südostdeutsches Kulturwerk.
- Solms, Wilhelm (Hrsg.) (1990): **Nachruf auf die rumäniendeutsche Literatur**, Marburg: Dr. Wolfram Hitzeroth.
- Spiridon, Olivia (2002): **Untersuchungen zur rumäniendeutschen Erzählliteratur der Nachkriegszeit**, Oldenburg: Igel.
- Sterbling, Anton (1972): „Übungen für Gleichgültige“. In: **Neue Literatur**, 11/1972, 3.
- Sterbling, Anton (1975): „aktionsgruppe – oder ähnlich so“. In: **Neue Literatur**, 7/1975, 39-43.

- Sterbling, Anton (2008): „**Am Anfang war das Gespräch**“ **Reflexionen und Beiträge zur „Aktionsgruppe Banat“ und andere literatur- und kunstbezogene Arbeiten**, Hamburg: Reinhold Krämer.
- Totok, William (1988): **Die Zwänge der Erinnerung. Aufzeichnungen aus Rumänien**, Hamburg: Junius.
- Tudorică, Cristina (1997): **Rumäniendeutsche Literatur (1970-1990). Die letzte Epoche einer Minderheitenliteratur**, Tübingen: A. Francke.
- „Übungen für Gleichgültige“. In: **Neue Literatur**, 11/1972, 3-22.
- Wagner, Richard (1973): **Klartext Ein Gedichtbuch**, Bukarest: Albatros.
- Wagner, Richard (1980): **Der Anfang einer Geschichte Prosa**, Cluj-Napoca: Dacia.
- Wagner, Richard (1992): *Die Aktionsgruppe Banat. Versuch einer Selbstdarstellung*. In: Ernest Wichner (Hrsg.): **Ein Pronomen ist verhaftet worden. Die frühen Jahre in Rumänien – Texte der Aktionsgruppe Banat**, 222-227.
- Wagner, Richard (1994): „Die Bedeutung der Ränder oder vom Inneren zum Äußersten und wieder zurück“. In: **Neue Literatur**, 1/1994, 30-50.
- „Welt ins Haus. Neue Texte aus dem Banat“. In: **Neue Literatur**, 7/1973, 47-69.
- Wichner, Ernest (1976): Einleitung zu „Aktionsgruppe Banat – eine rumäniendeutsche Autorengruppe“. In: **Akzente**, 6/1976, 534-550.
- Windisch-Middendorf, Renate (1989): *Wortreiche Landschaft. Zur kulturellen Situation und literarischen Produktion der Deutschen in Rumänien*. In: Alexander Ritter (Hrsg.): **Kolloquium zu den volkswissenschaftlichen Bedingungen der Kultur bei den deutschen Bevölkerungsgruppen im Ausland**, Flensburg: Institut für regionale Forschung und Information im deutschen Grenzverein, 115-129.
- Windisch-Middendorf, Renate (2002): „Zwischen Abkunft und Zergängnis. Zum dichterischen Werk von Johann Lippet“. In: **Banatica**, 1/2002, 47-56.

Anhang

Gespräch mit Werner Kremm am 5. Mai 2009

Von den ehemaligen Mitgliedern der Aktionsgruppe Banat sind Sie der Einzige, der in Rumänien geblieben ist. Was hat Sie dazu veranlasst?

Einerseits persönliche Dinge: Außer einem Onkel, dem Bruder meines Vaters, lebt die ganze Großfamilie, wie ein Kuriosum, in Rumänien, von Ineu über Perjamosch, Großsanktnikolaus, Temeswar/Dumbrăvița und Reschitza verstreut. Als meine Frau und ich gehen wollte, sagte unsere damals 11 jährige Tochter: „Ihr könnt gehen, ich bleibe. Ich sehe meine Zukunft in Rumänien.“

Andererseits habe ich unsere RU[Rumänien]-Nr. erst nach 1989 bekommen. Als ich dann beim Bundesverwaltungsamt in Köln nachgefragt habe, wie es denn mit einer Einwanderung in Deutschland stehe, hat man mich ziemlich kurz abgefertigt: „Was wollen Sie denn jetzt noch in Deutschland? Bleiben Sie, wo Sie sind.“

War es ein Zufall, dass Sie sich im April 1972 an dem von Eduard Schneider moderierten Gespräch „Am Anfang war das Gespräch. Erstmalige Diskussion junger Autoren. Standpunkte und Standorte“ beteiligt haben? Dieses Gespräch gilt nämlich als konstituierendes Moment der Gruppe.

Alles, was im Vorfeld jenes Gesprächs, das Edi Schneider nicht moderiert, sondern bloß nach unserer Aufzeichnung redigiert hat, geschehen ist, war irgendwie nie an mir vorbei geschehen. Die Aktionsgruppe Banat – Name nicht selber ausgewählt! – konstituierte sich als Kern schon in Großsanktnikolaus, vor allem in unserer Freizeit, als wir uns vorwiegend bei uns zu Hause getroffen haben – zu unterschiedlichsten Anlässen. Zufällig waren alle Kernmitglieder der späteren Aktionsgruppe an der deutschen Abteilung des Lyzeums in Großsanktnikolaus und mehr oder weniger (Ausnahme Hans Lippet, der im 200 m von dem Wohnhaus meiner Eltern entfernten Internat wohnte) bei meinen Verwandten privat untergebracht. So entwickelten sich Freundschaften und ein Vertrauensverhältnis, das wir auch nachher, als Studenten, beibehielten und pflegten. So kam ich in die Redaktion der NBZ [Neuen Banater Zeitung] zu jenem Gespräch, das mehr als Mitarbeit an der Universitas [Studentenbeilage] gedacht war. Die Standpunkte und Standorte waren die Spezialität von Richard Wagner, ein guter, auch strenger, immer passionierter Theoretiker und Kopf der Aktionsgruppe.

Viele Mitglieder der Aktionsgruppe Banat waren Schüler der deutschen Abteilung des Lyzeums in Großsanktnikolaus. Welchen Einfluss hatte die Deutschlehrerin Dorothea Götz gehabt?

Ich, Hans Lippet, Willi Totok, Richard Wagner, Toni Sterbling, nicht zu verharmlosen die Rolle von Kurt Kratochwill mit seinen Pop-Kenntnissen (ich hatte mit ihm eine Serie darüber in der **NBZ**, einer der ersten in Rumänien zu solchen Sachen) oder die Rolle von Hansi Wagner als erster und treuester Fan und Wasserträger der Gruppe. Dori Götz war wichtig, weil sie uns gnadenlos zum kritischen Denken und Nachdenken angehalten hat, zum Hinterfragen, und weil sie unsere Horizonte öffnen konnte für „moderne deutsche Literatur“, aber auch für „herausragende Zeugnisse deutscher Kultur“ (Gründgens-Aufführung des Faust, oder Brecht z. B.). Wichtig waren auch Bücher, die man sich damals über ifa schicken lassen konnte und die von Hand zu Hand gingen, etwa die Wiener Gruppe, Rühmkorf, Enzensberger, Achternbusch, die DDR-Spitzen in der Westemigration.

*Welche Rolle hat die **Neue Banater Zeitung** in den 1970er Jahren mit ihrer Schüler- und Studentenbeilage gespielt?*

Eine Publikationsplattform, in Konkurrenz mit dem **NW** [**Neuen Weg**], der uns auch umwarb, und mit der **NL** [**Neuen Literatur**], die über Paul Schuster und Annemone Latzina schon in der Schule mittels Dori Götz an uns herangetreten war. Für die **NBZ** waren wir gewiss am Anfang bloß eine Erweiterungsmöglichkeit des Geschäfts („Jeder neue Leser eine verkaufte Zeitung mehr!“), nichts anderes als andere Möglichkeiten, später ein riskantes Prestige. [...] Kurzum: die Schüler- und Studentenbeilagen waren als Veröffentlichungsmöglichkeit willkommen, nur darauf kam nicht jeder. Wenn wir eine Seite machen durften, ließen wir auch niemand darauf, den wir nicht akzeptierten. Edi Schneider machte es genauso.

Wie sehen Sie heute die damalige Rolle von Nikolaus Berwanger?

Mutig, innovativ, nicht immer nach meinem/ unserem Geschmack (z. B. mit seiner Obsession des Förderns sogenannten Volkstums, stichwort Kerweih). Seit ich weiß, dass ihn die Securitate Schritt für Schritt verfolgte und dass er in der eigenen Redaktion einen Riesenspitzel hatte – den er nie identifizierte, Franz Thomas Schleich – und dass es über ihn ein 900-Seiten Beobachtungsdossier und den Beginn eines Strafverfolgungsdossiers gibt, dem der damalige PCR-Chef von Temesch [PCR = Rumänische Kommunistische Partei], Telescu, ausdrücklich zugestimmt hatte, sehe ich ihn anders, genauer, vielleicht auch objektiver. Als Mensch hab ich mich mit ihm immer gut verstanden.

*Viele Redakteure haben die jungen Schreibenden unterstützt. Welche Bedeutung messen Sie der Bukarester Literaturzeitschrift **Neue Literatur** bei, die übrigens zum ersten Mal die Benennung Aktionsgruppe Banat als Sammelbezeichnung für ein Autorenteam mit gleichen literarischen und politischen Anschauungen erwähnt?*

Gerhard Csejka und Annemone Latzina, aber auch Helga Reiter waren wichtig. Auch Emmerich Reichrath, zu dem ich mit Richard Wagner gefahren war, um ihn um das Vorwort zu Richards Debütband zu bitten („Das ist mir eine Ehre. Ich danke euch für die Anfrage.“), den wir vorher, in den Sommerferien, auf einer alten Schreibmaschine, die mein Vater zusammengebastelt hatte, in Großsanktnikolaus „ins Reine“ getippt haben, bevor das Manuskript Herta Spuhn übergeben wurde, der Verlagslektorin. Die Redakteure waren echte Förderer für uns, genauso wie es später Peter Motzan, Bernd Kolf und die Klausenburger waren, ein bisschen auch Hans Müller von der Bukarester Germanistik. Die **NL** hat die Sammelbezeichnung benutzt, indem sie aber übernommen wurde.

*Die **Neue Literatur** hat zwei wichtige Beiträge mit Texten der Aktionsgruppe Banat (**Übungen für Gleichgültige von jungen Banater Autoren** und **Wir Wegbereiter**) 1972 bzw. 1974 veröffentlicht. Darunter gibt es zwei Texte von Ihnen: der Kurzprosatext **Kerwei** und ein Bernd Kolf gewidmetes Gedicht. Haben Sie später noch literarische Texte geschrieben?*

Ja.

Betrachten Sie sich heute noch als „einen Mann von kombinationsschnellem Witz und sicherem Gespür für realsatirische Vorlagen“, wie Sie Gerhard Csejka in seinem bekannten Aufsatz „Die Aktionsgruppe-Story“ charakterisiert hat?

Ich hoffe, ich bin das noch, „realsatirische Vorlagen“ interessieren mich immer noch, denn ich bin überzeugt, dass kein Vorstellungsvermögen die Realien an Witz und Dummheit, an Ironie und Sarkasmus, an Humor und Tragik überbieten kann. Man muss nur Augen und Ohren, alle Sinne offen halten und wird sich nie langweilen. Das kommt mir übrigens auch als Journalist sehr zum Guten. Vor allem, wenn man versucht, diese Beobachtungsgabe noch zu schulen.

Stehen Sie noch in Verbindung mit den ehemaligen Mitgliedern der Aktionsgruppe Banat?

Ja. Zu Lippert und Wagner.

Graziella Predoiu
Temeswar

Das Banat als Topos in den Texten Cătălin Dorian Florescu

Abstract: The article focuses on Cătălin Dorian Florescu's novels, **Wunderzeit** and **Der blinde Masseur**, in which the autobiographic emigration experience is the dominant issue. It takes the form of an organized escape to the West, in his first novel **Wunderzeit**, or – in **Der blinde Masseur** – of a post-communist Romania description, from the point of view of a person with an emigration background. In the novel **Wunderzeit**, the story takes place in Banat, in the city of Timișoara, during Ceaușescu's dictatorship. In my paper, the traumas caused by the dictatorship are analysed, based on specific examples, such as the contraction of inner and outer lebensraum, the shortage of foods, the permanent surveillance. The masculine self-orchestration completes the position of an emigrant in the novel, **Der blinde Masseur**. The narrator's view detects in the post-communist everyday life aspects of destruction and decadence, which reveals the terror of a non-idyll. The book unfolds the urban claustrophobia and a non-renewing way of a life, which rather self-replicates in misery. By using the same means, life is trapped in hopelessness, as it was during the dictatorship. The historical scenario after the turn resembles to the communist Romania.

Keywords: German literature from Romania, Banat, dictatorship, travel, Timișoara..

Der Autor Cătălin Florescu, der als Kind aus Rumänien in die Schweiz ausgesiedelt ist, verkörpert den Schriftsteller der Migrantenliteratur par excellence. Die Sicht eines Migranten wird von Salman Rushdie im Sinne einer „dreifachen Störung [beschrieben]: einer Störung, die auftritt, wenn Migranten ihren Platz in der Welt verlieren, wenn sie sich in eine Sprache begeben, die ihnen fremd ist, und wenn sie sich von Menschen umringt sehen, deren Sozialverhalten und deren Codes ihren eigenen sehr unähnlich ist und manchmal sogar zuwider“ (Rushdie zit. nach Adelson 2006: 36). Das Dazwischen, der Schwellenraum, welcher den Migranten zugeordnet wird, trifft auf den Autor Florescu nicht zu, der in jungen Jahren ausreiste,

thematisch aber nach Rumänien zurückkehrt. Er beweist eindeutig, dass man in die deutsche Literatur nicht hineingeboren wird, sondern in diese einwandern kann.

Es würde mir nicht anders gehen irgendwo anders in Europa. Es ist ein typisches Emigrantenschicksal, wie es inzwischen Millionen teilen, mit verschiedenartigen Identitäten, die aus Bruchstücken bestehen. Meine Identität, mein Leben hat in Osteuropa rumänischer Prägung angefangen und der Wunsch meiner Eltern nach Freiheit hat mich in die Schweiz gebracht. Es lebt sich sehr gut, es lebt sich satt mit all den Wehwehchen einer Wohlstandsgesellschaft. Daraus ziehe ich viel Kraft. Allerdings: Die Romane bleiben nicht in der Schweiz, die bedienen sich aus dem Fundus der Geschichten aus Osteuropa (Florescu, Deutschland Radio Berlin 2003).

Mit Blick auf die türkisch-deutsche Literatur konstatiert eine Literaturwissenschaftlerin, dass in der Migrantenliteratur 3 Phasen auszumachen seien. Weil die Überlegungen auch auf die rumäniendeutsche Literatur anwendbar sind, ich denke dabei an Herta Müller und Richard Wagner, gehe ich kurz auf diese ein.

Die erste Phase von Anfang der 1970er bis Anfang der 1980er macht das Leid und die Identitätskrise der Migranten zum Thema der literarischen Auseinandersetzung. Die zweite Phase zwischen Ende der 1980er und Mitte der 1990er wendet sich von der Repräsentation einer leidvollen Existenz ab. Die Migrationserfahrung wird nicht mehr als Krise dargestellt, die Auseinandersetzung mit dem Thema auf eine metasprachliche Ebene verlagert. Auch in der dritten, mit Beginn des 21. Jahrhunderts einsetzenden Phase geht es nicht mehr um das Fremdsein in einem fremden Land; sie unterscheidet sich jedoch von der vorhergehenden durch ihre Konzentration auf die Migrationsgeschichte der Elterngeneration, die sie mit ethnografischem Blick erzählt (Ezli 2006: 61).

Die Migrationserfahrung spielt in den Texten Florescus eine wesentliche Rolle, sei es als die organisierte Flucht in den Westen im Roman **Wunderzeit**, sei es als Beschreibung des postkommunistischen Rumäniens aus der Sicht eines Menschen mit Migrationshintergrund im Roman **Der blinde Masseur**.

Der Debütroman von Cătălin Florescu hat als Topos das Banat, die Stadt Temeswar in den Jahren der Ceaușescu-Diktatur. Den äußeren Bezugsrahmen des Romangeschehens bildet der totalitäre Staat des Diktators, in dem das Netzwerk sozialer Kontrolle so dicht geknüpft ist, dass jede „Naturwüchsigkeit“ ihre Unschuld einbüßt. Obzwar es eine Zeitspanne im Zeichen des Mangels, der Angst, der zerstörten

Kommunikation ist, verklärt sie der Knabe Alin, poetisiert die triste Realität, die in seinen Augen zu einer „Wunderzeit“ gerinnt. Der gebürtige Temeswarer Florescu konstruiert das Bild einer heilen Welt, ein unbeschädigtes Paradies seiner frühen Jahre, überschattet von der Diktatur. Während die Protagonistin von Herta Müllers **Niederungen**, das mit hypertrophierter Sensibilität ausgezeichnete Mädchen, die „Heimat“ zu einem negativen Topos erwachsen lässt, verklärt sie der Knabe Alin zur „Wunderzeit“. Zu diesem Themenkomplex äußerte sich Florescu in einem Beitrag zu einem Symposium mit dem Titel „Wo ist der Platz zum Leben“ wie folgt: „Je früher man seine Heimat verlassen hat, desto stärker bleibt sie in der Erinnerung magisch überhöht, man weist ihr die Qualität der Heilung zu oder der Linderung jener Schmerzen, die das Exil zugefügt hat“ (Florescu zit. nach Schröder 2008).

Das Buch ist kreisförmig aufgebaut, im Zeichen einer Reise – wobei die Reise den Angelpunkt des Buches darstellt – und um die fünf Wunder gegliedert ist, wobei in umgekehrter Reihenfolge vom fünften bis zum ersten Wunder vorgegangen wird. Somit wird auch das Buch in umgekehrter Reihenfolge aufgerollt, von der versuchten Ausreise, einer organisierten Flucht in den Westen, auf den ersten Seiten des Buches, bis zur tatsächlich erfolgten Flucht in den Westen, der Angst aufgeschnappt zu werden, auf den letzten Seiten des Buches. Dazwischen sind andere zwei Reisen situiert, eine Reise nach Italien und eine nach Amerika und die unerhoffte und unerwünschte Rückkehr nach Rumänien, sowie die Reise des Vaters aus einem armen Dorf in die Hauptstadt, sein Verschlagen-Werden nach Temeswar.

Vor dem Hintergrund dieser Reisen entfaltet sich die Kindheit der Ich-Figur in Temeswar, verwoben mit der politischen, sozialen Geschichte Rumäniens in den 1980er Jahren, so wie diese von Alin, dem Protagonisten, wahrgenommen wird. Alin durchwandert verschiedene geografische, kulturelle und soziale Räume in Italien und Amerika, der Aufenthalt in diesen ist mehr oder weniger angenehm, Temeswar aber bleibt der privilegierte Ort der Heimat, an dem das Ich seine Identität verankern kann. Nicht der Mythos von Ausflug und Rückkehr strukturiert die erzählte Geschichte, sondern jener des Unterwegsseins.

Als Bildungsroman aufgebaut, wird den Fragen der Identitätsbildung nachgegangen, wobei die Mentorfigur vom Vater verkörpert wird, dem auch die Zueignung des Buches gilt: „meinem wundervollen Vater“, welcher den Helden fürsorglich umgibt und ihn überall hin begleitet. „Die Gestalt des Vaters bietet einen Schlüssel zur Interpretation des Romantitels: die

Wunderzeit ist die Kindheit, die als die Zeit an der Seite des Vaters geschildert wird. Die Hauptgestalt des Romans ist der Vater“ (Crăciun 2008: 279). Zentral baut der Verfasser einen anderen Lebensweg ein, der sich aus der Rückblende konstituiert: Es ist der Werdegang des Vaters, welcher das Dorf und die Armut hinter sich lässt, um in der Stadt studieren zu können, seine Fehlritte und mühevollen Versuche, sich durchzuschlagen. Den epischen Kern bestimmen die Elemente der Biografie von Alin, der als Sprachrohr des Autors fungiert und aus dessen kindlichen Perspektive die Faszination der Kindheit dargestellt wird. „Konsequent aus der Sicht des Jungen, von seinem Erfahrungs- und Wissenshintergrund aus erzählt, entfaltet sich unspektakulär und realistisch eine Geschichte der Selbst- und Bewusstwerdung, die sich vor allem an Details und kleinen Gesten orientiert, und deshalb äußerst glaubwürdig ist“, notierte Nicole Henneberg (2001: 8). Alin lebt in Temeswar, in der Nähe des Bahnhofs, und wächst als wohlbehütetes Kind eines Akademikerpaars auf. Der Vater ist Diplomingenieur in einer Fabrik und die Mutter Geigenspielerin an der Staatsoper. Als solcher hat er eine privilegierte Stellung, dank den Beziehungen des Vaters. Aus seiner Sicht wird ein Panorama des kommunistischen Rumäniens aufgebaut, so wie er es aus den hinter der Hand erfolgten Diskussionen der Erwachsenen oder am eigenen Leib wahrnimmt.

Ich werde auf die Elemente, welche das Bild Temeswars in den Jahren der Diktatur geprägt haben, eingehen. In erster Linie bestimmt das Gefühl der Enge die Lebensverhältnisse im sozialistischen Rumänien seiner Kindheit:

In diesem unseren Land wohnten wir überhaupt alle eng beieinander. Das stärkte unser sozialistisches Lebensgefühl. Bestimmt. Enger wäre es nur gegangen, wenn wir alle in der gleichen Wohnung gelebt hätten. So aber grenzte der Krach von Mutter und Vater an den Krach der Väter und Mütter meiner Freunde. Von außen sahen unsere Wohnungen wie kleine beleuchtete Würfel aus, aufeinandergeschachtelt. In ihrem Inneren stritten Erwachsene über weiß ich was. Wenn man ihnen von der dunklen Straße aus zuschaute, hörte man nichts (Florescu 2001: 9).

Die fortschreitende Verengung des inneren wie äußeren Lebensraums wird leitmotivisch wiederholt. Dass sich die Erwachsenen selbst in den eigenen vier Wänden nicht trauen, das Regime zu kritisieren, dass sich alle verbergen und so tun „als ob“, deutet darauf hin. Das Kind nimmt die städtische Gemeinschaft in ihrer bedrückenden mentalen Enge wahr.

Eingeschlossen sind hier alle Figuren, es wird viel gestritten, das Land des Öfteren einem Irrenhaus gleichgestellt, deswegen der Versuch, ihm zu entkommen. In dieser klaustrophobischen Raumfiguration sind alle Personen Gefangene und Opfer ihrer Lebensvorstellungen. Diese Stadt verdankt ihre Enge dem diktatorischen rumänischen Staat, dem äußeren politischen System. Als Ausweichmöglichkeiten bieten sich die Trunksucht (der Onkel des Protagonisten, der Nachbar Petrea), das Fremdgehen der Frauen und Männer oder die mentale Zerstörung. Gespart wird an dem Notwendigsten, Strom und Warmwasser werden abgestellt. Die Leute helfen sich einander, wie sie nur können:

Die Leute, die vom Büro meines Vaters weggingen, fluchten auch. Meistens fluchten sie über die Kürzungen von Strom, Wasser und Heizung, die Vater ihnen zuvor angekündigt hatte. [...] Bei uns wurde oft das Wasser abgestellt. Dann klopfen alle an die Röhren. Je höher man wohnte, umso heftiger klopfte man. Manchmal, wenn wir es vorher wussten, füllten wir alle Gefäße auf. Manchmal reichte der Druck bis zu den höheren Stockwerken. Dann läuteten die Telefone, dann ging ich in den fünften Stock duschen und meine Mutter in den sechsten, um Suppenwasser zu holen (Florescu 2001: 26).

Das beengte, kontrollierte Lebensgefühl im diktatorischen Rumänien wird dadurch verstärkt, dass Wichtiges im Flüsterton besprochen wird, der Vater die Ausreise in der Nacht vorbereitet, damit keiner ihn bei der Partei ankreiden könne. Damit wird klar, dass es selbst in der Gemeinschaftsunterkunft keinen Ort gibt, der vor unerbetenem Zugriff sicher ist. Der Geheimdienst hatte sich für seine Zwecke die Gesellschaft transparent gemacht. Der Vater selbst besitzt eine Machtposition, er ist Teil des diktatorischen Überwachungssystems; er ist der Verwalter des Wohnblocks des Polizeikommandanten und hat in dieser Rolle „Beziehungen“, die als Drehscheibe eines besseren Lebens im unterversorgten Rumänien gelten. „Der Vater leidet an einer für jede Diktatur typischen Schizophrenie: Er ist Opfer und Täter zugleich“, bemerkt Ioana Crăciun (Crăciun 2008: 282). Alle werden zu Komplizen der Macht und jeder Einzelne ist wehrlos. Zum Vater kommt der Milizmann nach Hause und erkundigt sich nach dem Wohlergehen der Nachbarn. „Hausverwalter haben Macht. Sie reden mit Milizmännern“ (Florescu 2001: 46). Kontrolliert und zensiert wird alles, die Zustände sind unberechenbar, selbst ein Besuch des Vaters in Arad weckt den Argwohn der Behörden, weshalb ihm nachgeforscht wird.

Inwiefern die mentale, politische und soziale Enge im Mikrokosmos der Stadt derjenigen innerhalb des rumänischen Staats, des Makrokosmos, strukturell gleicht, wäre zu hinterfragen. Wie die kleine Welt kontrolliert und abgestempelt wird, so ist die große des Vaterlandes von „unseren Jungs“, damit ist die Grenzkontrolle gemeint, abgeriegelt und so sind die Leute in der darin wohnenden Irrenanstalt eingesperrt.

Zweitens werden die Lebensmittelengpässe ins Zentrum der Aufmerksamkeit gerückt. Überhaupt verschlechterten sich in den 1970er Jahren die Lebensbedingungen des Volkes aufs drastischste, weshalb die Beschaffung der Nahrungsmittel den Kraftaufwand der Bevölkerung erforderte. Ohne Beziehungen war es schwer, zu Essbarem zu kommen.

Vater hatte Beziehungen. Aber ich durfte es niemandem sagen, damit man sie ihm nicht wegnahm. Man konnte bei uns nicht einfach Geld ausgeben. Man brauchte dafür Beziehungen. Dann konnte man Eier kaufen, oder man bekam eine andere Wohnung. Deshalb sind Beziehungen eine Form von Geldverwaltung. Das sagte mein Vater (Florescu 2001: 39).

Florescu evoziert „eine Welt der Lebensmittelengpässe und Schattengeschäfte, [...] in der ein ganz eigener Umgangston herrscht. Denn die meisten auktorialen Systeme produzieren in erster Linie nicht etwa Widerstand, sondern eine sarkastische Spielart von Witz“ (Amanshauser 2001: 67). Beziehungen verschaffte man sich, indem jeder am Arbeitsplatz Dinge entwendete, die selbst verwertet wurden.

„Zumindest zum Stehlen müsstest du doch eine Beziehung haben. Du hast aus der Fabrik schon alles mögliche entwendet“, erwiderte die Großmutter. „Sicher, und nicht nur ich, alle, vom Arbeiter bis zum Direktor. Man trägt die Ware einfach so hinaus. Nur nichts so auffällig. Und ganz ohne Schuldgefühle. Es gehört zur Kultur. Zur Lebenshaltung. Ohne Angst. Wie ein persönliches Recht. Stehlen vom Volksvermögen als persönliches Recht (Florescu 2001: 182).

Die Lebensräume in der Stadt werden vielfach beschrieben, sie korrespondieren mit der Metaphorik des Einschlusses. Wird das karge Wohnblockzimmer der Zweizimmerwohnung als Ort des Zusammenseins der Familie dargestellt, so intensiviert die normierte Inneneinrichtung den klaustrophobischen Charakter der Wohnung. Die Beziehung zwischen Land und Menschen verändert sich in totalitären Staaten, Land wie Leben schrumpfen in der Diktatur auf den kleinstmöglichen Raum zusammen. Um dem beschädigten Leben auszuweichen, bauen sich die Erwachsenen Ersatzwelten, eine Kompensation für das Fehlen des Vertrauten. Um sich

vor den Zugriffen des Staates zu schützen, sich gegen falsche Vereinnahmungen zu wehren und nicht täglich das Geplapper des Obergenossten hören zu müssen (überhaupt schaltet Vater den Fernseher aus, wenn der Genosse seine Reden hält), wird der Radiosender „Freies Europa“ eingeschaltet. Freiraum inmitten der Diktatur bietet auch das serbische Fernsehen, in dem Marcello Mastroiannis Film **La dolce vita** ausgestrahlt wird. Letzten Endes ist es die Flucht, welche die Möglichkeit eröffnet, im Westen ein zivilisiertes Leben zu führen.

Außer der Beschreibung der Zustände in Rumänien bezieht Florescu topografische Details von Temeswar in das Geschehen ein. Die Bega, der Fluss, welcher im Roman mehrmals vorkommt, taugt nicht wie bei Herta Müller in den Romanen **Herztier** oder **Der Fuchs war damals schon der Jäger** als Hort makabrer Erinnerungen, sondern als Ort der Freude und der Liebe. An ihm vollziehen sich die ersten Annäherungsversuche zwischen Alin und Ariana, das „vierte Wunder“, wie es im Buch belegt wird.

Zur Topografie der städtischen Welt gehört auch der Zentralpark, der ambivalent konnotiert wird. Einerseits durchquert ihn Alin auf dem Weg in die Stadt, der Park ist der Versammlungsort der Schachspieler, als Ausweichmanöver zur Kontrolle des Staates. Der Park gehört aber sowohl zur Welt des Ich-Protagonisten als auch zu jener der Macht, zumal sich dort die Tribünen befinden, vor denen am 23. August marschiert wurde. Am Rande des Parks wurde auch eine Kollegin aus der Klasse tödlich verletzt, er steht also auch für die Topografie des Todes. Darin kreuzen sich also private Wunschfantasien mit der Politisierung des Privaten. Unter solchen Voraussetzungen bleibt auch die Naturwüchsigkeit nicht verschont, sie zeugt von den Eingriffen und Zurichtungen durch die Machtstrukturen.

Deutsch ist für den Autor Florescu eine geliebte Sprache, in der er geht und sich bewegt. Und so läuft als Hintersinn, welcher die deutsche Sprache grundiert und auch koloriert, die rumänische Landessprache mit. Damit lagern immer zwei Sprachen aufeinander, untrennbar. Aus dem Rumänischen ins Deutsche übersetzte Wendungen, wie zum Beispiel „Mutters Küken“, „Augen wie Zwiebeln“ gebraucht der Autor in dem Textgewebe seines Buches. Obzwar sein Buch von der Diktatur handelt, obzwar es vom Schweigen und Verschweigen der Wahrheit erzählt, hallt in diesem Werk nicht das Schweigen zerklüftete der Sprache. Die überbordende Fabulierlust, die erfrischende Erzähllust des Autors wurden von der Kritik gebührend gelobt. Durch sein anekdotisches Erzählen wird eine Welt jenseits des Eisernen Vorhangs, eine innige Vater-Sohn-

Beziehung, eine Reise zum Erwachsenwerden und das Schicksal von Auswanderern dargestellt.

Das Banat und die Stadt Temeswar bieten auch in dem Roman **Der blinde Masseur** den Hintergrund des Geschehens. Auch hier bleibt die Migrationserfahrung dominant und ist in die Figurenkonzeption und in den Erzählton eingegangen. So konstruiert der Ich-Erzähler seine Identität auf der Basis zweier diskursiver Komplexe. Zum einen entwirft er sich als Migrant, zum anderen beschreibt er sich mit Hilfe des Gender-Diskurses. Dabei ergänzen die maskulinen Selbstinszenierungen die Migrantenrolle und stärken die durch die Migration brüchig gewordene kulturelle Identität. Diese beiden Diskurse Gender und Migration überlagern und stützen sich gegenseitig.

Ohne auf inhaltliche Elemente eingehen zu wollen, werde ich auf die Darstellung der Stadt Temeswar rekurrieren. Das erzählende und beobachtende Ich ist wieder ein Mann, Teodor, dessen Biografie mit der Stadt Zürich in Verbindung zu bringen ist. In Temeswar geboren und aufgewachsen, kehrt seine Familie der Diktatur den Rücken, indem sie die Flucht über die Grenze ansetzt, zuerst nach Jugoslawien, danach über Österreich in die Schweiz. Nach 20 Jahren kehrt Teodor in seine Heimatstadt zurück, an den Ort der ersten Liebe. Es sind die 90er Jahre, die Florescu kritisch beleuchtet, indem er verzerrt und deformiert, die Armut der Bevölkerung beschreibt, wobei viel zu oft auf die Trostlosigkeit der Zustände hingewiesen wird.

Um der Armut zu entkommen, sehen die Mütter eine einzige Chance für die heiratsfähigen Töchter, diese mit Männern aus dem Ausland zu verkuppeln. Die jungen Frauen unterhalten wahllose Männerbekanntschaften, geben sich diesen Zufallsbekanntschaften aus Italien weniger aus Lust denn aus Sinnleere und Armut hin. Besitzen muss der Mann der Träume ein einziges wesentliches Insignium, einen ausländischen Pass:

Wenn ich nicht aufpasste, war ich im Handumdrehen verheiratet [...] Ich würde sie mitnehmen, ihr beibringen sich in meiner Welt zu bewegen, sie ankleiden und mich freuen, dass sie über so viel Auswahl staunte. Und weil man hier nicht nur die Armut der Töchter, sondern auch die der Eltern heiratete, würden wir jährlich zurückkehren mit Geschenken für alle (Florescu 2009: 34).

Überall warteten Mütter mit Töchtern und Ehefrauen mit Männern, die vom Flüssigen impotent waren oder auf Baustellen in Italien oder bei der Erdbeerernte in Spanien arbeiteten. Überall gab es Kioskverkäuferinnen, Lehrerinnen, Bäuerinnen, Ärztinnen, Hausfrauen, die warteten. [...] Wenn sie aufs Feld gingen, die Sense auf der Schulter, warteten sie. Wenn sie Teig kneteten, den Mann auf

sich erduldeten, anschwellen und gebären, wenn sie die engsten und kürzesten Kleider anzogen, wenn sie Brüste und Po nach außen drückten, um ihre Chancen zu mehren, wenn sie sich billig parfümierten und genauso billig anmachen ließen, wenn sie über die gewaltsamen, einfältigen, hinter den Rücken anderer Frauen hereilenden Männern fluchten, warteten sie immer noch (Florescu 2009: 27).

Die Italiener zieht es in den billigen Osten, wo man für wenig Geld umgarnt wird, wo alles und jeder käuflich ist.

Es waren einfache Männer, Handwerker und Bauer, an ihrer Aussprache merkte man es. Sie hatten in Italien ihre Haustüren abgeschlossen, hier schlossen sie den Freundinnen bescheidene Wohnungen auf. Die Einfachen des Südens nahmen sich die Einfachen des Ostens. Den Ärzten, Ingenieuren, Firmenbesitzern wurde unter der Hand Besseres vermittelt. Es gab immer eine Freundin und wenn nicht, dann gab es die eigene Schwester. Die eigene Mutter. Das Verkopplungsgeschäft war Pflicht unter Freunden (Florescu 2009: 52).

Das Geschichtsszenario, das Florescu entwirft, ähnelt dem Herta Müllers in der rumänischen Diktatur der 70er und 80er Jahre. Wie diese schreibt er vom Totstehen der Zeit, vom frühzeitigen Altern der Bevölkerung, von der Trauer, nichts zu besitzen. Die Zustände vor der Wende unterscheiden sich nicht im geringsten von der Tristesse im postkommunistischen Rumänien.

In diesem Land war auf die Zeit kein Verlass. Sie machte Sprünge. Sie raubte den Menschen den Körper und verformte ihn, wie es ihr passte. Dann verlangsamte sie sich, bis man meinte, dass man außerhalb der Zeit geraten war. Man wurde zeitlos alt, aber man war nicht gut gealtert. Und vor allem zu früh. Deshalb flüchteten die jungen Frauen in italienische Schöße. Damit sie nicht bald ihre Jugend gegen ein verfrühtes Altern eintauschten (Florescu 2009: 112).

Das postkommunistische Rumänien fördert das versteckt Destruktive zutage, der Verfall vollzieht sich rapide und folgt einer selbstzerstörerischen Logik. Es ist ein Leben, welches aufzehrt vor der Zeit. So gesehen, verdichtet sich in den Gesichtern die Tendenz der Diktatur, immerzu einzugreifen in Lebensprozesse, sie zu verformen, zu behindern, bis nur noch Schrumpf- und Derivatformen von Leben übrigbleiben. In dieser Welt herrscht Grausamkeit vor, zudringliche Bettler, grausame Zuhälter, die nicht davor zurückschrecken, die Freier zu verprügeln. Überall entdeckt der übersensible Blick des Erzählers Zerstörung und Verfallserscheinungen. Florescus Bilder von Gewalt und Zerstörung im postkommunistischen Alltag enthüllen den Terror einer Antiidylle.

Die Überlegungen über den Zustand der Bevölkerung stammen von einem Flaneur, einem Streuner auf der Suche nach dem signifikanten Detail, dem Abseitigen:

Es gingen Frauen vorbei, die sich in Sicherheit wiegten, weil sie eine gute Partie gemacht hatten, eine aus dem In- und Ausland. Frauen, die es aus eigener Hand geschafft hatten, und solche, die vor Müdigkeit aus eigener Kraft nur noch ins Bett fallen konnten (Florescu 2009: 179).

In diesem Zusammenhang entfaltet auch dieses Buch die städtische Enge und das Modell eines Lebens, welches sich nicht erneuert, sondern unentwegt nur seine Armut reproduziert, weil das Leben ebenso verkrallt in Aussichtslosigkeit wie in einer Diktatur erscheint. Entscheidend an den topografischen Hinweisen ist, dass sie die innere Befindlichkeit des Landes und seiner Menschen ausdrücken. Die Stadt erscheint als Chiffre eines verarmten reduzierten Lebens und jede Art von Wachstum kommt nur unter den Bedingungen dieser Armut zustande. Die beiden Romane bauen eine Welt auf, in welcher die Bevölkerung systematisch ausgedörrt wird und dabei etabliert sich der Mangel als einzige, kümmerliche Lebensvorstellung des Lebens. An dieser Macht des Mangels scheitern alle Figuren und deshalb der Wunsch, dieser klaustrophobischen Welt zu entkommen. Den Menschen wird die Aussicht auf Zukunft geraubt. Der Blick, der in Florescus Roman auf die rumänische Wirklichkeit nach der Wende fällt, bietet nur in der Ausreise einen Ausweg aus den desaströsen Verhältnissen. Gestaltet **Wunderzeit** die Inszenierungen der Macht im diktatorisch-regierten Rumänien und den Versuch, der mentalen Enge einer Diktatur durch das Einrichten von Freiräumen und durch die gelungene Flucht in die Freiheit zu entkommen, so umreißt **Der blinde Masseur** das Leben nach der Wende, in welcher die Erfahrungsspur einen gesellschaftlichen Zustand freilegt, in dem das individuelle Lebens-Glück aufgezehrt ist. Beschrieben werden Situationen physisch-materieller und moralischer Verwahrlosung, die von der Unmöglichkeit eines selbstbestimmten Lebens zeugen.

Literatur

Adelson, Leslie (2006): *Against Between – ein Manifest gegen das Dazwischen*. In: Arnold, Heinz Ludwig (Hrsg.): **Literatur und Migration. Text+ Kritik**, München: Ed. Text+Kritik, 36-47.

- Amanshauser, Martin (2001): „Cătălin Dorian Florescu: **Wunderzeit**“. In: **Falter**, Nr 21/2001, 23.5.2001, 67.
- Crăciun, Ioana (2008): *Täter und Opfer: Die Gestalt des Vaters in den Romanen von Aglaja Veteranyi und Cătălin Dorian Florescu*. In: Guțu, George/ Crăciun, Ioana/ Pătruț, Iulia (Hrsg.): **Minderheitenliteraturen – Grenzerfahrung und Reterritorialisierung. Festschrift für Stefan Sienerth**, București: Paideia, 273-287.
- Ezli, Örkan (2006): *Von der Identitätskrise zu einer ethnografischen Poetik. Migration in der deutsch-türkischen Literatur*. In: Arnold, Heinz Ludwig (Hrsg.): **Literatur und Migration. Text+ Kritik**, München: Ed. Text+Kritik, 61-73.
- Florescu, Cătălin Dorian (2001): **Wunderzeit**, Zürich: Pendo.
- Florescu, Cătălin Dorian (2009): **Der blinde Masseur**, München/Zürich: Piper.
- Henneberg, Nicole (2001): „Mit Fellini träumen. Schnörkellos erzählt: Cătălin Dorian Florescus Roman **Wunderzeit** über Exil und Heimat“. In: **Frankfurter Rundschau**, 1.12.2001, 8.

Internetquellen

- ***: *Wanderer zwischen Ost und West. Anna-Seghers-Preis für Cătălin Florescu*. In: <http://www.dradio.de/dir/sendungen/fazit/215718> [14.01.2010].
- Schröder, Christoph: *Weltgeschichte als Roman. Kühe, Panzer und Revolutionen*. In: www.spiegel.de/kultur/literatur.html [14.01.2010].

Bogdan C. Nan
Temeswar

Probleme und Herausforderungen des Temeswarer Deutschen Staatstheaters im 21. Jahrhundert

Abstract: Romanian and international theatrical landscape. This unique and valuable cultural institution belonging to the German minority of our country and to the rest of Europe is – especially nowadays, when all of Europe comes closer together – of utmost importance. Numerous scientific papers have investigated the glorious past of the German State Theater under various aspects, neglecting though the current situation and the perspectives of this theater. This research paper discusses most of the problems and challenges of the German State Theater in the 21st century. Its goal was to describe and define the target audience, the development priorities, marketing strategies and all the necessary measures, to ensure the best future of the institution. The research paper ends with a portrait of the 2004-2005 theatrical season. That particular season brought its first results, after successfully introducing new management strategies.

Keywords: German National Theater Timișoara, audience, bearer of culture, actors, theater pedagogy.

1. Allgemeine Bemerkungen

Das Deutsche Staatstheater Temeswar wurde 1953 – als ein ausschließlich deutsches Minderheitentheater – ins Leben gerufen. 1956 – als das Theater administrative Selbstständigkeit erlangt – wurden in Rumänien insgesamt 17.489.450 Einwohner gezählt. Die Volkszählung ermittelte, dass 1956 in Rumänien 384.708 (d. h. 2,19% der gesamten Bevölkerung) Angehörige der deutschen Minderheit lebten. In den ersten Jahren nach dem Machtantritt des neuen rumänischen Staats- und Parteichefs Nicolae Ceaușescu im Jahre 1965 betrafen die begrenzten Liberalisierungsmaßnahmen des Regimes auch die Rumäniendeutschen. Im Jahre 1968 kam es zur Gründung eines sogenannten *Rates der Werktätigen deutscher Nationalität*. Es wurden neue deutsche Zeitungen und Zeitschriften ins Leben gerufen, ein Minderheitenverlag gegründet und deutsche Fernsehsendungen eingeführt.

Die Minderung des innenpolitischen Drucks und die zeitweilige Liberalisierung fanden jedoch unter den Deutschen nicht das vom Regime erwünschte positive Echo. Nach der Aufnahme der diplomatischen Beziehungen mit Deutschland stieg die Zahl deutscher Aussiedler aus Rumänien rasant an: von ungefähr 900 pro Jahr im Zeitraum 1950-1967 auf durchschnittlich 3.400 jährlich zwischen 1968 und 1971. Zwischen 1973 und 1977, als das Verfahren bereits in einigermaßen geregelten Bahnen verlief, erreichten die Aussiedlerzahlen durchschnittlich 7.200 Personen pro Jahr. Anlässlich seines Rumänienbesuchs traf Bundeskanzler Helmut Schmidt mit Rumäniens Staats- und Parteichef Nicolae Ceaușescu eine Vereinbarung, wonach Rumänien sich verpflichtete, jährlich zwischen 12.000 und 16.000 Deutschen die Ausreise in die damalige Bundesrepublik Deutschland zu gestatten. Im Gegenzug sagte der Bundeskanzler die Zahlung eines Pauschalbetrags pro Aussiedler zu. Dieser Betrag stieg von 5.000 DM im Jahre 1978 auf 7.800 DM zum Zeitpunkt der Wende. Seit Beginn der achtziger Jahre verschlechterte sich die Lage der deutschen Bevölkerung in Rumänien in erheblichem Maße. Die großen Auswanderungswellen der 1970er, 1980er und 1990er Jahre ließen die Zahl der Deutschen im Banat auf eine heute verschwindend kleine Minderheit zurückgehen. Gemäß den Daten der Volkszählung aus dem Jahre 2002 bekannten sich 59.764 Befragte – also 0,27% der Gesamtbevölkerung (21.680.974 Einwohner) – zur deutschen Nationalität. Die deutsche Bevölkerung ist somit auch im Kreis Temesch zahlenmäßig stark zurückgegangen und nur noch in einem geringen Prozentsatz vertreten. Im Kreis Temesch lebten 2002 – laut der gleichen Volkszählung – nur 14.174 Deutsche. Im Vergleich zu den 1956 gezählten 114.194 Deutschen sank die Anzahl der Deutschen im Kreis Temesch innerhalb von fast fünfzig Jahren auf knapp 10%. Als Zielpublikum des DSTT kann die deutsche Bevölkerung längst nicht mehr betrachtet werden, wenn man davon ausgeht, dass schon 2002 von den 14.174 Deutschen 5.313 älter als sechzig waren. Seit 1953 (bzw. 1956) hat sich – hauptsächlich durch die massive Auswanderungswelle nach Deutschland – die Zielgruppe des Theaters gewandelt, und sie wandelt sich bis zum heutigen Tage.¹

¹ Zu den Daten vgl. Gabanyi (2000: 427-432).

2. Das Zielpublikum – Zur Erweiterung des Zielbereiches

2.1. Zielgruppe – Angehörige der deutschen Bevölkerung

Das DSTT war und ist bis zum heutigen Zeitpunkt mehr als nur ein Theater für die deutsche Bevölkerung in Rumänien, wenn man bedenkt, dass das deutschsprachige Theater in Temeswar auf eine zweihunderfünfzigjährige Theatertradition zurückblickt. Das DSTT muss darum – obwohl es schon ein völlig anderes Zielpublikum anspricht – seine sprachliche und kulturelle Identität bewahren und seinem erstrangigen und ursprünglichen Zweck treu bleiben.

Da die Anzahl der Deutschen in Temeswar wesentlich geschrumpft ist, muss das DSTT die sich außerhalb Temeswars befindliche Zielgruppe erreichen. Gemeint sind hier die potenziellen Zuschauer in den Banater Städten und Ortschaften (Arad, Großsanktnikolaus, Karansebesch, Lugosch, Reschitz), in Siebenbürgen, im Sathmarer Land und sogar in der Hauptstadt. In einem – im Rahmen der Rundtischgespräche zum 50. Jubiläum des DSTT – öffentlich vorgestellten Aufsatz äußerte der damalige Dramaturg Lucian Vărșăndan einige Gedanken zu Sinn und Zukunft des DSTT. Die Zuschauer aus den Reihen der deutschen Minderheit betreffend, erwähnt Vărșăndan eine Publikumsbefragung, die ergeben hat, dass diese Zuschauer hauptsächlich Rentner und Mitglieder des Deutschen Forums sind. Als Heranziehungsstrategie schlägt der ehemalige Dramaturg die Einführung der sogenannten *Seniorensonntage* vor, d. h. jeweils am ersten Sonntag jeden Monats eine Vorstellung für diese Alterskategorie einzuplanen. Bis zum heutigen Zeitpunkt hat man diese Heranziehungsstrategie nicht angewendet, und es bleibt auch weiterhin fraglich, ob dadurch die gewünschte Resonanz erzeugt werden kann.

Die Überlebenschancen dieses Theaters sind – unter den heutigen sozialen und politischen Umständen – gering, wenn sich das DSTT gegen eine Ausweitung seines Angebotes auf weitere Zielgruppen wehrt.

2.2. Zielgruppe – junges deutschsprachiges Publikum

Die zweite Zielgruppe stellt das junge Publikum dar. Diese Zielgruppe nimmt ständig an Bedeutung zu. In diesem Sinne bemüht sich das DSTT, eine Strategie zu entwickeln, um das junge deutschsprachige Publikum ins Theater zu locken. Das Theater bietet Kinderaufführungen und Märchenstücke. Da die Alterskategorie für das Märchenmusical nach Ernst

A. Ekker **Rotkäppchen, Rotkäppchen!** oder das Märchenspiel von Grete Groß (Irene Mokka) und Johann Szekler **Schneewittchen** gewachsen ist, setzt das DSTT viel mehr auf Jugendtheater. Mit der Inszenierung des beliebten Märchens **Schneewittchen und die sieben Zwerge** (2008) oder dem Märchenmusical für Groß und Klein **Die Schöne und das Biest** (2007) von Simona Vintilă ist es dem DSTT gelungen, neben den Schülern des Lenauzyzeums auch Schüler aus anderen Schulen, die über eine Abteilung mit deutscher Unterrichtssprache verfügen, anzusprechen. Bei solchen Kinderstücken verzeichnet das Theater die höchsten Zuschauerzahlen, weil sie als geschlossene Gruppen oder als Kindergartengruppen ins Theater kommen. Die Kinder, die deutsche Kindergärten oder Schulen besuchen, kommen mittlerweile aus rumänischsprachigen Familien und gehen hauptsächlich mit der Kindergärtnerin oder mit der Grundschullehrerin ins deutsche Theater, und nicht mit ihren Eltern.

2.3. Zielgruppe – Publikum aus dem deutschen Sprachraum

Die dritte Zielgruppe besteht aus Personen aus dem deutschen Sprachraum (aus Deutschland, Österreich und der Schweiz), die sich für eine gewisse Zeit in Temeswar, Hermannstadt oder Bukarest aufhalten: Lehrer aus dem deutschen Sprachraum, DAAD-Gastlektoren in Temeswar, Mitarbeiter deutscher Unternehmen, Diplomaten oder deutsche Touristen. Da sie die Sprache auf einem ganz anderen Niveau beherrschen und da sie über eine überdurchschnittliche Ausbildung verfügen, gehören sie zu den strengsten Beobachtern unter allen Theaterbesuchern. Um den hohen Ansprüchen und den steigenden Anforderungen dieser Zielgruppe gerecht zu werden, muss das Theater eine – aus allen Perspektiven – hochqualitative Inszenierung liefern.

2.4. Zielgruppe – nichtdeutschsprachiges Publikum

Nicht zuletzt ist das rumänische Publikum, das kein Deutsch spricht, von Wichtigkeit. Zu dieser Kategorie gehören auch sogenannte Theaterkenner, d. h. Zuschauer, die ein allgemeines Interesse für das Theater aufzeigen und überhaupt in die Vorstellung kommen, weil sie genauso die Vorstellungen des Rumänischen Nationaltheaters oder die des Ungarischen Staatstheaters besuchen. Das DSTT kann die breite rumänische Öffentlichkeit durch das deutschsprachige Theater nur dann erreichen, wenn es für diese Zuschauer mindestens genauso attraktiv ist wie jede andere rumänische Bühne. Das

Theater kommt diesen Theaterbesuchern entgegen und bietet ihnen bei den meisten Aufführungen des deutschen Theaters eine Simultanübersetzung (die Vorstellung kann mit Kopfhörern mitverfolgt werden). Der rumänischsprachige Zuschauer braucht jedoch einen zusätzlichen Drang, seine Zurückhaltung zu überwinden, um in ein Theater zu gehen, dessen Sprache er nicht spricht. Die besonderen Attraktivitäten für ein solches Publikum kann das Theater nur durch ein Sonderprojekt sichern. Ein Sonderprojekt ist ein Projekt, bei dem man einen berühmten rumänischen Spielleiter auf dem Plakat hat. Der Spielleiter braucht nicht unbedingt die Sprache der Inszenierung zu sprechen oder sie zu verstehen, weil er einen Regieassistenten und einen Dramaturgen zur Seite stehen hat. Drei wesentliche Faktoren sind wichtig: ein bekannter rumänischer Spielleiter, ein bekanntes Stück und gute schauspielerische Leistungen. Diese Konstellation sollte erstrangige Ergebnisse erzeugen.

3. Richtlinien und Entwicklungsschwerpunkte für das DSTT und die Kulturträger

Erstaunlicherweise sind es nicht ehemalige Schauspieler oder Mitarbeiter dieser Bühne, die sich heutzutage für das Bestehen dieser Theatereinrichtung einsetzen. Zu den langjährigen Förderern von deutschen Theatern außerhalb des deutschen Sprachraumes gehören unter anderen: Eugen Christ (Geschäftsführer der Donauschwäbischen Kulturstiftung des Landes Baden-Württemberg), Horst Fassel (ehemaliger Geschäftsführer des Instituts für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde), Stephan Behrmann (Dramaturg und Theaterwissenschaftler), Franz Csiky (ehemaliger Dramaturg des DSTT, Journalist und Pressesprecher der Melancthonstadt Bretten), Titus Faschina (Autor und Theaterwissenschaftler), Rolf P. Parchwitz (Schauspieler und freischaffender Spielleiter) und nicht zuletzt Ida Gaza und Lucian Vărşăndan. Ihre Beschäftigung mit dem DSTT konkretisierte sich in Form zweier Studien über den Sinn und die Zukunft der deutschen Bühnen außerhalb des deutschen Sprachraumes. Die Beiträge aus der Gesprächsrunde **Sinn und Zukunft deutscher Bühnen außerhalb des deutschen Sprachraumes** (anlässlich des 50. Gründungsjubiläums des DSTT – 5.-8. Mai 2003) wurden von Eugen Christ in Buchform unter dem Titel **Wendepunkt: Deutsches Minderheiten-Theater im Umbau** herausgegeben. Zwei Jahre später erscheint die Studie zur Zukunft der

Temeswarer deutschen Bühne **Perspektivsicherung für das institutionelle deutsche Theater in Rumänien**, erstellt im Auftrag der Donauschwäbischen Kulturstiftung des Landes Baden-Württemberg und des Institutes für Auslandsbeziehungen aus Stuttgart. In Berlin fand am 18. Dezember 2003 ein Werkstattgespräch unter dem Titel **Perspektivsicherung deutschsprachiger Theater in Rumänien und Ungarn** statt. Die wichtigsten Gesprächsergebnisse dieses Treffens waren:

- a. Die Theater- und Kulturlaute und die Vertreter des Auswärtigen Amtes und der Botschaften Rumäniens stellen die existentielle Notwendigkeit und die kulturelle Relevanz der deutschsprachigen Theater in Rumänien nicht in Frage.
- b. Der Status des DSTT muss weit über den Status einer Minderheiteneinrichtung hinausgehen.
- c. Die Organisationsstrukturen des DSTT müssen deutlich verbessert werden.
- d. Zwischen dem DSTT und den Verwaltungen muss ein engerer, lebhafterer Kontakt, ein reger Gedanken- und Ideenaustausch gepflegt werden.
- e. Die Nachvollziehbarkeit des Fördermitteleinsatzes muss verbessert werden.
- f. Die Ausbildung des Schauspielnachwuchses, aber auch von Fachleuten für komplementäre Theaterfachgebiete soll gesichert werden. Einen besonderen Wert sollte auf PR und Kulturmanagement gelegt werden.
- g. In eine tiefer gehende Untersuchung des Potentials des DSTT sollen Fachleute und Entscheidungsträger vor Ort von den Fachleuten aus Deutschland einbezogen werden.
- h. Zusammen mit den Fachleuten vor Ort soll ein konkretes, operationales Konzept, eine Studie für konkretes Handeln erarbeitet werden. Schwerpunkte sollen auf konkrete Lösungsvorschläge, auf das *Wie* und nicht allein auf das *Was* oder *Wo* gelegt werden.

Zu den größten Schwierigkeiten des DSTT gehört in erster Linie das Nichtvorhandensein des deutschsprachigen künstlerischen Personals. Das Deutsche Staatstheater verfügte in der Spielzeit 2004-2005 über ein, selbst wenn altersmäßig ungleiches, vierzehnköpfiges, hauptsächlich junges Ensemble (Durchschnittsalter 29 Jahre), dessen Mitglieder mehrheitlich aus den Absolventen der 1992 an der Temeswarer Universität gegründeten

Abteilung *Schauspiel in deutscher Sprache* rekrutiert wurden. Das Theater sollte deshalb gezielt männliche Darsteller in der Altersgruppe 35 bis 50 Jahre aus dem binnendeutschen Raum und zugleich mindestens einen deutschen und einen rumänischen Spielleiter verpflichten. Das DSTT sollte die Unverzichtbarkeit von solchen Schauspielern und Spielleitern einsehen, da sie durch ihre Tätigkeit am Theater als Visitenkarte des Theaters dienen. Dies kann kaum allein durch die Haushaltsgelder oder durch das Einkommen des Theaters erreicht werden. Die Lösungen stellen Projektförderungen durch das Institut für Auslandsbeziehungen e.V. Stuttgart und die Donauschwäbische Kulturstiftung des Landes Baden-Württemberg dar, sowie durch weitere öffentliche und private Einrichtungen aus dem In- und Ausland.

4. Maßnahmen zur Perspektivsicherung des DSTT

Nach 1990, infolge der Aussiedlung vieler Schauspieler und vor allem des Publikums, war das DSTT mit einer der schwersten Zeiten in der gesamten 250-jährigen deutschsprachigen Theatertradition konfrontiert. Das soziokulturelle Umfeld Rumäniens hat sich in den letzten zwei Jahrzehnten (seit 1989) grundlegend verändert. Das – bis 1990 hauptsächlich als identitätsfördernde Einrichtung für die Minderheit agierende – Theater hat seit dem Ende der 1990er Jahre zahlreiche neue Funktionen hinzugewonnen. Das DSTT wurde durch den gegebenen sozialen, politischen und kulturellen Kontext gezwungen, deutsches Berufstheater in einem nun offenen kulturellen Rahmen zu machen. Ferner erlebte das DSTT eine schwerpunktmäßige Umorientierung vom Volks- auf das Kinder- und Jugendtheater. Was die Hauptschwierigkeiten und größeren Hindernisse des DSTT betrifft, seien hier folgende erwähnt:

- der Mangel an deutschsprachigen männlichen Darstellern zwischen 30 und 55
- der Mangel an künstlerischem Nachwuchs und an ausgebildeten Mitarbeitern;
- Sanierung des Saales, der Foyers, der Kabinen und weiterer Räumlichkeiten (infolge des Brandes im Mai 2003);
- beschränkte finanzielle Möglichkeiten für die Verpflichtung von Gastregisseuren (für die Deckung von Tagegeld, Reise- und Unterkunftskosten) und für die Veranstaltung von Tournéeen;

- mangelhafte und veraltete Ausstattung im Bühnenbereich, in der Verwaltung und Dramaturgie, sowie in der Buchhaltungsabteilung, Intendanz oder im Sekretariat.

Mit dem Ziel, bestehende Probleme nachhaltig zu lösen und die Entwicklung dieser einzigartigen Bühne positiv fortzusetzen, entwickelten die Intendantin Ida Gaza und der Dramaturg Lucian Vărșăndan – bezogen auf einzelne Theaterbereiche – verschiedene mögliche Strategien und Instrumente, um somit das DSTT wieder als wichtige Kultureinrichtung wahrnehmbar zu machen (vgl. Darida 2008: 91-107). Im Folgenden werden einige dieser Ziele und Richtlinien wiedergegeben, die sich zum Teil auch in dem Unternehmens-Mission Statement (im Unternehmensleitbild) des seit dem 1. November 2007 neuen Intendanten Lucian Vărșăndan wiederfinden.

4.1. Stärkung der personellen Ressourcen

Dieses mittlerweile relativ stabilisierte Ensemble muss kontinuierlich durch kompetenzstärkende Maßnahmen gefördert werden, da es die jungen Mitarbeiter sind, die mittel- und langfristig den Grundstein des künstlerischen Personals bilden werden. Das DSTT muss sich auch demnächst engagieren, die jungen Mitarbeiter in den verschiedenen Bereichen ihres Bühnenschaffens (vor allem Schauspiel, Aussprache, Bühnenbewegung) weiterbilden zu lassen.

4.2. Verpflichtung von binnendeutschen Schauspielern

Der Einsatz von hochqualifizierten bundesdeutschen Schauspielern wirkt sich äußerst positiv nicht nur auf die Besetzungsmöglichkeiten des Hauses aus, sondern nachhaltig auch auf das Berufsbewusstsein und die Leistungen der jungen Ensemblemitglieder, die durch das Spiel neben einem erfahreneren Kollegen aus Deutschland gefördert werden.

4.3. Verpflichtung von Gastregisseuren

Es gehört zu den Vorhaben des DSTT, den interkulturellen Dialog zu fördern. In diesem Sinne sind Gastverpflichtungen von Regisseuren sowohl aus der Bundesrepublik als auch aus Rumänien zur Tradition geworden. Für die Spielzeit 2004-2005 kam Alexander Hausvater, einer der bedeutendsten Spielleiter Rumäniens und Mitteleuropas, in Frage. Die Erfolge seiner jahrzehntelangen Regietätigkeit reichen von Jassy bis Montreal.

Erfolgreiche Theaterprojekte sind nur mit entsprechend erfahrenen und begabten Spielleitern möglich, die in der Lage sind, das junge künstlerische Potenzial des DSTT in Szene zu setzen. Hinzu kam es in der gleichen Spielzeit zu einer Zusammenarbeit mit einem anderen bekannten rumänischen Spielleiter, Victor Ioan Frunză.

4.4. Innovative Kommunikationsmöglichkeiten

Der Großteil des Publikums besteht aus Schülern und Studenten, zugleich vielseitigen Verbrauchern von modernen Medien und Internet. In diesem Zusammenhang muss das DSTT an eine Modernisierung der eigenen Internetseite denken und somit die innovativen Kommunikationsmöglichkeiten zwischen Theater und Publikum fördern. Das DSTT muss mit den neuesten Medien Schritt halten und unter anderem das aktuelle Angebot des Theaters dem Publikum per E-Mail zukommen lassen. Ferner sollte man den Theaterbesuchern die Möglichkeit geben, Karten online zu bestellen. Dadurch kann eine erhöhte Attraktivität des Angebotes gerade für das junge Publikum gewährleistet werden.

4.5 Projektmanagement und Öffentlichkeitsarbeit

Dank der heutigen sozio-kulturellen und ökonomischen Realitäten muss das DSTT neue, moderne und vor allem effiziente Marketingstrategien ausarbeiten, um sich dem jeweiligen Zielpublikum zu nähern und es für sich zu gewinnen. Der bereits 2004 erreichten Stellenaufstockung im Bereich Marketing und Öffentlichkeitsarbeit, dem auch Aufgaben in den Bereichen Projektkonzeption und Projektmanagement anvertraut werden, soll die Ausbildung von neuem Personal folgen.

4.6. Theaterpädagogische Maßnahmen

In den 1990er Jahren wurde die Kluft zwischen Bühne und Publikum immer größer und tiefer. Sehr selten ist es zu einem direkten Kontakt zwischen Theater und Publikum gekommen, und wenn doch, dann wurde diese Beziehung nicht aufrechterhalten. Auf der Suche nach Vermittlern braucht das DSTT einen hauseigenen Theaterpädagogen. Dieser soll prinzipiell die Kunst beherrschen, die Neugier für die Schauspielkunst zu wecken. Er organisiert Führungen durch das Haus, Gespräche mit Schauspielern und Spielleitern oder Workshops zur Thematik eines bestimmten Stückes.

Auf Wunsch von Lehrern, Schülern und weiteren Zuschauergruppen werden Vor- und Nachbereitungen der jeweiligen Aufführungen angeboten. Das DSTT stellt den Lehrkräften, den Schülern sowie auch den Studenten kostenlos Begleitmaterial (theaterpädagogische Broschüren) zur Verfügung. Dieses enthält Infos zum Autor, Stück, Textauschnitte, aber auch Anregungen zu möglichen Gesprächsthemen, die im Unterricht behandelt werden können. Nach Absprache werden auch Probenbesuche und Publikumsgespräche veranstaltet. Theaterführungen ermöglichen den Interessenten, einen Blick hinter die Kulissen zu werfen und zu entdecken, was alles zur Vorbereitung einer neuen Inszenierung gehört. Ferner bietet das DSTT einzelnen Interessenten die Möglichkeit, Praktika in verschiedenen Bereichen des Theaters zu absolvieren.

4.7. Theatertourneen

Tourneen gehören schon traditionsmäßig zu den Haupttätigkeiten des Deutschen Staatstheaters Temeswar. Das DSTT ist bestrebt, jedes Hauptsiedlungsgebiet der Deutschen in Rumänien mindestens einmal im Jahr, mit mindestens zwei Stücken zu bespielen. Das DSTT beabsichtigt, in den kommenden Jahren eine ständige Spielzeit in Bukarest einzurichten, unter stärkerer Einbindung der in der Hauptstadt ansässigen deutschen Unternehmer. Wenn für die Abstecher und Gastspiele in Orten aus dem Kreis Temesch und den benachbarten Kreisen das DSTT in der Lage ist, alle Kosten zu übernehmen, so ist das Theater bei der Veranstaltung von Tourneen (durch Siebenbürgen oder nach Bukarest) größtenteils auf Projektförderungen angewiesen. Bei den Gastspielen und Tourneen geht es dem DSTT darum, durch die Förderung der Mobilität des hauseigenen Ensembles nicht nur zur Stärkung der Identität der deutschen Bevölkerung in den jeweiligen Siedlungsgebieten beizutragen, sondern immer stärker auch um die Absicht, gerade die repräsentativen Projekte des DSTT breiten Kulturkreisen zugänglich zu machen.

4.8. Förderung eines modernen Theatergebäudes

Was die Sanierung des Saales, des Foyers und der Kabinen für Schauspieler angeht, liefen jahrelang Gespräche mit dem Bürgermeisteramt Temeswar und dem Temescher Kreisrat, aber die vereinbarten Termine für die vollständige Sanierung wurden nicht eingehalten und ständig verschoben. Dank der Unterstützung des Stadtrates Temeswar, des Trägers des

Deutschen und des Ungarischen Theaters, wurde im Sommer 2008 der große Theatersaal renoviert. Moderne Akkustikisolierung, flexibel gestaltbare Bestuhlungsmodule, neue Beleuchtungs- und Tonanlagen wurden angeschafft. Der große Saal, der vor 134 Jahren erbaut wurde, hat jetzt ein neues Gesicht, in dem das Blaue mit dem Goldenen harmoniert.

4.9. Beziehungen zu ausländischen Einrichtungen

Ferner gibt es verschiedene Kooperationsformen oder Beziehungen zu ausländischen Einrichtungen oder zu Einrichtungen aus dem deutschen Sprachraum. Solche Beziehungen gab es schon vor der Wende. Dieses Theater war zum ersten Mal auf einer Auslandstournee [Ende der 1970er Jahre]. Die Tournee war damals für die frühere DDR gedacht. Man hat in Gera gespielt, sowie in Weimar; bei Goethe zu Hause hat man beispielsweise **Urfaust** aufgeführt, wobei Regisseure aus der DDR als Gäste Regie geführt haben. Es hat auch damals schon Fälle gegeben, dass Regisseure aus der Bundesrepublik zugelassen wurden und Regie geführt haben. Es gab aber mehr Regisseure aus der DDR im Vergleich zu Westdeutschland. Nach 1989 bzw. 1990 hat man die Grenzen geöffnet, und so begann auch für dieses Theater eine Zeit des Austausches mit verschiedenen Einrichtungen, mit Theatern, mit Schauspielschulen aus dem deutschen Sprachraum, mit Förderinstitutionen, die dem Theater unter die Arme gegriffen haben. 1991 unternahm das Theater die erste Tournee in die Bundesrepublik, wo es im Rahmen der Europäischen Kulturtage in Karlsruhe als einziges Theater Südosteuropas mit dem Stück **Zwei Schwestern** vertreten war. Daraufhin folgten weitere Tourneen in andere deutsche Städte. Mittlerweile gibt es Beziehungen zu einem der Hauptförderer, dem Institut für Auslandsbeziehungen aus Stuttgart, das im Auftrag des Auswärtigen Amtes der BRD dieses Theater mit verschiedenen Projekten fördert. Wenn das DSTT einen Gastregisseur aus Deutschland holen möchte, den es jedoch mit einem rumänischen Engagement nicht einladen kann, wird dem DSTT aus Deutschland über das Institut für Auslandsbeziehungen geholfen. Nebenbei gibt es noch Projektförderungen der Donaueschinger Kulturstiftung des Landes Baden-Württemberg oder des Bundeskanzleramtes aus Wien für Österreich bezogene Projekte, wie z. B. für **Liebelei** von Schnitzler, das mit einem Regisseur aus Wien gespielt wurde oder die Landeseraufführung des Monologs Felix Mitterers **Sibirien**. Es gab sicherlich auch Projekte, die von Wien mitgefördert wurden. Gelegentlich erhält das Theater Mitförderungen von der deutschen

Botschaft, vom deutschen Konsulat aus Temeswar. Die Bühne hat auch Beziehungen zu Privateinrichtungen oder Institutionen und Unternehmen aus Temeswar (Siemens VDO Automotive, Continental, ContiTech, Romkatel usw.), die dieses Theater oder Projekte des Theaters sponsern. Ohne diese Projektförderungen, allein mit den rumänischen Zuschüssen, könnte das DSTT einige Kosten, die durch Tourneen aufkommen, nicht decken.

4.10. Impulse aus dem deutschen Kulturraum

Das DSTT müsste sich in Zukunft bemühen, die Zusammenarbeit mit Künstlern und Institutionen aus dem deutschen Sprachraum zu fördern. Durch die somit erhaltenen Impulse sollte das eigene Ensemble neue, langfristig effektive Anregungen gewinnen. Das DSTT ist sich dessen bewusst, dass es zusammen mit der Schule, der Kirche, den Medien und den deutschen Betrieben zu den Stützfeilern der deutschen Sprache und Kultur gehört. Um den kulturellen Dialog zu fördern, muss das Theater zeitgemäße Kulturwerte aus dem deutschsprachigen Raum vermitteln.

4.11. Zusammenarbeit mit deutschen Theatereinrichtungen

Die Impulse, die das Ensemble bei der Zusammenarbeit mit deutschen Theatern erhält, sind äußerst förderlich und bedeuten zugleich indirekt eine Weiterqualifizierung, vor allem der jungen Ensemblemitglieder. Andererseits werden durch die möglichen Kooperationen Kulturwerte aus Deutschland in Rumänien und die aus Rumänien in Deutschland präsentiert.

5. Erste Ergebnisse – die Spielzeit 2004-2005

Für die Spielzeit 2004-2005 haben die damalige Intendantin der Bühne Ida Gaza und der Dramaturg Lucian Vărșăndan einige Strategien ausgearbeitet und auch erfolgreich durchgeführt. Diese Strategien und Maßnahmen waren:

*a. Einrichtung der Stelle eines Theaterpädagogen.
Theaterpädagogischer Austausch mit Bühnen aus dem deutschsprachigen Raum (mit der Badischen Landesbühne Bruchsal)*

Der Theaterpädagoge soll Strategien zur kontinuierlichen Betreuung der jungen und zahlenmäßig stärksten Zielgruppen des DSTT ausarbeiten. Da es an Fachkräften in Rumänien mangelt, machte der Theaterpädagoge nach einem zweimonatigen Praktikum in Temeswar eine praxisorientierte theaterpädagogische Ausbildung an der Badischen Landesbühne Bruchsal.

b. Drucklegung von theaterpädagogischen Materialien

Ab September 2004 wurden theaterpädagogische Materialien für die Vor- und Nachbetreuung junger Zuschauergruppen gedruckt. Ziel dieser Materialien war es, den Jugendlichen einen unmittelbaren und leicht nachvollziehbaren Zugang zu den dargestellten Stoffen zu ermöglichen und ihnen gleichzeitig ein übersichtliches Material zur Verfügung zu stellen, worauf sie jederzeit zurückgreifen können.

c. Inszenierung von Stücken im Bereich Jugendtheater

In der Spielzeit 2004-2005 wurden zwei Inszenierungen ausdrücklich dem Bereich Jugendtheater zugeordnet. Der damals 25-jährige deutschsprachige Spielleiter Radu Alexandru Nica (a.G./Hermannstadt) hat das Stück **Feuergesicht** von Marius von Mayenburg inszeniert und der langjährige Spielleiter des DSTT Stephan-Andreas Darida setzte das Stück **Stones** von Tom Lycos & Stefo Nantsou (Premiere am 20. April 2005) in Szene. Nach der Temeswarer Premiere im Jahr 2005 wurde die Inszenierung **Feuergesicht** in Rumänien (Siebenbürgen, Bukarest und Gheorgheni) und im Ausland (Kroatien, Deutschland, Serbien) erfolgreich gespielt. Der junge Spielleiter Radu Alexandru Nica erhielt mit dieser Inszenierung den Regiepreis beim Kolloquium der Theater in Sprachen Nationaler Minderheiten in Gheorgheni.

d. Aufführungsrechte einzelner Inszenierungen

Da das DSTT (als besondere deutschsprachige Bühne in Osteuropa mit niedrigen Eintrittspreisen und kleineren Aufführungszahlen) sich bemüht, günstigere Vereinbarungen bezüglich der Autoren- oder Übersetzungsrechte zu erzielen, setzt die Aufführung mancher Stücke Kosten voraus, die das DSTT aus dem eigenen Etat nicht decken kann. Diese Probleme wurden nur durch gut durchdachte Förderungsstrategien überwunden.

Diese erzielten Ergebnisse – und zahlreiche andere – sind ein deutlicher Beleg für die künstlerisch neu ausgerichtete Politik des DSTT und zugleich für eine gut funktionierende Theaterleitung. Das DSTT hat es in einem nun

mehrheitlich rumänischen Kulturumfeld erreicht, durch Qualität auf sich – als deutschsprachige Bühne – aufmerksam zu machen. Die Bemühungen und die Leistungen des DSTT wurden von der breiten rumänischen Öffentlichkeit anerkannt. Zum ersten Mal wurde ein DSTT-Darsteller für den Debütpreis des Rumänischen Theaterverbandes (UNITER) nominiert. Die bedeutendsten Inszenierungen des DSTT werden regelmäßig von Theaterfachleuten und Kritikern besucht, die über die Premieren oder Gastspiele des Hauses berichten. Am 30. Juni 2005 stellte die geschätzte rumänische Kritikerin Iulia Popovici im Bukarester Kulturmagazin **Observator cultural** einen Top *The best of...* der abgeschlossenen Spielzeit für die gesamt rumänische Theaterlandschaft auf. Die Inszenierung nach Eugène Ionescos **Die Stühle** (Spielleitung: Victor Ioan Frunză, Bühnenbild: Adriana Grand) des Deutschen Staatstheaters Temeswar wurde an vierter Stelle angeführt.

Schlussfolgernd kann mit Sicherheit behauptet werden, dass das Deutsche Staatstheater Temeswar optimistisch in eine, wenn auch nicht risikofreie, doch chancenreiche Zukunft blickt.

Literatur

- Berwanger, Nikolaus/Junesch, Wilhelm (1974): **Zwei Jahrzehnte im Rampenlicht. Illustrierte Chronik der Temeswarer Deutschen Staatsbühne**, Bukarest: Kriterion Verlag.
- Binder, Gerhard (1962): *Die Entwicklung des deutschen Theaters im Banat nach dem 23. August 1944*, Diplomarbeit: Westuniversität Temeswar, Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur.
- Christ, Eugen (2003): **Wendepunkt: Deutsches Minderheiten-Theater im Umbau**, Stuttgart: Donauschwäbische Kulturstiftung des Landes Baden-Württemberg.
- Darida, Ștefan-Andrei (2008): *Contribuții la managementul instituțiilor de artă. Artă interpretativă, studii de caz: Teatrul Național Mihai Eminescu Timișoara; Teatrul Maghiar de Stat Csiky Gergely Timișoara; Teatrul German de Stat Timișoara*. Dissertation: West-Universität Temeswar, Fakultät für Wirtschaftswissenschaften, Lehrstuhl für Marketing und Management.
- Fassel, Horst (1993): „Deutsches Staatstheater Temeswar (1953-1993). Entwicklungsmöglichkeiten einer Kultureinrichtung der deutschen Minderheit in Rumänien“. In: Adam Müller-Guttenbrunn-Gesellschaft

- (Hrsg.): **Banatica. Beiträge zur deutschen Kultur**, Sonderheft April-Juni, Freiburg.
- Fassel, Horst (1994): „*Nur ein lebendiges Wissen ist fruchtbar*“ – *Johann Wolfs Beschäftigung mit Schauspiel und Theater*. In: Landsmannschaft der Banater Schwaben (Hrsg.): **Johann Wolf – Erzieher, Forscher, Förderer**, Pfinztal: Renate Huth Verlag.
- Fassel, Horst (1998): *Das Deutsche Theater auf dem Gebiet des heutigen Rumänien*. In: Fassel, Horst (Hrsg.): **Wortreiche Landschaft. Deutsche Literatur in Rumänien. Siebenbürgen, Banat, Bukowina. Ein Überblick vom 12. Jahrhundert bis zur Gegenwart**, Sonderheft, Leipzig: BlickPunktBuch.
- Fassel, Horst (2000): „Das deutsche Theater als Form der Selbstdarstellung der Banater Deutschen im 20. Jahrhundert“. In: Kulturverband der Banater Deutschen (Hrsg.): **Banatica. Beiträge zur deutschen Kultur**, 1-2/2000, 37-50.
- Fassel, Horst (2005): *Strukturierung des Kulturlebens in der ehemaligen türkischen Festung Temeswar im 18. Jahrhundert (Schwerpunkt Theater)*. In: Österreichische Gesellschaft zur Erforschung des Achtzehnten Jahrhunderts (Hrsg.): **Festung und Innovation**, Band 20, Bochum: Verlag Dr. Dieter Winkler, 93-104.
- Fassel, Horst/ Rill, Martin/ Volkmann, Swantje (2003): „Ausstellung 250 Jahre deutsches Theater in Temeswar. 50 Jahre Deutsches Theater“. In: **Banatica. Beiträge zur deutschen Kultur**, Heft 1-2, 13-57.
- Förster, Horst/ Fassel, Horst (Hrsg.) (1999): **Kulturdialog und akzeptierte Vielfalt? Rumänien und rumänische Sprachgebiete nach 1918**. Schriftenreihe des Instituts für Donauschwäbische Geschichte und Landeskunde, Band 8, Stuttgart: Jan Thorbecke Verlag, 61-67.
- Gabany, Anneli Ute (2000): *Geschichte der Deutschen in Rumänien*. In: Werner Weidenfeld/ Wolfgang Wessels (Hrsg.): **Jahrbuch der Europäischen Integration 1999/2000**, Bonn: Europa Union.
- Lippert, Johann (2005): *Wer begreifen will, wie das war, muss wissen, wie es funktionierte. Einblicke in Abläufe*. In: Horst Fassel (Hrsg.): **Thalia Germanica: Das Deutsche Staatstheater Temeswar nach 50 Jahren vor dem Hintergrund deutscher Theaterentwicklung in Europa und im Banat seit dem 18. Jahrhundert**, Nr. 7, Tübingen/ Temeswar: Verlag des Instituts für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde, 147-157.
- Nan, Cristian-Bogdan (2008): *Beziehungen Temeswarer Germanisten zum Deutschen Staatstheater Temeswar*. In: Fassel, Horst /Nubert, Roxana

- (Hrsg.): **50 Jahre Temeswarer Germanistik. Eine Dokumentation**, Deggendorf/Tübingen: Ebner, 234-249.
- Nan, Cristian-Bogdan (2008): *Zwei Dramaturgen des Deutschen Staatstheaters Temeswar: Franz Csiky und Johann Lippet*. In: Nubert, Roxana (Hrsg.): **Temeswarer Beiträge zur Germanistik**, Bd. 6, Timișoara: Mirton, 453-465.
- Nan, Cristian-Bogdan (2009): *Herzklopfen im Rampenlicht – zur Geschichte des Deutschen Staatstheaters Temeswar*. Dissertation: West-Universität Temeswar, Lehrstuhl für Germanistik.
- Nubert, Roxana/Fassel, Horst (Hrsg.) (2008): **50 Jahre Temeswarer Germanistik. Eine Dokumentation**, Deggendorf/ Tübingen: Ebner.
- Parchwitz, Rolf P./Csiky, Franz (2003): *Modell Landesbühne: Ausweg oder Sackgasse?* In: Christ, Eugen (Hrsg.): **Wendepunkt: Deutsches Minderheiten-Theater im Umbau**, Stuttgart: Donauschwäbische Kulturstiftung des Landes Baden-Württemberg.
- Talpoș, Adriana (2009): *Die Rolle des Deutschen Staatstheaters Temeswar im Integrationsprozess der deutschen Minderheit (1953-1989)*. Diplomarbeit: Westuniversität Temeswar, Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur.
- Vărșăndan, Lucian M. (2003): *Kulturstrategisches Reformkonzept für das Deutsche Staatstheater Temeswar*. In: Christ, Eugen (Hrsg.): **Wendepunkt: Deutsches Minderheiten-Theater im Umbau**, Stuttgart: Donauschwäbische Kulturstiftung des Landes Baden-Württemberg, 79 ff.

Alwine Ivănescu
Temeswar

Deutsche Dialektwörterbücher deutscher Sprachinseln – Eine vergleichende Betrachtung

Abstract: **Wörterbuch der Gottscheer Mundart, Siebenbürgisch-sächsisches Wörterbuch and Nordsiebenbürgisch-sächsisches Wörterbuch** – the three descriptive dictionaries of German dialects in South-Eastern Europe are being analysed on three lexicographical levels: the macrostructure (construction and arrangement of entries), the microstructure (e.g. dialect variant forms, lexicographic definitions, grammar properties of the lexical unit, instructions concerning the whole field of connotations and the field of restricted languages, styles etc, lexicographic examples, iconographic information, information concerning the etymology) and the medium structure (onomastic relations between lexical units).

Keywords: dialectology, dialect lexicography, dialect dictionary, German language „islands“ in South-Eastern Europe.

1. Einleitung

Die Zielsetzungen der Dialektlexikographie sind das Registrieren und Dokumentieren mundartspezifischer Bezeichnungs- und Bedeutungsvarianten, deren phonetische, grammatische, semantische, sprachgeographische, syntaktische, idiomatische, etymologische und volkskundliche Beschreibung, wie auch deren Inventarisierung nach spezifischen Kodifikationskriterien (vgl. Kühn 1982: 703, Baur 1986: 75-76, u. a.).

Dialektwörterbücher¹ sind in der Regel semasiologisch aufgebaut. Sie unterscheiden sich von den Standardwörterbüchern nur durch ihren Gegenstandsbereich: die räumlich konstituierte Lexik. Dies impliziert, dass in der Mikrostruktur dieser Wörterbücher, im Gegensatz zu den standard-

¹ Im Folgenden werden die Begriffe *Dialekt* und *Mundart* synonym gebraucht. Auch soll nicht auf die Theorien zu den beiden Begriffen eingegangen werden, da dieses den Rahmen vorliegender Arbeit sprengen würde.

sprachlichen Bedeutungswörterbüchern, ein Informationsteil hinzutritt, u. zw. der Lautkopf.

Die Dialektlexikographie ist nicht so homogen, wie man es auf den ersten Blick geneigt ist zu glauben. Dialektwörterbücher unterscheiden sich voneinander in Theorie, Methodik, Zielsetzung, durch jeweils andere Bearbeitungszeiträume und -zustände (vgl. Kühn 1982: 703-704, Schläefer 2002: 120-121). Im Folgenden werden nur einige Typologisierungskriterien (nach Kühn 1982) genannt:

1. Wird der *räumliche* Geltungsbereich als Kriterium herangezogen, so unterscheidet man in der Dialektlexikographie zwischen diatopischen und syntopischen Mundartwörterbüchern. Erstere erfassen die Lexik eines größeren Territoriums (Gebiets-, Raum-, Regional-, Großlandschaftswörterbuch), letztere den Wortschatz eines Einzelortes (Orts-, Lokalwörterbuch). Das von einem Dialektwörterbuch erfasste Gebiet kann ein politisches Territorium sein, ein geschlossener Kulturraum, ein sprachgeographisches Gebiet oder ein geographisches Areal.

2. Ein weiteres Kriterium zur Dialektwörterbuchtypologisierung ist die Wahl der methodologischen Prinzipien. Mundartwörterbücher können in ihrer *Lemmaauswahl*² synchronisch oder diachronisch orientiert sein, d. h. man verzeichnet den Wortschatz eines entweder gegenwärtigen oder schon abgeschlossenen historischen Sprachstadiums bzw. den Wortschatz sowohl der gegenwärtigen als auch historischer Sprachstadien³. Dialektwörterbücher können auch dadurch unterschieden werden, je nachdem ob die Bedeutungserklärung der ausgewählten Lexik diachronisch, synchronisch-historisch oder synchronisch-gegenwartsbezogen angelegt ist⁴.

3. Je nach aufgenommenem *Wortschatz* des untersuchten Sprachgebietes wird zwischen Idiotikon und Dialektwörterbuch unterschieden. Werden nur mundartliche Lexeme aufgenommen oder solche, die der Standardsprache und der Mundart gemeinsam sind, sich aber inhaltsseitig unterscheiden, so spricht man von Idiotika (von gr. *idios* ‚eigen‘). Wird aber der Gesamtwort-

² Das Lemma „repräsentiert in konventionalisierter Form ein Etymon oder ein Lexem aus dem Gegenstandsbereich des Wörterbuchs“ (Schläefer 2002: 88).

³ Historisch angelegt ist das **Schweizerische Idiotikon**: Es hat den Status eines spätmittelhochdeutschen und frühneuhochdeutschen Sprachstadienwörterbuchs, will die Mundart konservieren und ist zudem aus einem „historisch gewachsenen sprachlichen Eigenbewußtsein“ entstanden (vgl. Kühn 1982: 705).

⁴ Damit im Zusammenhang steht der Umgang mit etymologischen Informationen, die ins Wörterbuch hereingebracht werden oder auf die man gänzlich verzichtet.

schatz⁵ eines Mundartgebietes aufgezeichnet, so spricht man von Dialektwörterbüchern. Eine klare Unterscheidung zwischen diesen beiden Wörterbuchtypen ist problematisch, da ein reines Idiotikon nur sehr schwer realisierbar ist bzw. in ein Dialektwörterbuch einmündet.

4. Dialektwörterbücher können auch danach unterschieden werden, ob sie *wissenschaftlich-* oder *praxisorientiert* sind. Erstere umfassen detaillierte grammatische und lexikalische Informationen (Angaben zu Lautung, Grammatik und Wortbildung, Markierungen, Bedeutungsangaben, Belegbeispiele, Redewendungen, Sprichwörter, Synonyme, Etymologie, Informationen zu Sach- und Volkskunde, Verweise auf andere Dialektwörterbücher) und sind für Sprachwissenschaftler, Volks- und Heimatkundler gedacht. Praxisorientierte Wörterbücher gelten als Verstehenshilfe und haben als Benutzerkategorie den mundartinteressierten Laien (vgl. Kühn 1982: 713, Stellmacher 1986: 40-42).

5. Was die *Makrostruktur*⁶ der Dialektwörterbücher angeht, so werden alphabetische und nichtalphabetische Wörterbücher unterschieden. Grund einer nichtalphabetischen Anordnung der Lemmata sind z. B. wortbildungsmorphologische Gruppierungen⁷ oder eine etymologisch-alphabetische Anordnung⁸.

2. Beschreibung deutscher Dialektwörterbücher Südosteuropas

Analysiert wurden folgende deutsche Dialektwörterbücher: das **Siebenbürgisch-sächsische Wörterbuch**, das **Nordsiebenbürgisch-sächsische Wörterbuch** und das **Wörterbuch der Gottscheer Mundart**. Das **Wörterbuch der deutschen Mundarten Südungarns** ist noch nicht fertiggestellt und kann dementsprechend nicht untersucht werden. Es wurde

⁵Aufgenommen wird üblicherweise der Alltagswortschatz, in manchen Wörterbüchern auch der Sonderwortschatz der ländlichen Handwerksprachen, wie auch Jugendsprache (s. **Senslerdeutsches Wörterbuch**), Personen-, Örtlichkeits- und Flurnamen. Historischer Wortschatz wird nur in manchen Dialektwörterbüchern herangezogen. Teilweise werden auch schriftliche Entlehnungen, fachsprachliche Ausdrücke, fremdsprachliche Interferenzen und gesunkenes Kulturgut aufgenommen.

⁶Die Makrostruktur betrifft die Anordnung der Lemmata in einem Wörterverzeichnis.

⁷Die Wortgruppen sind z. B. folgendermaßen gruppiert: Basiswort, Diminutiva, Komposita, Ableitungen.

⁸Siehe Schmeller, J. A. (1827 – 1837): **Bayerisches Wörterbuch**. Die Lemmata sind nach Stammsilben alphabetisch gruppiert. Für eine bessere Benutzung eines solchen Wörterbuchs ist ein streng alphabetisches Register notwendig.

1990 von Josef Schwing in Angriff genommen und soll als relationale Datenbank die deutschen Mundarten Südungarns – der sog. Schwäbischen Türkei – erfassen. Auf die Erarbeitung eines Wörterbuchs wurde verzichtet, da diese Mundartlandschaft sehr bunt ist: Es sind alle Mundarten Süd- und Westmitteleuropas vertreten. Die Verschiedenheit und Vielfalt dieser Dialekte⁹ machen es schwer, die Lexik mit all ihren Lautformen in einem alphabetischen Wörterbuch unterzubringen. Die Datenbank wird über 300.000 Datensätze enthalten und es ermöglichen, die Ortsmundarten oder bestimmte Teile davon zu suchen, sortieren oder sogar zu kartieren. Da ca. 3000 Stunden Aufnahmen miteingebunden werden, kann auch eine größere Anzahl von Wörtern mit Ton verknüpft werden. Eine Veröffentlichung im Internet ist zeitlich nicht voraussehbar¹⁰.

2.1. Zum Siebenbürgisch-sächsischen Wörterbuch (SSW)

In Siebenbürgen, Rumänien, ließen sich Anfang des 12. Jahrhunderts (etwa um das Jahr 1150) deutsche Siedler (Bauern und Kleinadlige) nieder, die vor allem aus dem Rheinland, aus Moselfranken, weniger aus anderen Teilen Deutschlands, aber auch aus den Gebieten der heutigen Staaten Luxemburg und Belgien stammten. Ende des 20. Jahrhunderts sank ihre Zahl drastisch – durch Auswanderung.

Dem **SSW** liegen mehrere Wortsammlungen des 19. Jahrhunderts zu Grunde (hier sei vor allem das von J. Wolff gesammelte Material erwähnt: 10000 Zettel)¹¹. Eine erste Konzeption für das Wörterbuch wurde 1905 ausgearbeitet, im Jahr 1908 erschien die erste Lieferung, 1924 der vollständige erste Band, 2006 Band 9 (R – Salarat) 1931, Neubearbeitung (Q – R) von M. Dengel, S. Haldenwang, U. Maurer, I. Huber, St. Sienerth – București: Editura Academiei Române; Köln/Weimar/Wien: Böhlau Verlag.

Die Materialgrundlage besteht aus ca. zwei Millionen Zetteln, die die in 243 Ortschaften in Nord- und Südsiebenbürgen gesprochenen siebenbürgisch-sächsischen Mundarten dokumentieren (die Mundarten der Landler und Durlacher werden nicht berücksichtigt). Das Material wurde aus Direktaufnahmen, Fragebogenauswertungen, Tonbandaufnahmen, Exzerpten aus Mundartliteratur, historischen Quellen (Mitte des 13.

⁹ Dieser Umstand ist auch dadurch bedingt, dass hier so gut wie kein Mundartausgleich stattgefunden hat und dementsprechend auch keine einheitliche Mundartlandschaft besteht.

¹⁰ Diese Informationen wurden mir von Josef Schwing per E-Mail zugesandt.

¹¹ Mehr dazu in: Schullerus, A. (1924): Vorwort zum ersten Band des **Siebenbürgisch-sächsischen Wörterbuchs**, Berlin, Leipzig: Walter de Gruyter & Co.

Jahrhunderts bis 1848), Wortschatzsammlungen und gedruckten dialektologischen Untersuchungen gewonnen. Aufgenommen werden der Alltagswortschatz aller bäuerlichen Bereiche, Entlehnungen aus dem Ungarischen und Rumänischen, Vornamen mit zahlreichen lautlichen Varianten und Orts-, Flur- und Flussnamen.

Die Bearbeitung des Wörterbuchs erfolgte durch Aufteilung einzelner Buchstaben auf einzelne Bearbeiter. Die ersten zwei Bände sind durch die Vielzahl von Informationen zu Volkskunde und Kulturgeschichte, durch weite Ausführungen zur Etymologie und durch die dürftige diatopische Markierung der lexikographischen Beispiele gekennzeichnet. Ab Band 3 beschloss man eine gestrafftere Darstellungsart, auf die hier eingegangen wird.

2.2. Das Nordsiebenbürgisch-sächsische Wörterbuch (NSSW)

Dieses Wörterbuch dokumentiert die mittelfränkischen Mundarten, die in 48 nordsiebenbürgischen Ortschaften im Nösnerland und dem Reener Ländchen gesprochen wurden/werden¹². Das Material wurde zwischen den Jahren 1910 und 1944 von Friedrich Krauß zusammengetragen und bis etwa 1970 durch die Befragung von Aussiedlern ergänzt¹³. 1975 begann Krauß mit der Abfassung des Manuskripts – seine Arbeit bildet die Grundlage für das Wörterbuch. Im Jahre 1986 kam es zur Veröffentlichung des ersten Bandes. Der fünfte und letzte Band erschien 2006.

Die Materialgrundlage besteht aus rund 850.000 Zetteln und erfasst Alltags- und Handwerkerwortschatz. Aufgenommen wurden auch Personen-, Familien-, Haus-, Flur-, Orts-, Tier- und Pflanzennamen, sowie auch Entlehnungen aus dem Ungarischen und Rumänischen.

2.3. Das Wörterbuch der Gottscheer Mundart (Gotts.)

Das Gebiet der ehemaligen Gottschee (ehemalige südbairische Sprachinsel, heutiger Name: Kočevje) erstreckte sich im südkrainischen Karst, südlich von Ljubljana/Laibach im heutigen Slowenien. Im 14. Jahrhundert wurden hier Kolonisten aus dem tirolisch-kärntnischen Raum angesiedelt. 1941

¹² Der Dialekt der Nordsiebenbürger ist eine vorwiegend mittelfränkische Mischmundart mit moselfränkischem Gepräge, ostmitteldeutschem Einfluss, sowie bairischen Elementen.

¹³ Das gesamte Material wurde 1967 vom Institut für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande der Universität Bonn erworben, blieb aber bis zum Tode von F. Krauß in seiner Verfügung.

wurden die Gottscheer in das Gebiet von Rann an der kroatischen Grenze umgesiedelt, gegen Kriegsende mussten sie aus diesem Raum flüchten.

Das Wörterbuch erschien in zwei Bänden: **Wörterbuch der Gottscheer Mundart**. Band 1 (A – K), 1973; Band 2 (L – Z), 1976. Bearbeitet wurde es von Walter Tschinkel, betreut von M. Hornung – Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.

Der größte Teil des Materials stammt aus Sammlungen (durch direkte Befragung) in der Zeit um die Jahrhundertwende und aus der Auswertung von Fragebogen, die in den 60er – 70er Jahren des 20. Jahrhunderts erhoben wurden.

2.4. Vergleichende Betrachtung der drei Dialektwörterbücher

2.4.1. Die Makrostruktur

Territorialwörterbücher können in Bezug auf die Makrostruktur recht unterschiedlich aufgebaut sein. Das **SSW** und **NSSW** sind Dialektwörterbücher mit strikt alphabetischer Anreihung der Lemmata. Dadurch sind sie benutzerfreundlich, der inhaltliche Zusammenhang zwischen den einzelnen Lemmata geht aber dabei verloren. Eine onomasiologische Vernetzung wird jedoch durch Verweise ermöglicht. Das **Gotts.** geht jedoch einen anderen Weg: Die alphabetische Anordnung der Lemmata wird durch das Zusammenfassen des anlautenden V und F und durch wortbildungsmorphologische Gruppierungen durchbrochen, d. h. dass Ableitungen als Strichartikel unter dem Simplex angeordnet sind. Der Grund für diese Anordnung ist die Tatsache, dass sich das Simplex und die dazugehörigen Ableitungen hinsichtlich der Wortbedeutung ergänzen.

2.4.2. Ansatz der Lemmata

Problematisch ist der Lemmaansatz in Dialektwörterbüchern dadurch, dass sehr oft ein Stichwort (Konstruktlemma) für lautlich divergierende Mundartformen angesetzt werden muss. Dadurch wird auch das Auffinden des gewünschten Mundartwortes unter abstrahiertem Lemma für den Benutzer erschwert.

Im **SSW** und im **NSSW** sind die Lemmata in schriftsprachlicher Form und fettgedruckt bei solchen Wörtern angesetzt, die auch standardsprachlich belegt sind, oder bei Entlehnungen, die in die deutsche Schrift- und Umgangssprache Siebenbürgens eingegangen sind: **Ohr(en)(ge)hänge** ‚Ohringe; Pflanzename: Fleißiges Lieschen‘ (**SSW** VIII 200). Typische Mundartwörter, zu denen keine vertretbare deutsche Form gebildet werden

kann, sind in ihrer mundartlichen Form angesetzt. Diese und Entlehnungen stehen zusätzlich im Kursivdruck, auch unter Anwendung von phonetischen Lautschriftzeichen: **Gifki** ‚kleiner Trog‘ (SSW III 242), **Puriš** Name eines Würfelspiels, aus dem Rumänischen entlehnt (NSSW IV 397). In zusammengesetzten schriftsprachlich-mundartlichen oder mundartlich-schriftsprachlichen Formen steht das Lemma, dem obigen entsprechend, in zwei Schriftschnitten (die mundartliche oder entlehnte Form steht in Fett- und Kursivschrift): **Ochsentsoporleute** ‚Besitzer, deren Ochsen je eine best. kleine Herde bildeten‘ (SSW VIII 183), **Pändelhusar** spöttisch ‚Schürzenjäger‘ (SSW VIII 237). Zusammensetzungen mit dem Lemma als Bestimmungswort erhalten einen eigenen Ansatz und mundartliche Lautvarianten werden als Verweislemmata angesetzt: **Päiszt**, **Päisztšar** s. Pfosten. Bei schriftsprachlichen Lemmata, die in der Mundart nicht vorkommen, wird dieses vermerkt und auf die entsprechende mundartliche Form verwiesen.

Das **Gotts.** setzt die Lemmata meistens in hochsprachlicher Form an. Nebenlemmata werden angeführt, wenn das mundartliche Wort in der Abstammung lautlich vom Schriftsprachlichen abweicht: **Gespinst**: **Gespunst** ‚Gesponnenes‘ (**Gotts.** I 226), **geschehen**: **geschën** (**Gotts.** I 223). Entlehnungen (vor allem aus dem Slowenischen) oder solche Mundartwörter, die keine schriftsprachliche Entsprechung haben, sind in ihrem Lemmaansatz der Schriftsprache angepasst, z. B. **Ggesse** ‚Tasche‘, aus dem Kroatischen entlehnt (**Gotts.** I 226). Als Lemma aufgenommene Ableitungen werden kursiv gedruckt.

2.4.3. Informationsklassen der Mikrostruktur¹⁴

2.4.3.1. Die grammatischen Angaben

Da in Dialektwörterbüchern im Gegensatz zu den standardsprachlichen Wörterbüchern das Voranstellen einer detaillierten Kurzgrammatik des jeweils dokumentierten Dialektraumes vor dem Wörterbuchteil kaum zu leisten ist¹⁵, können in den Wortartikeln der Dialektwörterbücher bezüglich einer Grammatik keine Referenzen geboten werden. Dies hat als Folge, dass die grammatischen Angaben innerhalb des Wortartikels entweder im Lautkopf oder in Form metasprachlicher Erklärung im semantischen Teil

¹⁴ Die zu einem Lemma gehörenden Informationstypen bilden die Mikrostruktur eines Wörterbuchs.

¹⁵ In der Regel gibt es keine Grammatiken, die die verschiedenen Dialektgebiete abdecken, als dass man eine Kurzgrammatik erarbeiten könnte.

angeführt und/oder aber an Hand von Beispielangaben illustriert werden. Dies ist auch für die drei analysierten Wörterbücher der Fall.

Nach dem Lemma stehen kurze Angaben zur Wortart. Dies geschieht bei Substantiven implizit durch die Genusangabe, beim Verb durch die Konjugationsart. Die Angaben zur Flexion sind im Allgemeinen knapp, sie werden vor allem im Lautkopf gebracht, und finden sich beim Substantiv (die Form des Nominativs Singular und Plural, gegebenenfalls das Diminutiv, im **Gotts.** auch die Form des Genitivs und Dativs Singular), beim Pronomen (üblicherweise alle belegten flektierten Formen, die beim Personalpronomen als separate Lemmata angeführt werden), beim Adjektiv (relativ selten; berücksichtigt wird die unregelmäßige Komparation) und beim Verb (die Angabe der Grundformen bei starken und unregelmäßigen Verben – das **Gotts.** bringt regelmäßig alle Perfektpartizipien, unabhängig von der Konjugationsform). Das **Gotts.** markiert – auch im Lautkopf – beim Substantiv den Genitiv Singular und beim Adjektiv den Komparativ mit der Ziffer 2, und mit der Ziffer 3 beim Substantiv den Dativ Singular und beim Adjektiv den Superlativ.

Zusammensetzungen und Ableitungen werden verschiedenartig behandelt. Sie werden im **SSW** und im **NSSW** in die Wortstrecke alphabetisch eingliedert. Zusammensetzungen mit dem Lemma als Grundwort werden hinter den Synonymverweisen im semantischen Teil des Artikels aufgelistet. In umfangreichen Wortartikeln, die mit Hilfe römischer Zahlen strukturiert sind, werden im **NSSW** die Zusammensetzungen (wie auch Verweise auf die Fachliteratur und fallweise etymologischen Angaben) unter **III.** eingliedert. Im **Gotts.** sind die Ableitungen als (Strich)lemmata unter dem Simplex als Basiswort eingeordnet und die Komposita, „um einen allzu großen Umfang des Buches zu vermeiden, nur kurz aufgezählt, ohne Rücksichtnahme auf eine alphabetische Reihung“ (Tschinkel in **Gotts.**, S. XXII).

2.4.3.2. Der Lautkopf

Im **SSW** und **NSSW** folgt er unmittelbar auf die grammatischen Angaben zum Stichwort. Die einzelnen Varianten (Vokalvarianten) werden mit ihren Verbreitungsorten oder -gebieten¹⁶ belegt. Stehen im **SSW** im Lautkopf mehr als drei Lautvarianten, wird dieser mit **I.** gekennzeichnet (der

¹⁶ Im **SSW** folgt auf das Lemma der Lautkopf mit Verbreitungsangabe: zuerst steht die Hermannstädter, nachher die Bistritzer (nösische) Lautform. Falls es für diese Orte keine Belege gibt, ist eine andere süd- bzw. nordsiebenbürgische Ortschaft genannt.

semantische Teil mit **II.**). Auf grammatische Angaben und Angaben zu Lautvarianten bei Komposita wird verzichtet, da diesbezüglich beim Grundwort nachgeschlagen werden kann. Längere Artikel im **NSSW** werden auch mit Hilfe römischer Zahlen strukturiert: Unter **I.** steht der Lautkopf, unter **II.** der semantische Teil und unter **III.** die Zusammensetzungen, die Verweise auf Fachliteratur und fallweise etymologische Angaben.

Im **Gottsch.** wird der Lautkopf hinter den etymologischen Angaben, vor dem Darstellungsteil angeführt. Lautliche Varianten werden mit Verbreitungsangaben, u. zw. Angaben zur Sprachlandschaft versehen.

Obzwar das API¹⁷-Transkriptionssystem schon seit Anfang des 20. Jahrhunderts besteht, verwenden die meisten Dialektwörterbücher für die schriftliche Wiedergabe von Lautvarianten traditionsgemäß die Notation der **Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten**, die um 1900 von Ph. Lenz konzipiert worden war, 1924/25 von H. Teuchert korrigiert wurde und unter dem Namen Teuthonista bekannt ist. Dieses Transkriptionssystem wurde in der Dialektologie wegen seiner Einfachheit viel verwendet, obwohl es Mängel aufweist, wie z. B. die Ungenauigkeit der beschriebenen Laute oder das Auslassen mancher Teile des Artikulationsraumes. Alle drei untersuchten Wörterbücher verwenden eine am Teuthonista-Transkriptionssystem orientierte Lautschrift.

2.4.3.3. Der semantische Teil. Bedeutungsangaben, Beispielbelege, Sach- und Volkskundliches

Üblicherweise folgen auf die Bedeutungsangaben Beispielbelege, die eine wichtige Rolle dadurch haben, dass sie den semantischen, morphologischen und syntaktischen Gebrauch des Lemmas illustrieren und dokumentieren. Andererseits zeigen sie auch, weshalb eine bestimmte Bedeutungsangabe in der einen oder anderen Weise formuliert wurde. Als Beispiele können angeführt sein: freie Fügungen, Sätze und, üblicherweise durch ein Gliederungssignal abgehoben, Redensarten, Sprichwörter, Kinderreime, Bauernregeln usw. In der Regel werden sie in einer der standardsprachlichen Schreibschrift nahen Form dargeboten.

Im **SSW** und **NSSW** wird der semantische Teil mit **II.** eingeleitet, wenn der Lautkopf mit **I.** gekennzeichnet wird. Die hierarchische Aufgliederung der Bedeutungsangaben kann z. B. im **SSW** bis zu vier Ebenen erreichen. Einzelbedeutungen werden durch Beispiele (im **SSW** in chronologischer

¹⁷ API = Association Phonétique Internationale.

Reihenfolge¹⁸) mit Belegort angeführt. Bei schwer verständlichen Mundartwörtern stehen die Übersetzungen zwischen Schrägstrichen. Das **Gottsch.** führt die Bedeutungsangaben direkt hinter der Wortartangabe an, die lexikographischen Beispiele jedoch stehen nicht zu den einzelnen entsprechenden Bedeutungen, sondern in einem eigenen Absatz hinter dem Lautkopf. Da in den Wortartikeln keine Strukturanzeiger verwendet werden und die einzelnen Informationsklassen nicht klar voneinander abgehoben sind, sind die lexikographischen Beispiele schwerer auffindbar.

In keinem der drei Wörterbücher werden Redensarten, Sprichwörter, Vergleiche usw. markiert.

2.4.3.4. Onomasiologische Vernetzung

Durch eine alphabetische Makrostruktur werden inhaltliche Zusammenhänge zwischen den einzelnen Lemmata verdeckt, doch kann dem mit onomasiologischer Vernetzung abgeholfen werden. Verweise auf Synonyme¹⁹ finden sich in Dialektwörterbüchern entweder nach der jeweiligen Bedeutungsangabe, wobei diese klar von der Bedeutungsangabe abgehoben sind, oder am Ende des Wortartikels in eigener Position, wenn das/die (partielle(n)) Synonym(e) für alle Bedeutungen des Lemmas gilt/gelten.

In allen drei Wörterbüchern werden alle Synonyme unter einem einzigen Lemma (Zentralartikel) in einer sogenannten Synonymenzentrale²⁰ erfasst (im **Gottsch.** sind jedoch nicht alle angegebenen Synonyme auch lemmatisiert). Unter den sinnverwandten Stichwörtern wird auf die Synonymenzentrale verwiesen und umgekehrt. Die Synonymenliste wird meistens unter der häufigsten mundartlichen Bezeichnung angeführt, die im Wortfeld den allgemeinsten Inhalt und auch Nähe zur Schriftsprache hat. Da im **SSW** in den früheren Bänden nicht immer alle synonymen Wörter gebracht werden konnten (aus Mangel an Übersicht), gibt es hier auch Doppelzentralen, d. h., dass von einem Synonym auf zwei Zentralen verwiesen wird: **Mohrigengel** ‚Kinderschreck‘: Syn. s. unter Baubau u. unter Tutdirnichts (**SSW** VII 243).

¹⁸ Belege aus alten siebenbürgischen Quellen werden gesperrt geschrieben, Mundartbelege des 18. Jahrhunderts sowohl kursiv als auch in Anführungsstriche gesetzt. Mundartbelege des 19. Jahrhunderts werden in der Lautschrift des Wörterbuchs gebracht.

¹⁹ Synonyme sind von Heteronymen nicht immer leicht zu unterscheiden. Eine verbreitete Praxis der Dialektlexikographie ist das Zusammenfassen von Synonymen und Heteronymen.

²⁰ Auch noch: Synonymennest, Sammelstelle, Synonymensammlung.

2.4.3.5. Etymologische Angaben

In Dialektwörterbüchern sind auch Informationen zur Herkunft eines Mundartwortes, zu seinem Alter oder aber auch Angaben von Formen früherer Sprachstadien zu finden. Diese Informationen sind in größerem Maße für den Wissenschaftler gedacht, doch auch für den sehr an Etymologie interessierten Laien.

Dialektwörterbücher gehen mit etymologischen Informationen unterschiedlich um. In manchen Dialektwörterbüchern ist die Makrostruktur schon ein erster Verweis auf die Etymologie eines Wortes, so z. B. im **Schweizerischen Idiotikon** oder im **Elsässischen Wörterbuch**, in denen die Lemmata nach lauthistorisch-etymologischem Prinzip angeordnet werden. Es überwiegen aber diejenigen Wörterbücher, die nur gelegentlich und kurze etymologische Aussagen machen: Angaben zur mittelhochdeutschen Form, Zitieren der einschlägigen Wörterbücher oder Anführen der Herkunft des Lehnwortes. Nähere Angaben zur Etymologie oder zur Wortgeschichte stehen meistens in letzter Artikelposition, so wie im **SSW** und **NSSW**. Das **Gottsch.** bringt diese Informationen hinter den Bedeutungsangaben, vor dem Lautkopf. Die etymologischen Informationen für typische Mundartwörter und Lehnwörter sind in allen drei Wörterbüchern ausreichend.

2.4.3.6. Verweise auf dialektale Nachbarwörterbücher und auf Spezialliteratur

Üblicherweise wird in Dialektwörterbüchern am Ende jedes Wortartikels auf vergleichbare Wortartikel in Nachbarwörterbüchern, auf Sprachatlanten und auf weiterführende Spezialliteratur verwiesen.

Wenn die behandelten Wörter der Schriftsprache fehlen, wird im **SSW** und **NSSW** – seltener – auf Dialektwörterbücher des deutschen Sprachraums und auf das Grimm'sche **Deutsche Wörterbuch** verwiesen; und im **SSW** wird auf das **NSSW** und umgekehrt verwiesen, vor allem bei Entlehnungen. Im **Gottsch.** wird vor allem – aber auch selten – auf den **Duden** Bezug genommen, auf Spezialliteratur, auf M. Lexers **Kärntnisches Wörterbuch** und J. Schatz' **Wörterbuch der Tiroler Mundarten**, jedoch nicht am Ende des Wortartikels, sondern vor dem Lautkopf.

2.4.3.7. Ikonographische Informationen²¹

Die Funktion dieser Informationen besteht darin, zusammen mit der Bedeutungserläuterung und dem restlichen Wörterbuchartikel dem Benutzer ein unbekanntes Lemma zu erläutern (vgl. Hupka 1989: 235-236, Zgusta 1971: 256-257). In Dialektwörterbüchern werden vor allem Wörterbuchkarten und Abbildungen oder Skizzen zur Illustration von Sachgegenständen eingesetzt. Wörterbuchkarten enthalten dieselben Informationen, die auch im Wörterbuchtext vorhanden sind. Ihre Funktion besteht darin, die schon im Wörterbuchartikel enthaltenen areal dokumentierten Informationen zusammenzufassen, zu ergänzen und zu klären (z. B. Aspekte der Polysemie, der Homonymie, der Synonymie, des Lautstandes oder -wandels usw.). Bilder liefern unmittelbare Informationen, die sprachlich nicht präzise gegeben werden können. Sie sind leicht zu verstehen, weil der Abstraktionsgrad der Kodierung geringer ist.

Keines der drei untersuchten Wörterbücher enthält Karten. Nur das **Gottsch.** bringt zahlreiche Abbildungen, um Sachgegenstände zu veranschaulichen.

Literatur

Baur, Gerhard W. (1986): *Quellen und Corpora. Zur Materialbasis deutscher Dialektwörterbücher*. In: Friebertshäuser, Hans (Hrsg.): **Lexikographie der Dialekte. Beiträge zu Geschichte, Theorie und Praxis**, Tübingen: Max Niemeyer Verlag, 75-91.

Hupka, Werner (1989): **Wort und Bild: die Illustrationen in Wörterbüchern und Enzyklopädien**, Tübingen: Max Niemeyer Verlag (Lexicographica, Series Maior 22).

Kühn, Peter (1982): *Typen lexikographischer Ergebnisdarstellung*. In: Besch, Werner/ Knoop, Ulrich/ Putschke, Wolfgang/ Wiegand, Herbert Ernst (Hrsg.): **Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. Erster Halbband. Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 1.1**, Berlin, New York: Walter de Gruyter, 702-723.

Nordsiebenbürgisch-sächsisches Wörterbuch, Band I (A – C), von Fr. Krauß, bearb. von G. Richter, Köln, Weimar, Wien: Böhlau Verlag, 1986; Band II (D – G), von G. Richter, aufgrund der nachgelassenen

²¹ Zu den ikonographischen Informationen gehören Zeichnungen, Fotos, Diagramme, Karten, Schemata, Baumgraphen usw.

- Sammlungen von Fr. Krauß, Köln, Weimar, Wien: Böhlau Verlag, 1990; Band III (*H – M*), von G. Richter, unter Mitarbeit von H. Feßler, aufgrund der nachgelassenen Sammlungen von F. Krauß, Köln, Weimar, Wien: Böhlau Verlag, 1993; Band IV (*N – Sch*) von G. Richter, unter Mitarbeit von H. Feßler, aufgrund der nachgelassenen Sammlungen von Fr. Krauß, Köln, Weimar, Wien: Böhlau Verlag, 1995; Band V (*Se – Z*), von G. Richter u. H. Feßler, unter Mitarbeit von Ursula Galterer aufgrund der nachgelassenen Sammlungen von Fr. Krauß, Köln, Weimar, Wien: Böhlau Verlag, 2006.
- Schlaefer, Michael (2002): **Lexikologie und Lexikographie. Eine Einführung am Beispiel deutscher Wörterbücher**, Berlin: Erich Schmidt Verlag (Grundlagen der Germanistik 40).
- Schmeller, J. A. (1827-1837): **Bayerisches Wörterbuch**, 2 Bde. in 4 Teilen. Sonderausgabe, Nachdruck der von G. Karl Fromann bearb. 2. Ausgabe, München: Oldenbourg Verlag, 1985.
- Schmutz, Christian/ Haas, Walter (1999/ 2000): **Senslerdeutsches Wörterbuch. Mundartwörterbuch des Sensebezirks im Kanton Freiburg mit Einschluss der Stadt Freiburg und der Pfarrei Gurmels**, unter Mithilfe von I. Hove Seewer u. B. Bättig, Freiburg Schweiz: Paulusverlag (Deutschfreiburger Beiträge zur Heimatkunde 65).
- Schweizerisches Idiotikon. Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache**, gesammelt auf Veranstaltung der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich unter Beihilfe aus allen Kreisen des Schweizervolkes. Hrsg. mit Unterstützung des Bundes und der Kantone. Begonnen von Friedrich Staub u. Ludwig Tobler u. fortgesetzt unter der Leitung von Albert Bachmann, Otto Gröger, Hans Wanner, Peter Dalcher, Rudolf Trüb, Peter Ott. Bearb. von Peter Dalcher, Rudolf Trüb, Peter Ott, Thomas A. Hammer, Ruth Jörg, Niklaus Bigler, Hans-Peter Schifferle, Beat Dittli, Andreas Burri, Christoph Landolt. Band 1-15; Band 16, Hefte 203-214. Erscheint ab Band 15 in Lieferungen, Frauenfeld: Verlag Huber, 1881 ff.
- Siebenbürgisch-sächsisches Wörterbuch**, Hrsg. vom Ausschuss des Vereins für Siebenbürgische Landeskunde. Band 1 (*A – C*) bearb. von A. Schullerus, Berlin, Leipzig: Walter de Gruyter & Co., 1924; Band 2 (*D – F*) bearb. von G. Keintzel, A. Schullerus, F. Hofstädter, Berlin, Leipzig: Walter de Gruyter & Co., (1926); Band 5 [*R – Salarist: alte Zählung*] bearb. von Johann Roth, Gustav Göckler, Berlin, Leipzig: Walter de Gruyter & Co., 1929-1931. Band 3 (*G*) bearb. von B.

- Capesius, A. Biesselt-Müller, A. Pancratz, G. Richter, A. Thudt, Berlin: Walter de Gruyter & Co.; Bukarest: Akademie Verlag, 1971; Band 4 (*H – J*) bearb. von R. Braun-Santa, B. Capesius, A. Pancratz, G. Richter, A. Thudt, Berlin: Walter de Gruyter & Co.; București: Editura Academiei, 1972; Band 5 (*K*) bearb. von R. Braun-Santa, S. Haldenwang, G. Richter, A. Thudt, Berlin: Walter de Gruyter & Co.; București: Editura Academiei, 1975; Band 6 (*L*) bearb. von S. Haldenwang, G. Richter, A. Thudt, București: Editura Academiei Române; Köln, Weimar, Wien: Böhlau Verlag, 1993; Band 7 (*M*) bearb. von S. Haldenwang, U. Maurer, A. Thudt, unter Mitarbeit von M. Dengel und I. Huber, București: Editura Academiei Române; Köln, Weimar, Wien: Böhlau Verlag, 1998; Band 8 (*N – P*) bearb. von S. Haldenwang, U. Maurer, St. Sienerth, A. Thudt, unter Mitarbeit von M. Dengel, București: Editura Academiei Române; Köln, Weimar, Wien: Böhlau Verlag, 2002; Band 9 (*Q – R*) Neubearb. des Bandes (*R – Salarist*) von Malwine Dengel, Sigrid Haldenwang, Isolde Huber, U. Maurer, Stefan Sienerth, București: Editura Academiei Române; Köln, Weimar, Wien: Böhlau Verlag, 2006.
- Stellmacher, Dieter (1986): *Der Benutzer des Dialektwörterbuchs. Gibt es eine Antwort auf die ungeklärte Frage der Wörterbuchforschung (Metalexikographie)?* In: Friebertshäuser, Hans (Hrsg.): **Lexikographie der Dialekte. Beiträge zu Geschichte, Theorie und Praxis**, Tübingen: Max Niemeyer Verlag, 35-45.
- Wörterbuch der elsässischen Mundarten**, Erster Band: *A. E. I. O. U. F. V. G. H. J. K. L. M. N.*, 1899; Zweiter Band *B. P. Q. R. S. D. T. W. Z.*, 1904 – 1907, bearb. von E. Martin u. H. Lienhart, im Auftrage der Landesverwaltung von Elsass-Lothringen, Straßburg: Verlag von Karl J. Trübner. Photomechanischer Nachdruck: Berlin, New York: Walter de Gruyter, 1974.
- Wörterbuch der Gottscheer Mundart**, Band 1 (*A – K*), 1973; Band 2 (*L – Z*), 1976, bearb. von Walter Tschinkel, betreut von M. Hornung, Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.
- Zgusta, Ladislav (1971): **Manual of Lexicography**, Prague: Academia Publishing House of the Czechoslovak Academy of Sciences (Janua Linguarum, Series Maior 39).

griusz prozstalau (1987 Dur); im Vgl. *net bānom* (benimm) *diχ wa ə prozstalau!* (Zied), Syn. s. unter Tölpel u. unter *Tsaiku* (2); ungehobelter Mensch (KISCH, ebda), Syn. s. unter Flegel. Vgl. *Prozstalō* (NSSWB 4, 381).

- < rum. *prostälă* u. Dummkopf.

Prosztämbär (-/-) m. Spottname für dumme Person: *di lauyk prozstämbär* (um 1900 Rs). Syn. s. unter *Tsaiku* (2).

- Zstzg v. rum. *prost* 'dumm' u. ung. *ember* 'Mensch'.

Prosztān (-/-) Dummkopf, Tölpel (o.O., SSWB 2, 291, 508). Syn. s. unter Tölpel u. unter *Tsaiku* (2).

- < rum. *prostan* glbed.

Prozstalau s. *Prozstalō*.

Prozst(i)χ *prozst(i)χ* (-/-) (H) Adj., B ebenso; -*oszt(i)χ* (allg. verbr.), *prūaszt* (Jaad, FRÜHM, K.N. 45). 1. Dumm, einfältig (Hah, Tra, Ur): *əd asz prozst(i)χ* (um 1960 Bre); *niet ried əsi prozst(i)χ* (1961 Ggdf; o.O., SSWB 5 A.F. 97; auch Kbl. 26, 42); *əd əsz wā won tə prozst(i)χ wēršt* (Gr-Schenk u. Umgeb., ebda); *doi /der/ əsz štark prozst(i)χ* (um 198 Dur); *əsi ən prozstijən maintšən wai dex gid ət net!* (1987 ebda); i.d. Schelte *prozstijər hant'* (Hund) (1958 Ret), Syn. affig, albern, blöde, dumm, einfältig, hengstig, *kāpiχ* (2), *mutiχ* (1a), neunhüpt(er)ig (2), *nəttig(i)χ* (3), *pəlit*, *talkiχ*, *təkutiχ*; auch subst. i.d. Wdg. *ət trēfə siχ tswe prozstijən s.m.*, wenn zwei Menschen zufällig dass. sagen (Rs), Syn. s. unter *Tsaiku* (2). 2. Grob, derb **a**) v. Menschen: ungeschlacht, bäurisch ungesittet (SCHULLER, Hs. 260; KRAMER 105; HALTRICH, Plan 144); *dad əs ən prozst(i)χ ker!* (um 1940 Schbg, ähnl. FRÜHM, ebda); *nət sɔf əsu prozst(i)χ!* (ders., ebda); *a əsz prozst(i)χ*, *a kə naszt heš kuisə /sprechen/ mad enəm* (1966 Zep); *ə prozst(i)χ bənt!* (KRAUSS, Tre Wb. 116); *djetet /< rum. mal. de tot ganz u. gar/ prozst(i)χ gəsāt* derb (ebda 200). **b**) v. Dingen: *ə huət prozst(i)χ (štākər) faiszt* grobe Hände (o.O., SSWB 2, 324); *əm huət gəbən* (gebunden) *de prozst(i)χ tsekər /aus Binsen geflochtene Körbel, duər hed əm dakərən ruir fərbrauxt* i.d. Korbflechtere (1962 Tatsch). Syn. grob (1). 3. Häßlich: *dəd əsz nād a prūaszt mäntš* (Jaad, FRÜHM, ebda). Syn. hässig (1), häßlich.

- < rum. *prost* 'dumm, einfältig, gemein'.

Prozstīā (-/-) f. Dummheit: *wot həuszt tə qf-gəštaolt fiur ən prozstīā?* (1974 Mort). Syn. Dummheit.

- Rum. *prostie* glbed.

proztin schw. verdummen, dumm machen: *wi huət dij əsi prozstī?* auf so dumme Gedanken gebracht (Gr-Schenk u. Umgeb., Kbl. 26, 42); *ə huət mər əsefəlt gəsāt, ə huət miχ gānts prozstī* (ebda).

- < rum. *a prosti* glbed.

Prōt s. Prud(eis).

protχəln, **protχəsən** s. pratchesen.

Protχəsər s. Pratcheser.

Protestant *protesztant* m. scherzh. Beipfosten, zur Stütze eines Pfostens dienende Spreize: *əm dēd ən wāfəl protesztantən, qnt dər blənjχ hält noχ ə jōr* (Tkdf, SSWB 1, 483).

protestieren schw. Einspruch erheben: „also habe ich für den Ersam Weis Herren ... protestirt“ (1565 H, B.M.); „A. protestieren undt begehren solches“ (1700, V.A. 39, 741).

Protestiergeld n. wohl Gebühr, die bezahlt wurde, wenn bei einem Rechtsstreit Einspruch erhoben wurde: „Mitthin gebe /ich/ Protestiergeld 12 den.“ Zunftbuch (1725 H). - Fehl! DWB.

prōtiχ, **prōtiχ** s. prattig.

prōtlən, **prōtn**, **prōtn** s. pratten.

Protokoll *protokol* n. (H), B ebenso, a.d. Schriftspr. 1. Das bei einer Verhandlung, einem Verhör wortgetreu Niedergeschriebene: *ə protokol qfnī* (aufnehmen), *dət protokol fərlēsən* (1965 B). 2. Zunftbuch für alle Eintragungen, welche die Zunft betrafen: „laut ihrer Zechen-Register, Büchern und Prothocolen“ Kürschner- u. Binderzunft (1666 Schbg); *ə /Lehrjunge/ wuəd ənt protokol āngadrō, dət ə frāigəšpōxj wōr* im Tischlerhandwerk u. allg. (KRAUSS, Hwspr. 693). Syn. Zechenbuch. 3. Übertr. **a**) Schwätzer(in): *dād əsz jo oχ əsu ə ālt protokol* (1956 B, auch BERTLEFF, Hs.); *āldət protokol!* (ebda, BERTLEFF, ebda), Syn. s. unter Bratschel u. unter Waschmaul.; scherzh. v. vielsprechenden, kleinen Kindern (ebda). **b**) Ü.N.: *Protokol (-/-)* 'da der so Genannte das Wort Protokoll so aussprach' (HALTRICH, Plan 56). Zstzg Stadt-.

Proup s. Probe.

Proventibus s. Präbende.

Proviant *prowiant* m. (H), B ebenso, a.d. Schriftspr., wie nhd.: „denn man ihm allerlei Notdurft, Proviant, Korn, Mehl, Pulver ... mußte schaffen“ (1610, Qu. Kr 4, 16); *wā dər Tširipik /P.N./ ān də štuf trət unt dən eiszsak /Quersack/ māt dəm prowiant ərəbrōxt* (Tschir. 59). Vgl. *Merinde* (1).

Proviantbäckerei *prowiantbäikəroi* f. viell.

(Wl) Nimmerleinstag: *dər p. asz dər dāx, diar kāmōl kit* (Wl); *af dn p. wirt ə /der säumige Schuldner/ bōtsualn!* (ebda). Syn. *Bugəltag, Gugeltag, Nimmer(mehrs)tag*.

– Et. des Bw.s ungeklärt; falls es wörtlich 'Wiedehopftag' sein sollte, ist anekdotische Herkunft anzunehmen.

pur Adj., a. d. Schriftspr. *pūr* (B, Krew, Mttdf, Pi, Wall, Wk), *piur* (Walt), *puir* (Wl), *pür* (Birk).
1. Wie nhd.: *wān dət brutt ausz pūram körnmēōl äsz ...* (Pi); *ət asz p. rislingkwōi* (Wl); *p. äsz, wqtə klōr äsz, wqtə nāt äsz gōmāst* (Walt). Syn. s. unter rein 1. 2. Nur, bloß; *p. ent /bloß ein Mädchen/ äsz ə Risiχi* heißt so (Wk); *əiχ kēn* [von allen Sternbildern] *p. dət simgōstīrn* (Wl); Syn. s. unter nur 1. 3. Völlig, ganz: *sə äsz p. əlē* allein (Krew, auch Wall, Wl); *p. amsqntst het ə gōddäent* er spielte die Orgel ohne jedes Entgelt (Wl). Syn. s. unter völlig. In den Bedn 2 u. 3 wohl an bar 2 angelehnt, s. d. Vgl. KISCH, W.W. 81; Lxbg.Jb. 1930, 51; KRAUSS, Hwspr. 742.

Purdē (-) m. (B, Boo, Min, Reen, Zep), -di (B a. d., Lechn, Nd-Wall, SGg, Tkdf, Wl, Zep a. d.). 1. Nacktes bzw. zerlumptes Zigeunerkind (B, Nd-Wall, Reen, SGg, Wl). 2. Übertr. a) Kosewort für Kinder (Zep); auch *klinər purdərli* (B). b) kleiner, dicker Mensch (B, auch Zep). Syn. s. unter *Sākoš*. c) Name eines Mitspielers bei einem Ballspiel, auch dieses selbst: *dau baszt p., mār špiln p.* (Min). 3. Pferdenamen (Boo, Lechn). Zstzgn Nacki-, Zigeuner-. Vgl. KRAMER, Id. 91; KEINTZEL, Id. 61; KISCH, W.W. 119; Hihnemuerk 3. Jg. 9, 6; Tkdf Hmb. 320.

– Et. < ung. *purdē* als Adj. nackt, als Subst. u. a. Zigeunerkind (Szótár 3, 312f.).

purdiχ Adj. unbekleidet, nackt (Reen). Syn. s. unter *tšōriχ*.

– Et. zum Vorigen.

Purdinacki m. *purdinaki* Nackedei (B). Vgl. KEINTZEL, Id. 69.

purdü (-) Interj. etwa puff! den Schall von Schüssen wiedergebend (KEINTZEL, Id. 69).

Püre m. (!), a. d. Schriftspr. *pirē* Kartoffelbrei: *iχ hqt əsu ān gād n p. gōmqx!* (B).

Purets (-) m. eigl. Judenkind (B, Reen); doch auch sonst Kosewort für Kinder (Krew).

Purgamuthir s. Bergamottbirne.

purī Interj. *p., p., p.!* Lockruf für Kaninchen (Wl); subst. Kosewort für kleine Kinder *klinər p.* (Win).

– Et. KRAUSS, hsl., vermutet < 2. Silbe von rum. *iepur(e)* Hase.

Puriš (-) Pl. im Namen eines Wurfspiels mit zwei Stöcken: *də kändər špiln p. pōdutχ* (Mö); hierher auch *Puritse* ÜN für FN Wolf (Eid).

– Et. < rum. *purici* Flöhe (bzw. *purice* Floh), *pōdutχ* < rum. *pāduchi* Läuse, das Spiel heißt wohl auch rum. so.

Purkōrēts (-) FIN f. *än dər P.* (B); auch *an dər Purkōrētsə* (Moritzdf); dazu *Purkōrētsəbräk* f., -*gruam* m. (O-Neudf).

– Et. < rum. *Purcāreață*, wohl ebenfalls FIN, doch auch als FN üblich; könnte auch auf ein rum. mal. **porcāreață* Stelle, wo die Schweineherde weidet, zurückgehen; vgl. rum. *porcar* Schweinehirt (TIKTIN 3, 1214).

Purkulān (-) m., Pl. wie Sg. der Fisch Gründling, *Gobio fluviatilis*: *dər p. äsz ə klī fāš, wē ə fāngər gruisz, ə huēt šupm ux grunə* (Reen, auch O-Ei). Syn. s. unter Schweinsfisch. Vgl. KRAUSS, Fischn. 98, 99.

– Et. viell. über das Ung. (Akzent!) aus einem bei TIKTIN nicht belegten rum. Fischnamen, der jedenfalls auf porc (mal. auch *purc*) Schwein zurückgeht.

Purkulitā (-) m., Pl. wie Sg. Gründling, *Gobio fluviatilis* (Reen). Syn. s. unter Schweinsfisch. Vgl. KRAUSS, Fischn. 98, 99; Reen Hmb. 174.

– Et. < rum. *porculeț* Schweinchen; der Akzent deutet auf Vermittlung durch das Ung. hin.

Purlaujə (-) FIN f. Viehweide (Walt). Vgl. Walt Hmb. 30.

– Et. zu rum. Vb *a pīrli* sengen, also etwa 'durch Sengen gerodetes Land'.

Purnātik s. Benedikt.

Purne ÜN für FN Schlecht (Pdf).

– Et. ungeklärt.

pur On. *pur* über knatterndes Geräusch: *p.!* *wōrn də fegōl tsəm fīnstār äuszngəflogng* (Schbk, auch Wl); *p., p. ān't štālχi* (Ställchen)! hier wohl ähnl. wie etwa *husch, husch* (Krew); in diesem Sinn auch *tšur, p., ət wār widər gaur* die Frau, die heftig gescholten hatte, war danach gleich wieder freundlich (Wl).

purren schw. *pur*n (B, Reen, Tre), -a- (Lu, Nd-Ei, Wl). 1. Schmallen, brummig sein: *ə huēt ən tχxtəl /Ohrfeigel/ bōku, na purt ə* (Reen). Syn. s. unter trotzen. 2. Refl. zanken, streiten: *nami part iχ* (euch) *əsufo!* (Wl, auch Lu, Nd-Ei); auch balgen, von Tieren [auf der Weide] *am gōbiriχ partn siχ də öszn* (Wl); *sə /zwei Greifvögel/ fēngə siχ u tsə p., qnt dər huasə gēng!* der Hase entkam (ebda). Syn. s. unter streiten. Vgl. KRAMER, Id. 105; KEINTZEL, Lautl. 160; Hihnemuerk 4. Jg. 11, 14; KRAUSS, Tre Wb. 751; Reen Hmb. 174; DWB 7, 2277.

purrig Adj., Adv. *purriχ* (B, Ky, Mö, Tsch, Win, Zep) mürrisch, brummig, aufsässig: *ət /das Kind/ äsz p., əm dər f nāt p. sai!* (Win); *dəneu huat*

richten

Schw. Vb., 1. etw. Rechtes mit einer Sache anfangen, 2. etw. in Ordnung bringen, 3. Korn reinigen; mhd., ahd. *rihten*: eine Abl. zu → *recht*; —

rixtn, 2. Part. *grixtot*, *grixtn*: 1. *Mit'n poanstroab ist et vil tsə rixtn* US (mit dem Bohnenstroh ist nicht viel anzufangen). 2. *'s assn rixtn* US (das Essen zubereiten). 3. *Dos gəbōntainə khoarn hōbər grixtn* HI (das geworfelte Korn haben wir gereinigt: mit dem → *Richtsieblein*). Syn.: → *fewen*;

pə~, berichten = die Sterbesakramente spenden: *Lai dain dai liəbə hont zai sən tsə toadə pərixtn* VI. (nur deiner Geliebten hat man schon die Sterbesakramente gespendet). Syn.: → *versehen*; — *pərixtn*, berichtigen, *vər~*, verrichten; *vərrixtünge*, Fem., Verrichtung = eine kirchliche Segnung am Friedhof; ein kirchliches Amt in einer Filialkirche; *uən~*, anrichten = ansetzen, reparieren: *Atte rixtot də hokkə uən* US (der Vater setzt die Hacke an). — *ū~*, abrichten = 1. zugrunde richten: *Dū hošt mi mit mort ünt pront ügrixtot* US (du hast mich mit „Mord und Brand“ zugrunde gerichtet). 2. anlernen: *də hüntə vər də joxt ūrixtn* W (die Hunde für die Jagd abrichten).

ūrixta, Fem., Schaden (z. B. ein schlechter Ertrag auf dem Feld); *ūrixtüngə*, *-ōngə* HI, *-ingə* (altert.), gleichbed.;

aüs~, ausrichten = 1. etw. mitteilen: *a grūəs aüsriztn* US (einen Gruß ausrichten). 2. jmd. verleumden: *lais aüsriztn* US (Leute schlecht machen). 3. etw. erreichen: *Är hot niš aüsgrixtot* US (er hat nichts erreicht). — *aüf~*, aufrichten = 1. sich in die Höhe richten, 2. sich bessern: *'s battər bərt zī aüfrixtn* US (das Wetter wird sich bessern).

Kompos.: *rixtzible*, *Richtsieblein*; Syn.: → *Fürsleblein*;

rixta, Fem., Gericht (beim Essen): *Af Minaiš dər hoaxtsait hont zai vėmf rixtn gəhot* HI (bei Marias Hochzeit haben sie fünf Gänge gehabt). *rixtle*, Dem., Richtlein = Portion: *a rixtle earippflə tsə nozmol* W (eine Portion Erdäpfel zum Nachtmahl); Syn.: → *Kochedlein*;

rixtar, 2. *Rixtarš*, HN., (Richters Haus), Richter; 1406: „Wer sein waltrecht verkaufen will, soll das vor unserm Richter thuen;“ aus der Waldordnung; „Richter“ ist hier Vertreter des Grundherrn, Grundbuchsführer und

Abgabeneinnehmer, s. WIDMER UrkdI. Beitr., S. 29.

richtig

Adv., recht gemacht; mhd. *rihtec*, ahd. *rihtig*: eine Abl. zu → *recht*; — *rixtikh*, Ol, US, W, *rištikh* (-xt- zu -št-: vgl. → *gerichts*): *Dos ist rištikh buər* HI (das ist richtig wahr). — *rištikh šraibm* W (richtig schreiben); — *Pai dan haüzə is et gonts rištikh* HI (bei diesem Haus ist es nicht ganz richtig: geheuer).

Ridel

Mask., 1. Tragring, 2. Kittelwulst, 3. etw. Zusammengerolltes: zu mhd. *riden* „winden, drehen“, ahd. *ridan*, → *riden* (wurzelverw.: → *raideln*); — Les. *ridl*, *rigl* „etwas Zusammengedrehtes, Wulst: bes. unter einer auf dem Kopf zu tragenden Last“, s. LEXER Kā. Wb.; —

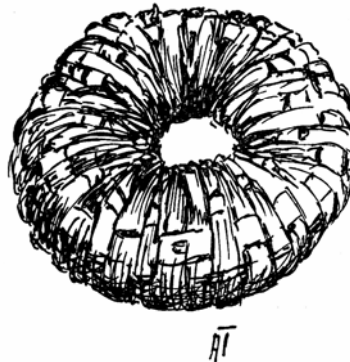


Abb. 63. Ridel: ein Tragring; nach einem Exponat im Heimatmuseum Spittal/Drau

ridl Ol, W, *rigl* (-dl zu -gl: wohl auch unter dem Einfluß von spätmhd. *rigel* „um den Kopf gewundenes Tuch“), 3. *mit'n rigl(a)*, Pl. *rigls*: *Dər rigl ist a kökkar gəbən; dan hot ammo mit hūbərūmail biə a pōntsə uəngvillət, tsənon-dərgvlikkət, ottar nōx mit šəan panlāin pəbikkhl* M (der „Ridel“ ist ein Stoffring gewesen; den hat die Mutter wie einen Darm mit Haferspreu gefüllt, zusammengenäht; dann noch mit schönen Bändern umwickelt:

Mihaela Șandor
Temeswar

Aus der Werkstatt des Wörterbuchs der Banater deutschen Mundarten: Das „tägliche Brot“ der Banater Deutschen

Abstract: As an area characterized by the coexistence of different nationalities, the Banat region is an excellent source of linguistic and cultural interferences, a natural consequence of living altogether peacefully along the centuries. All the nationalities are playing alternatively the master and slave roles, so that words and cultural heritage come from one language to another every moment. The present paper deals with the linguistic and cultural transfer between the German dialects of Banat and other languages of the Banat region. This transfer is illustrated by the word *Brot* (bread) and its lexical field. This cultural transfer finds its linguistic expression in words, phrases, idioms, proverbs, but also in popular beliefs and customs received from the Romanians, Hungarians and Serbians, as loan words in the German local dialects of Banat.

Keywords: dialectology, Banat, idiomatic expressions, bread.

1. Einleitende Bemerkungen

Das älteste Projekt des Germanistiklehrstuhls Temeswar ist die Erforschung der Banater Mundarten und das Erstellen eines **Wörterbuchs der Banater deutschen Mundarten**. Schon vor rund 50 Jahren hat man mit der Materialsammlung begonnen; gegenwärtig wird das gesammelte Material ausgewertet und zu Wortartikeln (A-C) bearbeitet.

Das Banat war von jeher ein Gebiet, das sich durch das Zusammenleben verschiedener Nationalitäten auszeichnete. Dass dieses Neben- und Miteinander der Nationen seinen Niederschlag in der Kultur und in der Sprache gefunden hat, ist nur eine natürliche Folge des Jahrhunderte langen Zusammenlebens. Dabei spielen alle Nationalitäten abwechselnd die Geber- und Nehmerrolle, sodass Wort- und Kulturgut aus der einen Sprache in die andere gelangt und umgekehrt. Auch diese zwischensprachlichen und kulturellen Beziehungen, die in Form von Entlehnungen aus dem Rumänischen, Ungarischen, Serbischen in die Ortsmundarten eingehen,

werden bei der Erstellung des Wörterbuchs der Banater deutschen Mundarten berücksichtigt.

Im Laufe der Arbeit an diesem Wörterbuch konnte festgestellt werden, dass nicht nur Wortgut, sondern auch Kulturgut in beide Richtungen übernommen wurde. Dieser Kulturtransfer findet seinen sprachlichen Niederschlag in Redewendungen, Redensarten, Sprichwörtern, aber auch in Volksglaube und Bräuchen. Bei der Erarbeitung der Wortartikel werden Lautformen, Bedeutungen, Beispielsätze, aber auch Wendungen, in denen die Lemmata vorkommen, berücksichtigt. Die festen Fügungen, auch bekannt als Redewendungen, idiomatische Wendungen oder Phraseologismen, geben oft erst die „Würze“ des betreffenden Wortartikels. Sie sind für Sprach- und Kulturforscher von großem Interesse, da diese Wendungen sehr bildhaft sind, oft sogar von Ort zu Ort unterschiedliche Ausprägungen aufweisen und in der Standardsprache nicht in dieser Fülle vorkommen. Als illustratives Beispiel dafür können die Wendungen zum Lemma und zum Wortfeld Brot dienen. Dabei beschränkt sich vorliegende Untersuchung auf die Beeinflussung der Banaterdeutschen Mundarten durch die anderen Sprachen der in dieser Region lebenden Nationalitäten und behandelt nicht die deutschen Einflüsse in diesen Sprachen, da dies das Thema einer gesonderten ausführlichen Untersuchung bilden kann.

2. Theoretische Voraussetzungen

Die zwischensprachlichen Beziehungen sind Gegenstand der Kontaktlinguistik und Interferenzforschung, die sich mit den Problemen der Mehrsprachigkeit, des Sprachkontaktes und der Sprachmischung beschäftigen. Die Ergebnisse dieser sprachlichen und kulturellen Kontakte sind Interferenzen im sprachlichen und im kulturellen Bereich. Interferenzen treten immer dort auf, wo die Normen einer Sprache/ Kultur durch eine andere Sprache/ Kultur beeinflusst werden (vgl. Juhász 1977). Doch nicht nur zwischen mehreren Sprachen, sondern auch zwischen den Varietäten derselben Sprache kommt es oft zu Interferenzphänomenen. So können Elemente aus den Dia-, Regio- oder Soziolekten in die Umgangs- und Standardsprache übergehen und umgekehrt. Sprachkontakt gibt es immer dort, wo zwei Sprachen oder zwei Varietäten derselben Sprache aufeinander treffen. Dabei muss die Interferenz keineswegs immer als negativ angesehen werden. Im Gegenteil, Coseriu definiert die Interferenz als das Schaffen in einer Sprache nach dem Muster einer anderen (Coseriu 1977: 97-98) und die

Interferenzforschung unterscheidet zwischen negativer Interferenz, die zu Verletzungen der Normen einer Sprache und somit zu Fehlern führt, und positiver Interferenz (Transfer), die die in Kontakt stehenden Sprachen bereichert. Außerdem kann man Wesentliches über die Sprachträger, ihre Kultur und ihre gegenseitige Beeinflussung am Prozess und am Ergebnis der Interferenz erkennen (vgl. Juhász 1977: 7-8).

Das Interesse an den Interferenzen ist nicht nur sprach-, sondern auch kulturhistorisch, pädagogisch, psychologisch und anthropologisch orientiert, denn sie entstehen durch wirtschaftliche Entwicklung, persönlichen Verkehr oder durch die Massenmedien. Vorliegende Untersuchung sieht von den negativen Interferenzen, die beim Erlernen einer Fremdsprache entstehen, ab und beschränkt sich auf die Interferenzen, die als Folge des Zusammenlebens in demselben Gebiet und unter denselben Umständen entstehen (sprachlicher Kontakt).

Interferenzerscheinungen betreffen alle Bereiche der Sprache ausgehend von der Phonologie, Morphologie, Syntax, Lexik und Semantik.

In unserer Untersuchung beschränken wir uns auf die Bereiche der Lexik, Semantik und Idiomatik, da diese am empfänglichsten für die Integration der Interferenzen sind. Die Übernahme des lexikalischen Materials kann folgende Resultate aufweisen (vgl. Betz 1975: 250):

1. Lehnwort (Fremdwort – assimiliertes Lehnwort): Die Unterscheidung Fremdwort – Lehnwort gründet auf dem Grad der Assimilation und auf der Verwendungshäufigkeit. In der ersten Phase werden Fremdwörter lautlich und flexivisch dem übernehmenden Sprachsystem angepasst. Ist die Assimilation vollkommen, handelt es sich um Lehnwörter.
2. Lehnbedeutung: Das heimische Wort wird mit einem fremdsprachlichen, mit dem es sich zum Teil deckt, identifiziert und übernimmt eine zusätzliche Bedeutung.
3. Lehnbildung als Lehnformung (nach fremdem Vorbild) und Lehn-schöpfung (frei): Durch Lehnformung (Lehnübersetzung und Lehnübertragung) entsteht ein neues Sprachzeichen, indem ein komplexes Modell durch äquivalente und ähnlich verknüpfte Morpheme wiedergegeben wird. Lehnformungen entstehen im Bereich der Komposita, der Syntagmen, aber auch der idiomatischen Wendungen. Schottmann (1977: 27) spricht von Lehn-sprichwörtern, -redensarten und -zitate. Lehn-schöpfungen sind formal selbstständige Neubildungen eines fremdsprachlichen Musters; sie erhalten nur Anregung für eine Neubildung.

Der größte Teil der Interferenzen besteht aus Fremdwörtern und Entlehnungen, deren häufiges Vorkommen eine Folge der rasanten Entwicklung und Globalisierung darstellt, wodurch auch die Vereinheitlichung der gebrauchten Ausdrücke begünstigt wird.

3. Der Lexemverband *Brot* in den Banater deutschen Mundarten

Wie auch anderswo in Europa, gehört das Brot auch bei den Deutschen im Banat zu den Grundnahrungsmitteln. Nichts ist so wichtig wie das tägliche Brot und hat man dies, so ist die Lebensgrundlage gesichert.

Nur beim Buchstaben B wurden bei der Erarbeitung der Wortartikel rund 60 Einträge von Zusammensetzungen oder Ableitungen vom Lemma Brot ermittelt. Es handelt sich dabei um Komposita, deren Bestimmungswort *Brot* ist und die dementsprechend im Wörterbuch nach dem Lemma *Brot* eingeordnet sind: *Brotanschnitt, Brotbacken, Brotbeutel, Brotblech, Brotbrett, Brotbröckel, Brotbrosame, Brotbrösel, Brotende, Brotesser, Brotfabrik, Brotfetzen, Brotfrucht, Brotgabel, Brotgeld, Brotgeschäft, Brothang, Brotkartelle, Brotknödel, Brotkorb, Brotkrümel, Brotkruste, Brotkuchen, Brotlaib, Brotmehl, Brotmesser, Brotmitte, Brotmühle, Brotmutter, Brotofen, Brotpfanne, Brotplatte, Brotranken, Brotribbel, Brotrinde, Brotsack (Brotsackschule, Brotsacksoldat), Brotsch(r)ank, Brotschaufel, Brotscheibe, Brotschlitten, Brotschnitte, Brotschuppe, Brotschwamm, Brotsimbel, Brotstück, Brotsuppe, Brotteig, Brotornister, Brottrog, Brottuch, Brotumurke, Brotweidling, Brotweihe*. Ableitungen sind: *Brötchen* und *brotlos*.

Aber auch Zusammensetzungen mit Brot als Grundwort gibt es in den Banater deutschen Mundarten: *Bischofsbrot, Bockshornbrot, Bundaschbrot, Butterbrot, Fettenbrot, Grundbirnenzuckerbrot, Kapuzinerbrot, Laibbrot, Leckwarbrot, Rekrutenbrot, Schmalzbrot, Schwarzbrot, Semibrot, Weißbrot*.

Zum Wortfeld *Brot* gehören auch einige Lemmata, die synonym zu *Brot* gebraucht werden, so z. B. *Heckmeck* in Billed oder *Brugo* in Temeswar:

Brugo n. - B Brugo Tem. - ♦ 'Brot' Na, tann hätt'n sie kennan ten Kaviar retschiklieren (wiederverwerten), afs Brugo schmiern und gemitlich vatilgn Tem JUST Geflüster 13. Wennst nachher kommst, holst beim Ilitsch-Bäcka a schwarzes Brugo Tem JUST Geflüster 34. Die Barabas durchwühln ten Kuhlafall fir a Stickl Brugo Tem JUST Geflüster 56. Y

Brot, Heckmeck, Laib, Laibbrot. - Aus ungar. brúgó 'Brotlaib, Brotration'.

Auch aus dem Ungarischen wie das vorhergehende Lemma stammen *Bundaschkenjer* und *Bundaschbrot*, die synonym für *Armer Ritter* sind. Beim Lemma *Bundaschbrot* handelt es sich zum Teil um eine Entlehnung und zum Teil um eine Übersetzung, da der erste Teil der Zusammensetzung (*Bundasch*) aus dem ungarischen transferiert wurde, während der zweite Teil eine Übersetzung des ungar. *kenyér* ‚Brot‘ ist.

Bundaschbrot n. - R *Bundebrot*, Pl. -e GSN. - O *Bundaschbrot* Pank. - ♦ 'in Ei (oft auch Milch) getränkte und in Fett/ Öl ausgebackene Brotscheiben' *Esst gern es Bundaschbrot?* Pank. Ý *Bundaschkenjer*, *Rekrutenbrot*. - Aus ungar. *bundás* 'einen Pelz tragend; Rekrut' + *Brot*.

Bundaschkenjer n. - B-F *Bundaschkenjer* NAr. - ♦ 'in Ei (oft auch Milch) getränkte und in Fett/ Öl ausgebackene Brotscheiben' *Wenn me ka Fleisch hawe, mach'me Bundaschkenjer* NAr. Ý *Bundaschbrot*, *Rekrutenbrot*. - Aus ungar. *bundáskenyér* (ungar. *bundás* 'Rekrut' + ungar. *kenyér* 'Brot').

Das in den deutschen Mundarten des Banats häufiger angetroffene Synonym für den Armen Ritter ist *Rekrutenbrot*. Auch dieses Lemma geht auf das Ungarische zurück, da ungar. *bundás* soviel wie ‚Rekrut‘ bedeutet. Im Falle von *Rekrutenbrot* handelt es sich also um eine eigentliche Lehnübersetzung des ungar. *bundáskenyér*.

Eine Entlehnung aus dem Türkischen ist das Wort *Heckmeck* in Billed (türk. *ekmek* ‚Brot, säen‘). Es wird jedoch lediglich in der Wendung *Mach kä Heckmeck* (keinen großen Aufstand) verwendet.

Eine Lehnübersetzung des rum. *pâine semi* ‚halbweißes, kleiehaltiges Brot‘ ist das in den Banater Mundarten angetroffene *Semibrot* (vgl. Binder 1994: 88) mit derselben Bedeutung.

Aus der rumänischen dialektalen Bezeichnung *pită* ‚Brot‘ stammt *Pite*, das in Saderlach verwendet wird. Dieses Lemma ist in Saderlach allerdings nur in der festen Formel *Spitze, Mätase, aber Pite nu-i acase* verzeichnet. Außer in dieser phraseologischen Fügung ist auch in der Mundart von Saderlach, wie in den anderen Ortsmundarten im Banat, die Bezeichnung *Brot* üblich. Das Wort *Pitta* ist in den deutschen Mundarten des Banats bekannt und verwendet, hat jedoch nicht die Bedeutung ‚Brot‘, sondern bezeichnet ein Gebäck mit unterschiedlicher Füllung (Käse/ Topfen, Äpfel, Fleisch usw.).

In dieser Bedeutung wird es auch im Bairisch-österreichischen vermerkt. Sowohl in die Banater deutschen Mundarten als auch ins Österreichische ist das Wort *Pitta/ Pitte* über ungar. *pite* gelangt, wohin es vermutlich durch serbische, rumänische oder türkische Vermittlung kam. Tatsache ist, dass dieses Wort auf das gr. *pechté* ‚Käse‘, neugr. *pétte, píttá* ‚ein Gebäck, Kuchen‘ zurückgeht, das in allen balkanischen Sprachen auftritt: alban. *píte* ‚eiförmiger Laib‘, bulg. *pita* ‚gesäuertes Fladenbrot‘, serb./ kroat. *pita* ‚mit Gemüse und Käse gefülltes Gebäck‘, türk. *pide, píte, bide* ‚Fladenbrot‘, rum. dial. *pită* ‚Brot‘ (vgl. auch Gehl 1994: 164). Es scheint sich um ein so genanntes Wanderwort zu handeln.

4. Idiomatiche Wendungen zum Themenkreis Brot

Im Wörterbuch der deutschen Mundarten im rumänischen Banat werden – wie eingangs erwähnt – nicht nur Lautformen, Bedeutungsangaben und Belege der unterschiedlichen Bedeutungen gebracht, sondern es werden zu jedem Lemma auch die vorhandenen idiomatischen Wendungen angeführt und nach Möglichkeit oder Bedarf erläutert. Auch wenn es oft schwierig ist, die Phraseologismen den unterschiedlichen Wortbedeutungen zuzuordnen, wird eine solche Einordnung des idiomatischen Materials versucht.

Im Falle des Lemmas *Brot* konnten eine große Anzahl von Phraseologismen ermittelt werden, die von Kollokationen bis zu Sprichwörtern reichen. Der Reichtum an idiomatischen Wendungen kann auf die Tatsache zurückzuführen sein, dass auch im Banat das Brot als Grundnahrungsmittel eine zentrale Rolle im Leben des Menschen spielt(e). Diese enge Beziehung und auch Abhängigkeit vom Brot war der Nährboden für verschiedene Redensarten, Sprichwörter, Reime, Bauernregeln und Bräuche.

4.1. Kollokationen

Kollokationen gehören zu den nominativen Phraseologismen, die nicht oder nur schwach idiomatisiert sind (vgl. Burger 2007: 36-37). Gemeint sind gemeinsam auftretende Wörter, die eine enge semantische Beziehung eingehen. In den deutschen Mundarten des Banats kommt das Brot in folgenden Kollokationen vor: *e Keile Brot* (ein großes Stück Brot) Lun, *Brot knete* verbr., *Brot bede* (Brot bähnen ‚rösten‘) verbr., *schwarzes Brot, weißes Brot (wiiß Brot Sad), frisches Brot, affgsprunges Bröut*

(,Brot, dessen Kruste sich gelöst hat') Wolf, *gereestes Brot* Bruck, *e Laab Brot* NKar, *e Stick Brot* Low.

4.2. Teilidiome

Stärker idiomatisiert als die Kollokationen sind Teilidiome, d.h. Phraseologismen, bei denen nur eine Komponente eine Bedeutungsveränderung erfahren hat, während die anderen ihren semantischen Gehalt beibehalten. Im Falle des untersuchten Lemmas wurden einige Teilidiome verzeichnet: *e heiliches Stick Brot* (sehr groß) Low, *das Brot salzen* (in den Staub fallen lassen) Tem, *Brot verdiene* Jahrm.

4.3. Idiome

Völlig idiomatisiert sind Phraseologismen, deren einzelne Komponenten eine Umdeutung **erfahren** haben und ihre freie Bedeutung zugunsten einer neuen Bedeutung aufgeben, wie z.B. *bei Wasser oꝝn Brot halle* (bei karger Kost) Bill. *a Stick Brot vun âme Mensch* (ein sehr guter Mensch) Könh, *ka Brot meä velange* (sterben) NAR, *es Brot begehre* (seine Rechte verlangen) verbr.

4.4. Feste Phrasen

Auch zu den referentiellen Phraseologismen gehören die propositionalen Phraseologismen (vgl. Burger 2007: 37), die sich von den nominativen dadurch unterscheiden, dass sie im Gegensatz zu den Kollokationen, Teilidiomen und Idiomen satzwertig sind. Zu den propositionalen Phraseologismen gehören feste Phrasen und topische Formeln. Feste Phrasen sind explizit durch deiktische/ anaphorische Elemente (Pronomen, Adverbien, Partikeln) an den Kontext gebunden. Es wurden beim Lemma *Brot* 23 feste Phrasen verzeichnet.

Von ihrer Struktur her kann man diese festen Phrasen in vier Gruppen zusammenfassen:

- Feste Phrasen, in denen der Adressat direkt angesprochen wird:

Du beꝛscht meh wert wie e Steꝛck Brot/ wie e Hund, was Brot fressst
(mit zweifelhaften Qualitäten) ironisch Bill.

Ihr werd noch bittri Sticker Brot esse (es schwer haben) Grab.

Dihr schaut ihm's Brot aus'm Maul raus (etwas neiden, nicht gönnen)
 Bak.
 Ich wer de schun de Leeb Brot heche hänge (weniger zu essen geben/
 kürzer halten) Drei.
 Zieh dei Mann beim erschte Laab Brot (Rat für junge Frauen) GSch.
 Brot un Rinde, not ká'me so gut Wasse druff tringge (scherzhafte Antwort
 auf die die Frage *Was esster háint?*, wenn man nicht verraten will, was
 es zum Essen geben wird) SA.

- Feste Phrasen, die deiktisch an den Kontext angeschlossen sind:

's Brot schlooft (das Brot reicht nicht aus) SA.
No, des fresst jo ka Brot (gibt sich mit wenig zufrieden/ kostet nichts)
 Lip.
Soll nor oun jeder verkoschte, wie's fremd Brout schmeckt (jeder soll
 seine eigenen Erfahrungen sammeln) Lieb.
De hot ka Mehl un nasses Brennsach un soll Brot backe (man verlangt
 etwas beinahe Unmögliches) Jahrm
Ich wer mei Brot noch immer mit der Kell verdiene (mit der Hände
 Arbeit) Jahrm.
Die hun nemol 's Brout iwwer Nacht (sehr arme Leute) Lieb.
Mer gsiehts em Mehl net an, was for a Brot mer draus backe kann (der
 Schein/ erste Eindruck kann oft trügen) NBZ-Pipatsch 5.01.1975 3.
Es Brot versteckle, die Ungre kumme! (etwas muss in Sicherheit gebracht
 werden) scherzhaft Freid.

- Feste Phrasen, die durch Adverbien an den Kontext gebunden sind:

Wann me ke Brot han, ess me Kuche (ironisch: wenn jemand sich um das
 Lebensnotwendige sorgt) Drei.¹
Heint ess mr mol Worscht ohni Brot (scherzhaft: wir leisten uns etwas)
 GSch.²

- Feste Phrasen, die durch die zu besetzende Leerstelle an den Kontext
 gebunden sind:

¹ Dieser Ausspruch kommt eigentlich aus dem Französischen und wurde von Rousseau
 geprägt, der ihn einer Fürstin in den Mund legt: „Qu'ils mangent de la brioche!“ (Sollen sie
 doch Brioche essen!). Später wurde der Ausspruch Königin Marie-Antoinette
 zugeschrieben, die bei der Nachricht, dass einige Tausend Hungrige vor der
 Nationalversammlung in Versailles für Brot demonstrierten, gesagt haben soll: „Wenn das
 Volk kein Brot hat, so gebt ihm Kuchen!“ (vgl. <http://www.zitate.eu/beruehmtepersonen/zitate/autor/koenigin-marie-antoinette/10838> [18.10.2009]).

² Im binnendeutschen Sprachgebiet ist diese feste Phrase in der Form *In der Not schmeckt
 die Wurst auch ohne Brot* verbreitet, hat aber dieselbe Bedeutung.

Jemand kriet Brot un Korsch un de Daume for Worscht (nicht viel) Jahrm.

Jemand macht e Gsicht, wie wann ehm die Hinggle es Brot gfress hätte (betrübt) Jahrm.

Jemand macht oun Gsicht wie wann die Katz ehm's Brout gfress hätt (streitsüchtig) Lieb.

4.5. Sprichwörter

Zu den propositionalen Phraseologismen gehören neben den festen Phrasen auch topische Formeln wie Sprichwörter und Gemeinplätze (Burger 2007: 38-42). Sprichwörter, die das Brot zum Thema haben, gibt es in den Banater deutschen Mundarten viele. Zum Teil werden sie in derselben Form verwendet wie im binnendeutschen Sprachgebiet, zum Teil haben sie eigene Prägungen.

Im Falle einiger Sprichwörter gibt es in den Banater Ortschaften unterschiedliche Varianten:

Me beese Hund muss mer e Stick Brot hinwerfe Jahrm.

Om beese Hund gebt mer lieber zwaa Stick Brout Lieb (damit er nicht beißt).

Auch im Rumänischen gibt es ein ähnliches Sprichwort:

De te latră un câine, astupă-i gura cu pâine; n-arunca în el cu piatră, că atunci mai rău te latră. (Wenn dich ein Hund anbellt, stopfe ihm das Maul mit Brot und nicht mit einem Stein, sonst bellt er noch lauter.)

Auch der Wert des Brotes ist Thema einiger Sprichwörter:

A gute Ausred is a Laab Brot wert NKar.

E gutes Wort is meh wert wie e Stick Brot Jahrm (vgl. auch die festen Phrasen unter 4.4).

Zu derselben Gruppe gehören auch folgende Sprichwörter:

Besser a Stick Brot vun derhem, als wie Kuche vum Nachbar NBZ-Pipatsch 19.09.1981 3.

Besser oun Stick Brout im Sack, wie oun Feder uffm Hut Lieb.

Besser eigenes Brot, als wie a fremde Brat! NBZ-Pipatsch 9.12.1979 3.

Liewer ouweds koun Brout, wie morjets Schulde Lieb.

De Arme ehre Brot schmeckt besser wie de Reiche ehre Kuche Jahrm.

Die Gegenüberstellung eigen/ fremd kommt auch im Sprichwort

Aus eener fremdi Schmalzdosn is leicht dick ufs Brot schmiere NBZ-Pipatsch 2.03.1980 4

zum Ausdruck, was soviel bedeutet wie, es ist leichter mit fremdem Eigentum verschwenderisch umzugehen als mit dem eigenen/ wenn jemand einen Schaden haben soll, dann soll es ein anderer sein'. Einen Versuch, das Fremde und das Eigene zu versöhnen, stellt folgendes Sprichwort dar:

's is iwerall gut Brout esse, wa'mer hat Lieb.

Scherzhaft wird im Sprichwort

In da Not fressst de Teifl ach Brot Resch

darauf hingewiesen, dass man sich manchmal auch mit wenig zufrieden geben muss. Aber

Dem, wus Brot net schmeckt, soll mer ke Kuche gin NBZ-Pipatsch 24.09.1972 4

heißt andererseits, man soll jemandem, der mit wenig zufrieden ist, nicht mehr geben (Wer wenig nicht ehrt, ist viel nicht wert). Um Brot und Kuchen geht es auch im nächsten Sprichwort:

Aach for a Hungriche is truckenes Brot nor truckenes Brot un ke Kranzkuche NBZ-Pipatsch 18.02.1979 4.

Die Erfahrung, dass das Brot das wichtigste Nahrungsmittel ist, spricht aus folgenden Phraseologismen:

Speck un Brot schlaat de Hunger tot Sar.
Speck un Brot helfft am Bauer in de Not Grab.
Bei Wasser on Brout hot's koun Nout Lieb.
Fleiß bringt Brot, Faulheit Not Dar.
Arbeit bringt Brot, Nixmache Not NBZ-Pipatsch 10.02.1980 3.
Salz on Brod macht die Backe rut NP.

Trotzdem sind andere Lebensmittel nicht zu verachten, so z.B. die Kartoffeln, die im Banat auch zu den Grundnahrungsmitteln gehören. So wird die Wichtigkeit der Kartoffeln mit der des Brotes verglichen:

Kartoffel is das halbe Brot Ofs.
Die Gromber es es halwi Brot aus em Brotsack Hatz.
Grombeere in dr Not ka'mr aa esse ohne Brot GSP.

Dass es nicht leicht ist, den Lebensunterhalt zu verdienen, drücken folgende Sprichwörter aus:

Brot esse is leichter als wie Brot verdiene GSP.
Oumoul ackre, oun Stick Brout, zwaamoul ackre, zwaa Stick Brout Lieb.
Mied, matt, alle Arwet satt, im Summer ka Not, im Winter ka Brot Jahm.

Auch die Art der zwischenmenschlichen Beziehungen wird auf das Brot bezogen:

Wenn aana mit'm Staan haut, soll ma mit a Stickl Brot zurickhaun Resch.
Die Weiwer muss mer sich beim ärschte Lääb Brot ziehe (an die Art des Ehemannes gewöhnen) Blum.

Ein besonderes Sprichwort zum Thema Brot ist die Lehnerschöpfung Spitze, Mätase, aber Pite nu-i acase Sad (,Spitzen und Seide, aber kein Brot im Haus' vgl. Binder 1994: 103). Es enthält die rum. Wörter *mätase* ,Seide', *pită* ,Brot' und den Satz *nu-i acasă* ,ist nicht zu Hause' und ist eine Lehnübersetzung des rum. *Dantelă, mătase, dar pită nu-i în casă*, was soviel bedeutet wie ,der Schein trägt/ außen hui, innen pfui' und meist auf Aufschneider bezogen wird.

4.6. Komparative Phraseologismen

In den Banater deutschen Mundarten wurden einige Vergleiche ermittelt, die das Brot als Komparationsbasis aufweisen: Eigenschaften der Menschen werden mit Eigenschaften des Brotes verglichen:

Des es a Mensch, der es gut wie a Steck Brod ,gut/ gutmütig' NP.
Des is gut wie frisches Brot Kar.

5. Reime, Bauernregeln, Sprüche

Außerordentlich reich sind die Banater deutschen Mundarten an Kinder- und Abzählreimen, in denen das Brot anzutreffen ist. So heißt es z. B.:

Schläât Butter ins Brot/ Schläât sei Weib mit Lumpen tot KJ.

Hit, hit, wo reit'me denn hi-?/ In d' Stoot, in d' Stoot/ um e Laiwel Brot,/ um e Leffl vull Rahm,/ dänn reit'me wiede haam Wolf.

Blindemaische (Schmetterling) *setz dich, ich geb der Speck un Brot Jahrm.*

Jänner, Fewer, März, April/ mei Kinner fresse vill,/ jede Tach a Kilo Brot,/ meiner Seel, ich schlaan se tot Kegl NW 22.3.1974.

Maikäfer flieg/ mei Vatr is im Kriech,/ mei Mutter is tot, wer schneid' mr e Stick Brot?/ De Pat un die God Alex NW 22.3.1974.

Kikeriki, der Vater is im Kriech,/ die Mutter id tot/ mir han ke Brot GSP.

Lirum, larum, Lefflstiel,/ Alte Weiwer esse viel,/ Junge misse faschte,/ 's Brot leit im Kaschte./ De Leffl leit drnewe,/ Mei Vatter is e Wewer./ Mei Mutter is e Spulemachersch,/ Wann ich dran denk muss ich lache Low.

Stârik, Stârik, Schniwel, Schnawel/ mi' de lãnge Hãigawel/ mi'de kãrze Kniee/ Jungfrau Maria/ Ackersleit, Zimmersleit/ gebt mer e Stickle¢ Brot un Fleisch SA.

Häufig tritt das *Brot* auch in Abzählreimen auf, die in Kinderspielen benutzt werden, um zufällig ein Kind aus der Gruppe auszuwählen, das eine bestimmte Rolle übernehmen muss. Z.B.:

Ennerle, wannerle, wich auf dich,/ staater Stoffl, tumml dich./ Wein un Brot, zu der Not./ Igl - Biegl, Fiesl,/ Hase Bank - Silwerschank./ Ett bett uff druff, wer is draus? Low.

Enika, wenika, sickri sãri/ ips un pipps un Berch un Tãler/ seller un sãller tumml dich/ Wein un Brot KJ.

Aus Sanktanna ist ein Fastenspruch zum *Brot* belegt:

*Huju Faschte/ 's Brot liegt im Kaschte/ 's Messe denewe/ de Wai
wacht in de Rewe SA.*

In den Bauernregeln geht es um das Brot als Lebensunterhalt und Nahrung. Es sind die Monate Mai und August, die wichtig für die Weizenernte und somit für das spätere Brot sind:

*Regn im Mai gibt far's ganzi Johr Brot un Hai DSt.
Maienstaub und Augustkot bringen ein teures Brot NPan.
Der Tau ist im August so not, wie jederman sein täglich Brot DSt.*

6. Brauchtum

Die Wichtigkeit des Brotes als Nahrung für die ganze Familie kommt auch in den mit dem Brotbacken verbundenen Bräuchen zum Ausdruck. So ist das Brotbacken die Aufgabe der Hausfrau und keineswegs des Hausherrn, denn:

*Beim Knete soll dr Mann nit zuschauen, sunscht geht's Brot nit SZIMITS in
Volksbuch 57³.*

Auch ist es wichtig, das Brot Gott zu empfehlen, damit es gelingt:

*Bim Brotbache, bevoor's Brot in Obe chunt, macht mer's Chriiz un in de
eerscht Laib werd de Zeigefinger iidruckt Sad.*

Laut **HDA** (1: 764) werden ähnliche Zeremonien auch in Baden (ein Kreuz), in Westböhmen (drei Kreuze) und im Böhmerwald (neun Kreuze) vorgenommen. In Schlesien und Holstein werden die Kreuze nicht nur über das Brot geschlagen, sondern in das Brot eingedrückt. Der Saderlacher Brauch, in den ersten Laib Brot den Finger einzudrücken, war auch in der Eifel und in Luxemburg verbreitet, allerdings wurde da in das erste bzw. letzte Brot das Kreuzzeichen eingedrückt. Das Eindrücken der Fingerspitze in den Brotlaib soll das Brot vor bösen Geistern, vor Hexen und vor dem

³ Vgl. dazu auch **HDA** 1: 761-763, wo ähnliche Vorschriften aus Slowenien, Schweden, Finnland und Deutschland verzeichnet sind. Dieser Brauch ist mit der Angst vor dem bösen Blick, der den Teig verhext, verbunden.

Anbrennen schützen (vgl. **HDA** 1: 764, man spricht dabei vom „Pipen“ des Brotes).

Auch das Einschieben des Brotes in den Ofen ist mit einer gewissen Zeremonie verbunden. *Gott segne mei Brot* sagte die Hausfrau beim Hineinschieben des Brotes in den Ofen in Grab⁴. In NB hieß es: *Brot im Ofen, back so hoch wie der Ofen, unten und oben wie an Krapp, in der Mitt wie ein Ros*.

Das Anschneiden des Brotes war nicht weniger wichtig. Es war eine dem Hausherrn zukommende Handlung. *'s Brot wachst net in de Tischlade* sagte in SA der Hausherr, nachdem er ein Kreuz auf das Brot gezeichnet und es im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes angeschnitten und somit auf die Wichtigkeit dieses Nahrungsmittels und auf die damit verbundene Arbeit hingedeutet hatte. Auf das Brot als Gottesgabe weisen auch die Tatsachen hin, dass vor dem Anschneiden immer auf der unteren Seite des Brotes mit der Messerspitze ein Kreuz gezeichnet wird (Bill) und dass Brotreste und Brotkrümel auch bei den Banater Schwaben nicht weggeworfen werden dürfen (vgl. auch **HDA** 1: 1595-1596).

Allerdings passierte es manchmal, dass das Brot nicht ganz so geriet, wie es die Hausfrau haben mochte. Um die Kinder dann doch zum Essen anzuregen, hieß es:

Vum vebrennte Broot lehrt me pfiife Sad.

Wann's Brot vrbrennt is, hat e Hex odr e Zigeinr in de Ofe gschaut Bak (vgl. **HDA** 1:764, Hexe, böser Blick).

Manchmal kam es auch vor, dass es kein anderes Brot zum Essen gab als verschimmeltes Brot. Man tröstete sich jedoch in dem Glauben:

Wann mr schimbliches Brot esst, findt mr Geld GSch (vgl. dazu **HDA** 1: 1656).

Auch die Feiertage hatten eigene Regeln, die mit dem Backen des Brotes verbunden waren. An gewissen Tagen oder in gewissen Zeitspannen gab es Backverbote:

Zwischer Weihnachte un Neijohr soll mer kä Brot backe KJ.

⁴ Ähnliche Sprüche wurden auch in Mecklenburg und Schleswig-Holstein aufgesagt (vgl. **HDA** 1: 767).

Dasselbe Backverbot gilt auch für die Rumänen im Banat. Im deutschen Sprachraum war das Brotbacken lediglich in der Christnacht und in den Rachnächten (21. Dezember, 6. Januar) verboten, während am Abend vor Neujahr oder am Neujahrsabend das Backen ausdrücklich empfohlen wurde, da es als glücks- und segenbringend angesehen war (vgl. **HDA** 1: 771-772). Es ist anzunehmen, dass bei den Banater Schwaben eine Kontamination der mitgebrachten Bräuche und der im Banat vorgefundenen Bräuche, d.h. ein Kulturtransfer, stattgefunden hat, indem das Backverbot für die Christnacht nach dem Beispiel der rumänischen Bevölkerung auf die Zeit zwischen Weihnachten und Neujahr ausgedehnt wurde
Für bestimmte Feiertage wurde bestimmtes Brot gebacken:

*Am Fäsching san Köichl und am Ootlespfinzte (Antlasspfinztag/
Gründonnerstag) a hölls Bröut Weid.*

Während am Karfreitag in den meisten Gebieten des deutschen Sprachraums das Brotbacken wegen Hexengefahr verboten war, hielt es sich nach rheinischem Glauben das ganze Jahr oder heilte die Wunden (bei den Deutschen in Amerika, vgl. **HDA** 1: 772). In Saderlach hieß es:

*Am Karfriitig soll jede Huusfrau e chlaa Laibleç Brot backe, das nenne se
Karfriitiglaibleç Sad.*

*Wann mer an dem Tääch Brot backt, tut mr seperät Karfreitachslääwl
backe un uffhewe Bak.*

Diesem Karfreitagsbrot wurde eine besondere magische Kraft beim Auffinden Ertrunkener zugeschrieben. In SA wurde zu diesem Zweck kein Karfreitagsbrot verwendet, sondern speziell ein Brot gebacken:

*Wänn eppe vesoffe is, un mer hat en net gfunne, hat mer e Leewleç Brot
backe, e Kerzleç druffgstell't un in's Wasse glasse SA.*

Das Brot soll dann an der Stelle stehen geblieben sein/ untergegangen sein, an der der Ertrunkene lag (dieser Sympathiezauber ist auch in Siebenbürgen und auch bei der rumänischen Bevölkerung bekannt, vgl. auch **HDA** 1: 1618).

Eine wichtige Rolle spielte das Brot auch beim Erraten der Zukunft eines Kleinkindes:

Wann's Kind es erscht nohrem Brot gegriff hat, is es arm wor KJ,

weshalb man sich freute, wenn es nach dem Geld oder anderen Gegenständen griff, die ihm (meist bei seinem ersten Geburtstag) wohlüberlegt vorgelegt wurden.

Das Brot hatte jedoch auch apotropäische Wirkung. Besonders Brot und Salz wirkten bei allen Völkern kraftspendend und konservierend und waren die sichersten Abwehrmittel gegen alle bösen Geister und Übel (vgl. **HDA** 1: 1623). Das Sprichwort *Salz on Brod macht die Backe rut* NP deutet auf die heilsame Kraft dieser Nahrungsmittel, die vor allem gegen Fieber eingesetzt wurden (**HDA** 1: 1625).

7. Fazit

Wie vorliegende Untersuchung gezeigt hat, weisen die Banater deutschen Mundarten im Falle des *Brot* einen besonderen Reichtum an Wort- und Kulturgut auf. Es konnten rund 60 Ableitungen und Zusammensetzungen mit dem Wort *Brot* verzeichnet werden, was nicht ausschließt, dass es auch noch andere gibt, berücksichtigt man die Tatsache, dass die Materialgrundlage des Wörterbuchs der Banater deutschen Mundarten noch nicht vollständig gesichtet und verarbeitet wurde.

Die wichtige Rolle, die dem Nahrungsmittel *Brot* zukommt, spiegelt sich auch in den zahlreichen Phraseologismen, Reimen, Sprüchen und Bräuchen, die vom Brot handeln, wider. Viele der idiomatischen Wendungen, Reime, Sprüche und Bräuche stellen Erbgut dar, d.h. sie wurden von den Einwanderern mit in die neue Heimat gebracht. Es konnte jedoch festgestellt werden, dass die Banater Schwaben auch von den hier angetroffenen Nationen im Laufe der Zeit Wort- und Kulturgut übernommen haben, dass also ein reger Sprach- und Kulturtransfer zwischen den im Banat lebenden Nationalitäten stattgefunden hat. Davon zeugen die Entlehnungen, die aus dem Ungarischen, Rumänischen, Serbischen in die deutschen Mundarten des Banats eingedrungen sind und wichtiger Bestandteil dieser wurden.

Dass nicht nur Wörter entlehnt wurden, sondern dass auch Phraseologismen aus einer Sprache in die andere übernommen werden, konnte anhand eines Beispiels aus dem Rumänischen gezeigt werden. Auch Bräuchen liegen oft

dieselben Vorstellungen zugrunde, sodass oft divergierende Bräuche aufgrund von Ähnlichkeiten vereinheitlicht werden.

Das Zusammenleben mehrerer Nationen in demselben Raum schmälert keineswegs die Individualität der einzelnen Nationen und Sprachen, sondern, im Gegenteil, es bereichert ihre Sprache und Kultur durch das Mit- und Nebeneinander.

Literatur

- Bächtold-Stäubli, Hans (Hrsg.) (1987): **Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens (HDA)**, Bd. 1, Berlin, New York: Walter de Gruyter.
- Barz, Irmhild (1992): *Phraseologische Varianten: Begriff und Probleme*. In: Földes, Csaba (Hrsg.): **Deutsche Phraseologie in Sprachsystem und Sprachverwendung**, Wien: Edition Praesens, 25-47.
- Betz, Werner (1975): *Lehnwortschatz*. In: Stammerjohann, H[arro] (Hrsg.): **Handbuch zur Linguistik. Allgemeine und angewandte Sprachwissenschaft**, München: Nymphenburger Verlagsbuchhandlung, 250-251.
- Binder, Stefan (1994): *Rumänische Einflüsse in den Banater deutschen Mundarten*. In: Gehl, Hans/ Purdela Sitaru, Maria (Hrsg.): **Interferenzen in den Sprachen und Dialekten Südosteuropas. Materialien** Heft 4/1994, Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde, Tübingen, 79-120.
- Burger, Harald/ Buhofer, Annelies/ Sialm, Ambros (1982): **Handbuch der Phraseologie**, Berlin, New York: Walter de Gruyter.
- Burger, Harald (2007): **Phraseologie. Eine Einführung am Beispiel des Deutschen**, 3., neu bearb. Auflage, Berlin: Erich Schmidt (Grundlagen der Germanistik 36).
- Coseriu, Eugenio (1977): *Sprachliche Interferenzen bei Hochgebildeten*. In: Kolb, Herbert/ Lauffer, Hartmut (Hrsg.): **Sprachliche Interferenzen. Festschrift für Werner Betz**, Tübingen: Niemeyer, 77-100.
- Földes, Csaba (1992): *Zu den österreichischen Besonderheiten der deutschen Phraseologie*. In: Földes Csaba (Hrsg.): **Deutsche Phraseologie in Sprachsystem und Sprachverwendung**, Wien: Edition Praesens, 9-24.
- Fleischer, Wolfgang (1982): **Phraseologie der deutschen Gegenwartssprache**, Leipzig: VEB Bibliographisches Institut.

- Gehl, Hans (1994): *Deutsch-ungarische Sprachinterferenzen*. In: Gehl, Hans/ Purdela Sitaru, Maria (Hrsg.): **Interferenzen in den Sprachen und Dialekten Südosteuropas. Materialien** Heft 4/1994, Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde, Tübingen, 161-211.
- Golescu, Iordache (1973): **Proverbe comentate**, București: Albatros.
- Horn, Nikolaus (1984): *Banater Sprichwörter und Redensarten*. In: Gehl, Hans (Hrsg.) **Schwäbisches Volksgut**, Timișoara: Facla, 111-134.
- Juhász, János (1977): *Überlegungen zum Stellenwert der Interferenz*. In: Kolb, Herbert/ Lauffer, Hartmut (Hrsg.): **Sprachliche Interferenzen. Festschrift für Werner Betz**, Tübingen, Niemeyer, 1-12.
- Muntean, George (Hrsg.) (1984): **Proverbe românești**, București: Minerva.
- Wolf, Johann (1987): **Banater deutsche Mundartenkunde**, Bukarest: Kriterion.
- Wolf, Johann (1993): *Die phraseologischen Fügungen in den Banater deutschen Mundarten*. In: Kelp, Helmut (Hrsg.): **Germanistische Linguistik in Rumänien**, Bukarest: Kriterion, 113-123.
- <http://www.zitate.eu/beruehmte-personen/zitate/autor/koenigin-marie-antoinette/10838> [8.10.2009].

Abkürzungsverzeichnis

alban.	= albanisch
bulg.	= bulgarisch
dial.	= dialektal
HDA	= Bächtold-Stäubli, Hans (Hrsg.) (1987): Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens , Bd. 1, Berlin, New York: Walter de Gruyter.
JUST Geflüster	= Just, Hans Matthias (1999): Temeswarer Geflüster , Temeswar: Mirton.
kroat.	= kroatisch
NBZ-Pipatsch	= Mundartseite in der Neuen Banater Zeitung , Temeswar (1957-1992)
NW	= Neuer Weg , Bukarest (1949-1992)
rum.	= rumänisch
serb.	= serbisch
SIMITS in Volksbuch	= Szimits, Johann in: Streit, Karl/ Zirenner, Josef (Hrsg.) (1970): Schwowisches Volksbuch. Prosa und Stücke in Banater schwäbischer Mundart , Bukarest: Neuer Weg/ Neue Banater Zeitung.

türk.	= türkisch
ungar.	= ungarisch
verbr.	= verbreitet

Verzeichnis der Ortschaften

Bak = Bakowa; Bill = Billed; Blum = Blumenthal; Bruck = Bruckenau; Dar = Darowa; Drei = Dreispitz; DSt = Deutschstamora; Freid = Freidorf; Grab = Grabatz; GSch = Großscham; GSN = Großsanktnikolaus; GSP = Großsanktpeter; Hatz = Hatzfeld; Jahrm = Jahrmarkt; Kar = Karansebesch; Kegl = Kegliewitschhausen; KJ = Kleinjetscha; Könh = Königshof; Lieb = Liebling; Lip = Lippa; Low = Lowrin; Lun = Lunga; NAr = Neuarad; NB = Neubeschenowa; NKar = Neukaransebesch; NP = Neupetsch; NPan = Neupanat; Ofs = Ofsenita; Pank = Pankota; Resch = Reschitz; SA = Sanktanna; Sad = Saderlach; Sar = Sarafol; Tem = Temeswar; Weid = Weidenthal; Wolf = Wolfsberg.

Hâncu Eveline
Temeswar

Kinderreime in der Mundart von Bogarosch

Abstract: The Banat Swabians are an ethnic German population in Romania; they emigrated in the 18th century to a region that then became the Austrian Banat province. The German dialects primarily spoken in this community resemble the regional dialects the founders belonged to (Alsace-Lorraine, Bavaria, Franconia, the Palatinate). In this paper we focus on the German dialect spoken in Bulgăruş/Bogarosch, a German settlement in Romania, where Rhenish Franconian was the everyday conversation language until the 1980s. Dialect diversity, dialect vocabulary and local peculiarities, local speech forms as well as on-going changes in dialect are goals of this study.

Keywords: dialectology, Banat, Bogarosch, nursery rhymes.

1. Einleitung

Diese Arbeit hat das Ziel, Kinderreime und Spiele in der Mundart von Bogarosch festzuhalten, damit altes Sprach- und Spielgut nicht verloren geht. Zu Vergleichszwecken werden zusätzlich Reime und Spiele aus anderen Banater Ortschaften und aus dem deutschen Sprachraum herangezogen.

Die wichtigsten Quellen, die beim Verfassen der Arbeit herangezogen wurden, sind der von Horst Wichland herausgegebene Band **Reime, Rätsel, Kinderspiele**, das Kapitel zu Kinderreimen aus dem **Heimatbuch der Gemeinde Bogarosch**, herausgegeben von Anton Peter Petri, sowie unveröffentlichte Diplomarbeiten einiger Temeswarer Germanistikstudenten zum Thema Welt des Kindes bzw. Kinderreime und Kinderspiele. Darüber hinaus wurde zwecks Überprüfung des Materials eine Mundartsprecherin (G. H.) befragt.

Der von Wichland herausgegebene Band ist das Ergebnis einer volkskundlichen Sammelaktion, oft wurde derselbe Reim aus mehreren Ortschaften zugeschickt; bei nahezu gleichlautenden Aufzeichnungen wurden nicht alle Varianten abgedruckt, aus diesem Grund (wenn nicht die

Bogaroscher Variante abgedruckt wurde, sondern eine ähnliche) kann man in einigen Reimen Abweichungen von der Bogaroscher Mundart feststellen. Zu Beginn vorliegender Arbeit wird auf die Merkmale der rheinfränkischen Mundarten – implizit auch auf Merkmale der Bogaroscher Mundart – eingegangen; anschließend werden Funktion und Arten der Kinderreime besprochen, nachfolgend werden Beispiele gebracht. Es wird untersucht, ob man im Weitersagen der Reime einiges abgeändert hat, ob die Banater Reime stark von den Reimen des deutschen Sprachraums abweichen, oder ob man eine gewisse „Texttreue“ feststellen kann.

2. Merkmale des Rheinfränkischen

Zusammen mit elf anderen Mundarten ordnet Johann Wolf (1987: 135) die Bogaroscher Mundart in die Gruppe der südrheinfränkischen Mundarten mit moselfränkischen Merkmalen ein.

Nach den Kennwörtern *Appel/Apfel* zerfallen die Mundarten in mitteldeutsche (*Appel*-Mundarten) und oberdeutsche Mundarten; die Mundart von Bogarosch ist eine *Appel*-Mundart, eine Mundart, in der die Verwandlung von germanisch anlautendem *p-* zu *pf* nicht stattgefunden hat. In dieser Arbeit werden die westmitteldeutschen Mundarten bzw. die rheinfränkischen Mundarten in Betracht gezogen. Man hat festgestellt, dass sich die rheinfränkischen Mundarten mit ihrem einfacheren Laut- und Formensystem als die stärkste und widerstandsfähigste Mundartengruppe erwiesen haben (Weidlein o.J.: 248 zitiert in Wolf 1987: 83).

Das Rheinfränkische herrscht in der Banater Sprachinsel vor; dabei muss erwähnt werden, dass im Banat Mischmundarten gesprochen werden und dass das Rheinfränkische sich nicht mit all seinen Merkmalen durchgesetzt hat. Das Rheinfränkische als Mundartgruppe des binnendeutschen Sprachraums ist keine einheitliche Mundartlandschaft, es zerfällt ins Pfälzische und Lothringische (im südwestlichen Teil) und ins Hessische (im nordöstlichen Teil). Im Banat sind vor allem die Kennzeichen des Pfälzischen durchgedrungen. Das Pfälzische wird vom Hessischen durch die *fescht/fest-Linie* getrennt, oft wird der Begriff rheinfränkische *fescht*-Mundarten gebraucht. Es geht also um Mundarten, in denen auch das in- und auslautende *-st-* als *-scht-* gesprochen wird, ebenso wird das *-sp-* als *-schp-* gesprochen (Kottler 1984: 232-234). Diese allgemeinen Kennzeichen gelten auch für die Bogaroscher Mundart:

Rheinfränkische Merkmale des Konsonantensystems:

1. Das *p* ist in folgenden Fällen erhalten (das germ. *p* wurde sonst verschoben): im Anlaut, im Inlaut an der Stelle ursprünglicher Doppellaute, im Auslaut und nach *m*: *Perd* ‚Pferd‘, *petze* ‚kneifen‘, *plicke* ‚pflücken‘; *Appel*, *roppe* ‚rupfen‘; *Kopp*, *Schlopp* ‚Schlinge‘, *Strump* ‚Strumpf‘. Vor dem betonten Vokal wird das *p* kräftig behaucht: *P’ann* ‚Pfanne‘, *P’effe* ‚Pfeffer‘.
 2. Die stimmhaften Verschlusslaute *b*, *d*, *g* haben auch im Anlaut ihre Stimmhaftigkeit verloren und werden nicht behaucht: *Bååm* ‚Baum‘, *drehe* ‚drehen‘, *glanze* ‚glänzen‘.
 3. Für das schriftsprachliche inlautende *-b-* steht in der Mundart von Bogarosch der ältere Reibelaut *-w-*: *driwe* ‚drüben‘, *Buwe* ‚Buben‘, *Arweit* ‚Arbeit‘, *Kålwer* ‚Kälber‘. Inlautendes *-d-* wird in den Verbindungen *-nd-*, *-ld-* an den vorhergehenden Konsonanten assimiliert: *finne* ‚finden‘, *gstann* ‚gestanden‘; *ball* ‚bald‘.
 4. Das zwischenvokalische *-g-* ist ausgefallen, z. B. in *soon* ‚sagen‘, *schloon* ‚schlagen‘, *Vermeje* ‚Vermögen‘. Im Auslaut ist *-g* zu *-ch* geworden: *Pluch* ‚Pflug‘, *Tååch* ‚Tag‘. In der Nachbarschaft von *-l* ist *-g-* im Inlaut erhalten: *Någl* ‚Nagel‘, *Vogl* ‚Vogel‘.
 5. Auch der Abfall des *-n* in der unbetonten Endung zwei- oder mehrsilbiger Wörter ist in dieser Mundart festzustellen: *owe* ‚oben‘, *treffe* ‚treffen‘, *Zeide* ‚Zeiten‘ (Kottler 1984: 235-239).
- Rheinfränkische Merkmale des Vokalsystems:
1. Mhd. *â* ist zu *o* verdumpft: *groo* (mhd. *grâ*) ‚grau‘, *Woo* ‚Wage‘, *schlofe* ‚schlafen‘.
 2. Ein anderes Merkmal ist die Vokalsenkung vor *r + Konsonant*: *fertich* ‚fertig‘, *Ferscht* ‚Ferse‘; mhd. *i* und *ü* vor *r + Konsonant* sind ebenfalls zu offenem *e* gesenkt: *derfe* ‚dürfen‘, *Berscht* ‚Bürste‘, *Gscherr* ‚Geschirr‘.
 3. Mhd. *î* und *û* sind diphtongiert: *Eis*, *reiwe*, *streide*, *treiwe* ‚treiben‘; *Haus*, *Raup* ‚Raupe‘, *spautze* (mhd. *spûzen*) ‚spucken‘.
 4. Altes *u* ist erhalten in Wörtern wie: *Summer* ‚Sommer‘, *Sunn* ‚Sonne‘, *trucke* ‚trocken‘. In der Mundart von Bogarosch wurde mhd. *u* vor *r + Konsonant* zu *o* gesenkt: *Dorscht* ‚Durst‘, *Worm* ‚Wurm‘, *dorch* ‚durch‘, *korz* ‚kurz‘.
 5. Mhd. *ou* ist zu dunklem *å* monophthongiert: *lååfe* ‚laufen‘, *glåwe* ‚glauben‘.
 6. Mhd. *ei* erscheint als langes *e*: *kleen* ‚klein‘, *Heed* ‚Heide‘, *Been* ‚Bein‘, *heele* ‚heilen‘.

7. Die Entrundung der mhd. Vokale *ö, ü, oe, üe, iu* ist kennzeichnend für alle rheinfränkischen Mundarten des Banates: *kenne* ‚können‘, *Schissl* ‚Schüssel‘, *bees* ‚böse‘, *kihl* ‚kühl‘, *Leit* ‚Leute‘ (Kottler 1984: 235-239).

Die rheinfränkischen Mundarten weisen Längen auf, die den kurzen Vokalen der Hochsprache gegenüberstehen: *Gaarte* ‚Garten‘, *gehl* ‚gelb‘. Andererseits stehen den Längen der Hochsprache mundartliche Kürzen gegenüber: *nor* ‚nur‘, *Stub* ‚Stube‘, *Gawl* ‚Gabel‘, *suche* ‚suchen‘, *schener* ‚schöner‘.

Andere Merkmale:

1. Das Präteritum ging verloren (mit Ausnahme des Hilfsverbs *sein*); statt des Präteritums steht das Perfekt.

2. Im Präfix *ge-* des Perfektpartizips fällt der Vokal *e* vor den stimmlosen Reibelauten *f, sch, s* und vor dem Hauchlaut *h* in allen Banater Mundarten aus: *gfall* ‚gefallen‘, *gfunn* ‚gefunden‘, *gschwitzt* ‚geschwitzt‘.

3. Einige Partizipien werden ohne *ge-* verwendet: *gang* ‚gegangen‘, *kumm* ‚gekommen‘.

4. Die starken Verben haben überwiegend endungslose Partizipien: *gstorb* ‚gestorben‘, *gebroch* ‚gebrochen‘.

5. In der ersten Person Plural verwendet die Mundart das Pronomen *miir/mer*.

6. Im Wortschatz ist österreichischer Einfluss festzustellen: *Rauchfang* ‚Schornstein, Kamin‘, *Fleischhacker* ‚Metzger‘, *Rindsupp* ‚Fleischbrühe‘, *Karfiol* ‚Blumenkohl‘.

7. Ein moselfränkisches Element, das vorkommt, ist die Bildung des Passivs mit *gin*: *Er git nit gfruit!* ‚Er wird nicht gefragt‘ (Kottler 1984: 240).

3. Über den Kinderreim

Bis ins 19. Jahrhundert wurden Reime mündlich überliefert und waren somit ständigem Wandel und ständiger Deutung – auch der Fehldeutung und dem Missverständnis – unterworfen. Hans Magnus Enzensberger äußerte sich folgendermaßen zu diesem Thema (Lampf Feisthammel 1980: 25, nach Enzensberger 1975: 57):

Der Kinderreim ist heute die einzige poetische Form, deren unmittelbarer Nutzen auf der Hand liegt. Er wird gebraucht. Alles ist noch unentdeckt: das eigene Gesicht, die eigenen Finger, die Tiere, die Jahreszeiten, das Wetter, die Berufe. Der Reim verhilft dem Kind dazu, sich in dieser Welt einzurichten, ihrer Herr zu werden. Essen und Einschlafen, Sprechen und Fragen, Gehen und Zählen,

Schaukeln und Spielen sind Künste, die ihm der Reim kunstvoll zuträgt. Daher kommt seine Würde, die eines Gebrauchsgegenstandes; daher seine Härte, seine Festigkeit, sein Eigensinn, seine Lebenskraft.

Man unterscheidet:

1. Reime, die die Erwachsenen für das Kleinkind gebildet haben – diese sind in der Mehrzahl als Volksgut der Erwachsenen zu betrachten –; sie wurden dem Kind vorgesagt, vorgesungen oder vorgespielt.

2. Reime, die die Kinder selbst gebildet haben – zur Unterhaltung, zum Zeitvertreib. Aus dieser zweiten Kategorie spricht kindliche unbeschwerter Einfallslust. Es sind Verse, die die Kinder sprechen, wenn sie dem Alter der Fingerreime und Schlaflieder entwachsen sind. „Da organisiert sich das Spielfeld der Kinder nach Regeln und Verfahren, die nichts mehr mit den Maßstäben der Erwachsenen zu tun haben“ (Wiener 1978: 27). Die Sprache ist kindlich und den Erwachsenen unzugänglich, die Reime lenken trotzdem den Blick auf das Bedürfnis nach Absonderung.

Besonders die Fingerreime, Kniereiterversen, Schlaflieder, Beschwichtigungsreime, Tier- oder Beschwörungsreime haften fest im Gedächtnis und sie tauchen wieder aus der Erinnerung empor, wenn die Erwachsenen den Zorn der Kinder besänftigen, ihren Schmerz lindern bzw. sie in den Schlaf singen. Aus diesem Grund wurden diese Reime von Generation zu Generation weitergegeben und sind allgemein verbreitet.

Kinderreime sind gewöhnlich kurz, sie weisen einen Endreim oder Stabreim auf und sind leicht einzuprägen. Auch wenn der Inhalt oft sinnlos ist, so wurde ein jeder Reim doch zu einem bestimmten Zweck geprägt, wie z. B. das Abzählen. Des Weiteren stellen Reime eine Wiederbegegnung mit der Eigenwelt der Kindheit dar.

3.1. Reime in der Mundart von Bogarosch

Im Folgenden wird auf Beispiele eingegangen; die ersten Reime, die besprochen werden, sind Reime, die die Erwachsenen für die Kinder gebildet haben. Dazu gehören auch die *Wiegenlieder*:

Schlof, Kindche, schlof,
de Vater hiet die Schof,
die Mutter hiet die Lämmerche,
schlof, Kindche, schlof.

Dieses alte Schlaflied ist in ähnlicher Form mit mehreren Strophen in **Des Knaben Wunderhorn** von Achim von Arnim und Clemens Brentano aufgenommen worden (Lampl Feisthammel 1980: 35, nach Goertz 1973: 127). Das Schlaflied vom Vater, der die Schafe hütet, ist im gesamten deutschen Sprachraum verbreitet, es hat dort drei oder mehrere Strophen und ähnliche Varianten:

Schlaf, Kindlein, schlaf,
der Vater hüt die Schaf,
die Mutter schüttelt's Bäumelein,
da fällt herab ein Träumelein,
schlaf, Kindlein, schlaf (Lampl Feisthammel 1980: 36, nach Rilz 1978: 47).

Das nächste Wiegenlied wurde ebenfalls dem Banater Dialekt angepasst:

Haje, pumpaie – morje geh mer maie
Wann anri Kiner spielen gehn,
Muß ich bei der Wiege stehn.
Die Wiege, die macht knik knak
Schlof du klener Dicksack (Petri 1993: 412).

Dicksack wird als Kosewort für ein kleines Kind verwendet, besonders wenn das Kind ein wenig mollig ist. Dieser Reim ist nicht im Banat entstanden, wahrscheinlich wurde er mitgebracht und es wurden Änderungen vorgenommen; eine ähnliche Variante gibt es auch im deutschen Sprachraum (Lampl Feisthammel 1980: 79). Einen vergleichbaren Reim gibt es außerdem in Alexanderhausen, allerdings kannten schon 1980 die Kinder in der erwähnten Ortschaft diesen Reim nicht mehr.

Knieretverse sind im gesamten deutschen Sprachraum und in jedem Banater Dorf verbreitet (Lampl Feisthammel 1980: 37) wie auch folgendes Beispiel:

Hoppe, hoppe, reite,
Sawl in die Seite,
Flinte in die Wiese,
morje gehen mer schieße! (G. H.).

Es gibt auch eine Nebenform mit einem zusätzlichen Vers:

Hoppe, hoppe, reite, Sawl in die Seite,
Flinte in die Wiese, Spore in die Fieße,

morje gehen mer schieße! (Wichland 1989: 71).

Im gesamten deutschen Sprachraum ist folgende Variante dieses Knierreitverses verbreitet:

Hoppe, hoppe, Reiter,
wenn er fällt, dann schreit er,
Fällt er in den Graben,
fressen ihn die Raben (Lampl Feisthammel 1980: 38).

Ein anderer Knierreitvers lautet:

Hoppe, hoppe, Rille,
de Bauer hat e Fille,
's Fille will net laafe,
no muss de Bauer's verkaafe (G. H.).

In anderen Banater Dörfern sind noch zwei Verse bekannt: „Fille laaft weg,/ (noh) hat de(r) Bauer e Dreck“ (Moritzfeld), in Kleinjetscha lautet die vorletzte Zeile „laafts Fille um de Eck“ (Lampl Feisthammel 1980: 39). Im deutschen Sprachraum ist dieser Vers sehr lang (vgl. Lampl Feisthammel 1980: 39); er wurde von den Einwanderern mitgebracht, im Banat bildete sich eine kürzere Version heraus. Wahrscheinlich ist das Ende auch im Banat entstanden, da der Reim im deutschen Sprachraum anders endet:

Tross, tross, trill,
der Bauer hat ein Füll,
das Füllen will nicht laufen
der Bauer will's verkaufen
verkaufen will's der Bauer
das Leben wird ihm sauer
sauer wird ihm das Leben
der Weinstock, der trägt Reben
Reben trägt der Weinstock (Lampl Feisthammel 1980: 39, nach Rilz 1978: 43).

In Bogarosch ist auch folgender Vers bekannt:

Hopp, hopp, hopp, reit mr im Galopp,
Wer e kleenes Biwl hat,
Reit mi'm Biwl in die Stadt,
Wer e Medl hat so kleen,
Stulpert iwer Stock und Steen (Petri 1993: 413).

Ein beliebtes *Händespiel* ist folgender Reim:

Patschi, patschi, Händle zamm,
was soll de Tata bringe?
Roti Schuh und weiße Strimp,
un e dicke Appl drin (G.H.).

Patsch bedeutet in der Umgangssprache „Hand, Händchen“ oder „klatschender Schlag“ (Kluge 1989: 523).

„Sobald das Kind eine gewisse Sicherheit im Umgang mit der Sprache erworben hat, beginnt es mit Wörtern und Sätzen zu spielen. So gruppiert es z.B. Wörter, die einander klanglich ähnlich sind oder formuliert „Unsinn“ (Lampl Feisthammel 1980: 26, nach Huss 1977: 14). Einen solchen „Unsinn“ stellen oft die *Abzählreime* dar. Abzählreime leiten gewöhnlich ein Spiel ein und bekunden die Freude der Kinder am Reimen und am sprachlichen Gestalten. Ein bekannter Reim ist folgender, es ist ein Reim für größere Kinder:

Ich und du, Millersch Kuh,
Bäckersch Esel, der bischt du! (Wichland 1989: 189).

Im deutschen Sprachraum ist dieser Reim überall verbreitet (Lampl Feisthammel 1980: 52), es sind zwei Varianten bekannt: „Millers Esel“ und „Bäckers Esel“ (Lampl Feisthammel 1980: 52). Ein besonderes Merkmal der Abzählreime ist die Sinnlosigkeit des Inhaltes. Sie erfüllen aber ihren Zweck, da sie bei vielen Spielen gebraucht werden. Ein Spiel beginnt oft damit, dass die Rollen mit Hilfe eines Abzählreimes verteilt werden. Folgender Reim ist im Banat überall verbreitet, es ist ebenfalls ein Reim für größere Kinder:

1, 2, 3,
hicke, hacke, hei,
hicke, hacke, Hawerstroh,
de Miller hat sei Weib verlör,
geht's suche mit de Hunde,
die Katze schlaan die Trumml,
die Meis kehre aus,
die Ratze troon de Dreck naus,
sitzt e Vogl uf'm Dach,
hat sich halwer bucklich gelacht (G.H.).

Andere Abzählreime sind:

A. B. C. D. Katz laaft im Schnee.
Dr Hans laaft ihr no.
De Schnee geht weg.
Dr Hans leit im Dreck (Petri 1993: 410).

Oder:

Ens, zwo, drei, Zuckerbäckerei,
Zuckerbäckeritze, tu ești măgăriță!

Ännche, Männche, Ischpantentche, sitzt die Frau im Garte,
tut ufs Hinkl warte. Kummt e rotes Tippes-Tappes,
beißt em Hinkl de Kopp ab! (Wichland 1989: 202).

Dazu gibt es auch einen weiterführenden Dialog:

Wu's de Kopp?
De Hund hat ne gfress.
Wu's de Hund?
Ins Feier gsprung.
Wu's es Feier?
Es Wasser hats gelescht.
Wu's es Wasser?
De Biko hats gsoff.
Wu's de Biko?
Im griene Wald.
Wu's de griene Wald?
Im Schnitt, no geh mer alli vieri mit (Wichland 1989: 240).

Ännchen, Männche, Bohneblatt, unser Kieh sin satt.
Unser Maad hat gemolk siewe Geiße und e Kuh!
Peder, schließ die Tir zu! Werf de Schlissl hiner die Rein;
Morje frieh soll scheenes Wetter sein! (Wichland 1989: 206).

Diesen Reim gibt es auch im deutschen Sprachraum („[...] werf de Schlissel iwer de Rhein, [...]“ (Rhein. Wörterbuch, Bd. 6, Spalte 630)), infolge einer Fehletymologie wurde im Banat der vorletzte Vers abgeändert und *der Rhein* wurde zu *die Rein* („Kasserolle, flacher Kochtopf“). Im Rahmen dieser Untersuchung wurden auch folgende Bogaroscher Reime gefunden:

Endel, Wendel, Leffelstiel, alti Weiwer fresse viel,

junge misse faste! 's Brot leit im Kaste,
's Messer leit dernewer. Mei Vater is e Wewer,
mei Motter is e Spulemacher,
Wann ich dran denk, kennt ich mich zu Tod lache! (Wichland 1989: 207).

Enerle wenerle, wick auf dich, Tafel, Teller tummel dich!
Wein un Brot, Zuckerlot, Igel, Spiegel, drick die Fliegel,
Hasebank, Silwerschank, ee, bee, Buch, ausgangs drauß (Wichland 1989: 211).

ee, bee, Buch, eins, zwei, drei, du bist aus dr Reih (Wichland 1989: 212).

Spielregeln, denen der Abzählvers dient, sind nicht die Regeln der Erziehungswelt. Beschimpfungen sind nicht allein Ausdruck der Einfallslust, sie sind auch Zeugnisse kindlichen Widerstands gegen unlogische und unpädagogische Praktiken der Eltern und Erzieher:

Eene, meene Tinteglas,
Gehst in die Schul un lernst was
Kommst du hem un kannst nichts
Kriegst e gudi Stiwelwuchs (Wiener 1978: 28).

Dieser Reim ist auch im deutschen Sprachraum verbreitet, endet aber anders:

[...] komm nach Haus und sag mir was
eins, zwei, drei,
du bist frei (Lampl Feisthammel 1980: 60).

Selbst wenn sich die Erziehungsmethoden geändert haben, sind einige *Schülerreime* doch nicht in Vergessenheit geraten, wie folgender Reim:

6 x 6 = 36
is de Lehrer noch so fleißich,
is de Schiler noch so dumm,
tanzt die Rut uf'm Buckl rum.

Buckel wird in der Umgangssprache für ‚Rücken‘ verwendet.

Dieser Spruch ist in jedem Dorf bekannt. Man wollte damit die Schulanfänger gewissermaßen für den Ernst der Schule vorbereiten, ihnen klarmachen, dass von nun an ihre erste Pflicht das Lernen ist. Durch diese Warnung wurde so manchem Kind die Freude am Lernen genommen, noch ehe es die Schule betrat. Dahinter

steckt aber ein wahrer Kern, denn nicht selten war die Rute Mittel zum Zweck (Lampl Feisthammel 1980: 60, nach Gehl 1973: 127).

Im deutschen Sprachraum gibt es für diesen Spruch keine Belege. Selbst wenn die Herkunft der Kinderreime unklar ist, so sind die Absichten und Interessen klar: Die Reime dienen dem Spiel (Abzählverse und Reigenreime), aber auch der Neugier, der Wissbegierde und der Enthüllungslust des Kindes. Diese Eigenschaften äußern sich in den Neck-, Scherz- und Lügenversen.

Scherz- und Neckreime sind bei den Kindern besonders beliebt, oft enthalten solche Verse anstößige Ausdrücke. An Peter und Paul (29. Juni) sagen die Kinder:

Peter und Paul,
macht die Äppl faul,
macht die Biere sieß,
un de Krotte langi Fieß.

Dieser Reim – es gibt mehrere ähnliche Abwandlungen – ist anscheinend nur im Banat verbreitet (Lampl Feisthammel 1980: 65).

Ein anderer Bogaroscher Reim lautet:

Reene, reene, Troppe, Buwe muss mer kloppe,
Kleeni Medle trete, daß se lerne bete (Petri 1993: 407).

Kloppe wird in der Bedeutung ‚schlagen‘ gebraucht. *Trete* hat auch die Bedeutung ‚schlagen‘. Auch in anderen Banater Ortschaften (Moritzfeld) gibt es vergleichbare Varianten:

Reje, reje, Troppe,
die Buwe muss mer kloppe,
die Mädli kumme ins scheeni Bett
die Buwe in de Sauredreck (Lampl Feisthammel 1980: 62).

Die Jungen sangen diesen Verse selbstverständlich umgekehrt. Im deutschen Sprachraum ist dieser Reim als Regenlied bekannt, darum kann man annehmen, dass er von den Einwanderern mitgebracht wurde. Es kann festgestellt werden, dass die ersten zwei Zeilen überall gleich sind, während bei den anderen Änderungen vorgenommen wurden. Die Version im deutschen Sprachraum lautet:

Regen, Regen, Tropfen,
Die Buben muss man klopfen,
die Mädchen in ein seidenes Bett,
die Buben in eine Dornenheck (Lampl Feisthammel 1980: 63).

Aus folgendem Reim erfährt das Kind, dass oft nur leere Versprechungen gemacht werden; dieser Reim ist nur im Banat verbreitet (Lampl Feisthammel 1980: 67):

Hascht kalt? – Schlupp in de Wald.
Hascht heiß? – Schlupp in die Pardeis.
Hascht kiehl? – Schlupp in die Miehl.
Hascht warm? – Schlupp in de Darm.
Hascht Dorscht? – Schlupp in de Worscht.

Kinder machen sich oft über andere lustig und finden auch Vergnügen an der Herabsetzung des anderen. Die *Spottreime* zeugen von origineller Schöpfungskraft, jedes Dorf hat in der Regel seine eigenen Reime, nur wenige sind allgemein verbreitet. Da im deutschen Sprachraum nur wenige Belege zu finden sind, kann man annehmen, dass viele Spottreime im Banat gebildet wurden (Lampl Feisthammel 1980: 70). Es gibt zahlreiche Spottreime auf Namen, wie nachstehende Beispiele beweisen:

Hans, schlawans, schmier Butter ufs Brot,
Schlaat sei Weib mit Lumpe tot.
Heut is Kerweih, morje aa,
Bis zum Samschta Owed.
Geh ich no zum Lisabet,
Saan ich: Gute'n Owed.
Mach mol uf du Lisabet
Saa mer gschwind wu steht dei Bett?
Ei, hinre'm Owe steht's im Eck
Hansi, du bischt gar so keck (Petri 1993: 408).

Annamarei, koch de Brei, koch ne nit zu dick,
Daß dr Jakob nit verstickt (Petri 1993: 408).

Toni, Lemoni, drei Kreizr, Nassschneitzr, Kukuk (Petri 1993: 414).

Hans, Franz, beißt e Wanz,
Stoppt mit Malai voll sei Phans (Petri 1993: 414).

Michl, Sichl, Eulespiechel

Laaft no jedm Spitzetichl (Petri 1993: 414).

Peterlelee, (lelee), hat's Himmet voll Fleh,
de Kopp vollr Leis,
Drum ism so heiss (Petri 1993: 414).

Der Vers ist manchmal ein konkreter Nothelfer, der Grenzen ziehen und Schranken setzten hilft. Er dient dazu, Beschimpfungen zurückzugeben und Vorwürfe auf den Angreifer abzuwälzen.

In Bogarosch sagten die größeren Kinder den kleineren folgenden Reim:

Neigierichi Fratze, verbrenne sich die Pratze.

Fratz bedeutet im Rheinischen (Rhein. Wörterbuch, Bd. 2, Sp. 738) ‚ungezogenes, freches Kind‘. Pratze wird für ‚Hände‘ gebraucht. Tier- oder Beschwörungsreime sind in jedem Dorf im Banat verbreitet. Zuerst wird der Name des Tieres ein bis zweimal gesprochen, dann folgt der Wunsch oder ein Befehl; wenn das Gewünschte nicht eintritt, dann folgt meist eine Drohung:

Schneck, Schneck kumm raus, streck dei siewe Herner raus (G. H.).

Schneck, streck dei vier Ohre raus,
Sunscht schlaa ich dir e Loch ins Haus,
Werf dich iwer e Kerchhofgrawe,
Do weres dich no begrawe (Petri 1993: 412).

In anderen Banater Dörfern (Moritzfeld, Alexanderhausen) gibt es längere Varianten, auch im deutschen Sprachraum ist dieser Reim verbreitet und hat auch mehrere Verse (Lampf Feisthammel 1980: 46).

Beschwichtigungsreime sagt man, wenn ein Kind sich gestoßen hat:

Hele, hele, Katzedreck,
bis morje frieh is alles weg (G.H.).

Ein ähnlicher Reim ist auch im deutschen Sprachraum bekannt:

Heile, heile, Mausespeck,
in hundert Jahr ist alles weg.

Im gesamten deutschen Sprachraum ist folgender Reim verbreitet:

Heile, heile Kätzchen,
das Kätzchen hat vier Tätzchen,
das Kätzchen hat'n langen Schwanz,
bis morgen ist alles wieder ganz (Lampl Feisthammel 1980: 31).

Fingerreime wie folgender sind sehr beliebt:

Des erscht ist dr Daume,
Dr zweit schittlt Praume,
Dr dritt rafft se uf,
Dr vierti traat's nuf,
Dr fünfti esst se alli uf (Petri 1993: 114).

Praume steht für ‚Pflaumen‘. In der Mundart von Bogarosch heißen die Pflaumen *Prunje*, dem Reim zuliebe steht hier *Praume*. Durch den Vers werden auch die Beziehungen untereinander, im Guten wie im Bösen, geregelt. So richtet sich nachstehender Vers gegen Angeber und Lügner:

Hat geloo, hat betroo, hat die Kuh am Schwanz gezoo (G.H.).

Wenn die Kinder einen Kuckuck hörten, riefen sie:

Kukuksknecht – saa mer recht,
Saa mer's dorch die Rewe,
wie lang ich noch wer lewe (Petri 1993: 412).

Danach zählten sie die Kuckuckrufe, die ihnen die noch zu lebenden Jahre ansagen sollten.

Reime und Lieder auf Tiere kommen oft vor, in der Mundart von Bogarosch wurde nur folgender Reim gefunden:

Bauer, bin de Schocksi an, dass er mich net beiße kann!
Beißt e mich, so strof ich dich, tausend Gulde koscht et dich (Wichland 1989: 261).

Zahlreich sind auch *brauchtumsgebundene Reime*, im Folgenden werden nur einige erwähnt. Am Neujahrstag gingen die Kinder und Enkel ein „gutes Neujahr“ wünschen, bei den Kleinen lautete die Wunschformel im Allgemeinen folgendermaßen:

Ich wünsch, ich wünsch, ich weeb nit was,
greift in de Sack un git mer was!
Git mer nit zu weenich, ich sin e kleener Keenich,
lobt mich nit so lang do stehn, ich muß um e Heisl weitergehen! (Petri 1993: 439).

oder:

Ich wünsch eich e goldene Tisch, an jedem Ecke e gebackene Fisch,
de Bode voll Kerner, de Stall voll Herner, de Keller voll Wein;
so soll de Herr und die Frau recht luschtich sein! (Wichland: 1989: 266).

An Karsamstag gingen die Buben von Haus zu Haus und sagten folgenden Spruch:

Ihr Leit, ihr Leit, ihr liewe Leit.
Mir kumme um die Oschterzeit.
Git uns Aajer oder Geld.
Oder, was eich sunscht gfällt.
Nor ke Schlee, die tun wee.
Glick ins Haus, Unglick raus. Aajer oder Geld raus,
oder schlaan mer e Loch ins Haus (Petri 1993: 447).

Zum Namenstag sagte man nachstehenden Reim:

Ich wünsch de Namstach an!
In unsrem Garte steht a Baam, es sin Äppl un Bire dran;
Stieglitze ton druf singe, un Kaffe ton ich gere trinke.
Ich sin net vun hie, sin net vun dort,
ohni e Kreizer gehn ich net fort (Wichland 1989: 285).

Im Banat ist auch das *Ringel, Ringel, Reihe-Spiel* verbreitet, in Bogarosch wurde dabei folgende Abwandlung des Liedes gesungen:

Ringl, Ringleuie, die Katz freßt die Eier,
dr Hund freßt de Kuche, do muß die Motter fluche!
Sitz mer uns in de Hollerbusch,
mach mer alli kusch, kusch, kusch! (Wichland 1989: 288).

Hollerbusch (,Flieder') entspricht nicht der Mundart von Bogarosch, wo man *Mairesl* sagt. Dieses Reigenlied wurde wahrscheinlich auch von den Einwanderern mitgebracht, im Banat wurden einige Änderungen vorgenommen. Im deutschen Spachraum ist folgende Variante verbreitet:

Ringel, Ringel, Reihe,
sind der Kinder dreie,
sitzen unterm Holderbusch,
schreien alle: Husch, husch, husch!
Sitz nieder! (Lampf Feisthammel 1980:100, nach Bull 1975: 96).

Die Kinder bilden einen Kreis und tanzen zum Reigen. Bei der letzten Zeile hocken sich alle nieder.

Zu den Singspielen, die in Bogarosch und in anderen Banater Ortschaften gespielt wurden, zählt auch *Goldene, goldene Brücke*. Zwei Kinder bilden mit ausgestreckten Armen eine Brücke, während die anderen sich die Hände reichen und durch die Brücke ziehen, indem sie sich bücken. Dabei wird gesungen, aber nicht in Mundart (!):

Goldne, goldne, Brücke,
wer hat sie denn zerbrochen?
Der Goldschmied, der Goldschmied,
mit seiner jüngsten Tochter.
Zieht alle durch, zieht alle durch,
den letzten wolln wir fangen.
mit Spießen und mit Stangen.

Nachdem das Lied zu Ende gesungen wurde, wird das letzte Kind zwischen den heruntergefallenen Armen wie in einer Zange gefangen. Vorher haben sich die beiden Kinder, die die Brücke bilden, je eine Farbe gewählt (bzw. Himmel-Erde; Ring-Kette). Der „Gefangene“ wird nun gefragt, welche Farbe er möchte, und stellt sich hinter den Spieler mit der betreffenden Farbe. Wenn alle Kinder „gefangen“ sind, beginnt das *Tauziehen, Strickziehen*. Dieses kann auch als selbstständiges Spiel gespielt werden. Dabei erproben die Kinder ihre Kräfte. Man versucht die gegnerische Gruppe über den Trennungstrich zu ziehen. Das Spiel heißt so, weil eigentlich ein Strick (ein Seil) zum Ziehen benützt werden sollte.

Beliebt ist auch das Schaukeln; die Schaukel heißt *Kluntsch*, auch das *Strickhupse* ‚Seilspringen‘ ist bei den Mädchen beliebt. Das Fangspiel heißt in Bogarosch *Nohlaafiches*; auch im Wiener Raum sagt man *Nachlaufen*. Das Versteckspiel wurde meist im Freien gespielt und heißt *Verstoppliches*. Im Rheinland bedeutet „Stoppe spille“ Verstecken spielen, wobei „Stoppe“ bedeutet „Sucher sein, der vorher die Augen zuhalten muss“ (Rhein. Wörterbuch Bd. 8, Sp. 743).

Verbreitet sind auch *Gehspiele*: Das Kleinkind wird von einem Erwachsenen zwischen die Beine genommen, an den Händen gehalten und

im Rhythmus lässt man es von einem Fuß auf den anderen treten. Auf die letzte Zeile muss es wackeln:

Das sin die mehrschte Trappe,
siewe Schimmlle un eene Rappe.
So tret mer die Bohne;
Wer die Bohne nit trete kann,
der is forwahr ke braver Mann!
Schockls Loch, schockls Loch, schockls Loch! (Wichland 1989: 83).

4. Schlussbemerkung

Bei der Überlieferung von Kinderreimen kann man einerseits feststellen, dass die Kinder selbst auf dem Text eigensinnig beharren; es soll alles beim Alten bleiben, Kinder wollen alles immer wieder hören; obwohl man bezüglich der Reime alte Grundmuster und beliebte Regeln bewahrt, so kann man aber auch feststellen, dass diese Gattung sich im Banat verändert hat. Man ist mit dem von den Einwanderern mitgebrachten Wort- und Ideengehalt nicht immer gleich streng umgegangen.

Analysiert man mehrere Varianten ein und desselben Kinderreimes, so kommt man zur Schlussfolgerung, dass nur bestimmte Arten von Reimen (Neck-, Lügen-, Spott- und Abzählverse) freier mit dem Wortmaterial verfahren und es mit den Überlieferungen nicht so genau nehmen (Wiener 1978: 26).

Im Rahmen dieser Untersuchung wurde festgestellt, dass im Reim altes Sprach- und Ideengut bewahrt wird. Manche sprachlichen Unstimmigkeiten, die in einigen Beispielen vorkommen, sind darauf zurückzuführen, dass ein Teil des Materials von Laien aufgezeichnet wurde. Andererseits fällt auf, dass nicht alle Wörter, die in den Reimen vorkommen, typisch mundartlich sind; dies ist dem Einfluss der Hochsprache oder anderen Mundarten zuzuschreiben. Dennoch bietet diese Arbeit einen Einblick in das sprachliche Volksgut der deutschen Bewohner des Banates.

Quellen

Lampl Feisthammel, Ingeborg (1980): **Kinderreime und Kinderspiele in den deutschen Mundarten von Marienfeld und Schandra**, West-Universität Temeswar, unveröffentlichte Diplomarbeit.

- Petri, Anton Peter (1993): **Heimathbuch der Heidegemeinde Bogarosch im Banat**, Marquartstein: Manstedt.
- Wichland, Horst (Hrsg.) (1989): **Reime, Rätsel, Kinderspiele**, Bukarest: Kriterion.
- Wiener, Edith (1978): **Die Welt des Kindes in der Mundart von Kleinjetscha**, West-Universität Temeswar, unveröffentlichte Diplomarbeit.

Literatur

- Kluge, Friedrich/ Seebold, Elmar (1989): **Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache**, 22. Auflage, Berlin [u.a.]: de Gruyter.
- Kottler, Peter (1984): *Sprachliche Kennzeichnung der Banater Deutschen*.
In: Gehl, Hans (Hrsg.): **Schwäbisches Volksgut. Beiträge zur Volkskunde der Banater Deutschen**, Temeswar: Facla, 226-263.
- Müller/ Josef, Dittmaier/ Heinrich, Schützeichel/ Rudolf, Zender/ Matthias (Hrsg.): **Rheinisches Wörterbuch**. Bd 2, Bd.6, Bd.8, Bonn, Berlin 1928-1971.
- Wolf, Johann (1987): **Banater deutsche Mundartenkunde**, Bukarest: Kriterion.

Lorette Brădiceanu-Persem
Temeswar

Althochdeutsch, Mittelhochdeutsch, Neuhochdeutsch ... Lenaudeutsch

Abstract: „Lenau Deutsch“ („Lenau-German“) is a rather unusual German and Romanian language mixture, frequently spoken by pupils, but also by teachers, in the Nikolaus Lenau High School Timișoara, whose name was taken after Nikolaus Lenau, a poet born in Timișoara. The study tries to illustrate some samples of this spoken language through typical examples, in a funny way, in a short story.

Keywords: school slang, Gibberish, Lenau High School Timișoara.

Noch nie vom Lenaudeutsch gehört? Noch nie diese Entwicklung, diese Explosion des Deutschen, oder besser gesagt Implosion, diesen Zusammenbruch der deutschen Sprache Lenaus angetroffen?

Kein Wunder – denn diese Art oder Ab-Art des Deutschen ist einzigartig und nicht zu weit verbreitet: Das Lenaudeutsche *kursiert* und *zirkuliert* nämlich hauptsächlich um die deutschsprachige Nikolaus-Lenau-Schule in Temeswar, Rumänien, und ist leider nicht, wie man dem Namen nach vermuten könnte, die erhabene Schriftsprache des österreichischen Schriftstellers des Biedermeier, Nikolaus Lenau, oder eigentlich Nikolaus Franz Niembsch Edler von Strehlenau.

Paradoxerweise gerade von jenen produziert und *vehikuliert*, die die Institution Lenau-Schule zwecks Erlernung der eigentlichen, echten, erhabenen Lenau-Sprache, also des richtigen Deutsch, besuchen, ist das Lenaudeutsch im Grunde genommen nur mehr eine Mischung des Deutschen mit dem Rumänischen, eine Eindeutschung rumänischer Begriffe, die manchmal aus dem Kontext gerissen, den „Laien“ Verständnis-Schwierigkeiten bereiten oder zumindest ein verdutztes, ratloses Achselzucken hervorrufen.

Das vorhin erwähnte Verb *vehikulieren* gehört zu diesem sogenannten Lenaudeutsch und erinnert an das rumänische Wort „a vehicula“: a face să circule, a difuza, a transmite, a răspândi (**DEX** 1996: 1154), also ‚weiterleiten, weitergeben, verbreiten‘.

Nun wäre selbstverständlich der besagte Namensträger der oben genannten Schule, auch wenn selbst seiner Abstammung und Lebensgeschichte nach als ein Mischling anzusehen – er wurde nämlich auf heutigem rumänischen Boden im damaligen Csátád, im heutigen Lenauheim geboren, das zu seiner Zeit zum Königreich Ungarn innerhalb der habsburgischen Donaumonarchie gehörte –, nun wäre also der Schriftsteller Nikolaus Lenau (1802-1850) wohl wenig stolz darauf, dass sich das Lenaudeutsch gar nicht auf seine Schreibart des Deutschen bezieht, sondern ganz im Gegenteil sich nur seines Namens bemächtigt, um diese Schülersprache zu bezeichnen, die die ausdrucksstärksten oder zugänglichsten Wörter der zwei unterschiedlichen Sprachen, Deutsch und Rumänisch, zu einem regelrechten Kauderwelsch vereint. Wohlgemerkt ist laut „Wikipedia“ (Was wären wir heute ohne Internet?) das „Kauderwelsch“ eine „abwertende Bezeichnung für eine verworrene Sprechweise, für ein unverständliches Gemisch aus mehreren Sprachen oder eine unverständliche fremde Sprache“ (de.wikipedia.org/wiki/Kauderwelsch); der Sprach-Brockhaus geht sogar noch weiter und spricht von einem „schwer verständliche[n] Gerede, [von] geradebrechte[m] Deutsch“ (**Der Sprachbrockhaus** 1940: 302), für unsere heutigen Begriffe also von einem grausam zugerichteten Deutsch.

Für Auswärtige oder waschechte Deutsche mag dieses Lenaudeutsch auch wirklich fremdartig und unverständlich klingen, für Lenauschüler und -lehrer aber sind Phrasen wie folgende Alltagssprache:

„Frau Popescu, können Sie mir, bitte, bitte, bitte, meine Absenzen motivieren? Meine Mutti hat Ihnen ja ein Telefon gegeben und gesagt, dass ich krank war.“ „Ja, Andreea, ich werde dir die Abwesenheiten entschuldigen, keine Sorge, denn deine Mutti hat mit mir telefoniert und mir eine Entschuldigung zukommen lassen.“

Im Klartext: Unter *Absenz* meint man selbstverständlich die Fehlstunde in der Schule und sie ist, wie Sprachexperten behaupten könnten, kein Überbleibsel des Deutschen, das im Schweizerischen und Österreichischen noch gebraucht wird, ansonsten aber veraltet wirkt (vgl. <http://www.dict.cc>), wie aus Lenaus Zeiten stammend, sondern im Lenaudeutschen ist es schlicht und einfach die Eindeutschung des rumänischen Wortes „absență“.

Was *motivieren* anbelangt, nun gut, dieses Wort ist im Deutschen geläufig, aber mit der Bedeutung ‚anspornen, anfeuern, für etwas begeistern, für etwas interessieren, Feuer und Flamme sein, anregen, ermuntern‘ (www.wie-sagt-man-noch.de/synonyme/motivieren.html), sowie ‚animieren, anreizen, anstacheln, ermutigen, Interesse/Lust wecken, stimulieren, veranlassen‘ (**Duden** 2004: 624), so dass für Außenstehende die

Frage der Schülerin, ob die anscheinend schülerfreundliche Lehrerin rumänischer Abstammung wohl ihre „Absenzen motivieren“ könne, so viel bedeuten könnte wie: „Können Sie mich, bitte, dazu ermutigen, dass ich vom Unterricht fehle?“ Und das meint die Schülerin *garantiert* nicht, sie will nur, dass sie keine unentschuldigte Fehlstunden hat, um noch einige Male getrost schwänzen, also *chiulieren* zu können, denn das schafft sie nämlich schon problemlos allein, dazu braucht sie keinen Ansporn.

Außerdem geht aus dem Gesagten der Schülerin ja fast hervor, dass ihre Mutter die Lehrerin womöglich mit einem Handy bestochen, also *mituiert* haben muss, wenn sie ihr ein Telefon gegeben hat, aber nein, die Lehrkraft ist unbefleckt, die vermutete Anklage ist eigentlich nur die Entlehnung aus dem Rumänischen „a da un telefon“.

Frau Lehrerin Popescu rutscht trotz ihrer Vorbild-Funktion anscheinend auch ins Lenaudeutsche, wenn sie von einer *Entschuldigung* statt von einer ärztlichen Bescheinigung spricht, aber wirklich nur anscheinend. In der Schule hat sich nämlich allgemein im Deutschen dieser Begriff statt des eher umständlichen „Entschuldigungsschreibens“ oder der „Krankheitsbestätigung“ eingebürgert.

Aber horchen wir mal ein Stück weiter, was da noch so in der Nähe der Lenau-Schule gesprochen wird, und ich meine absichtlich in der Nähe der Schule und nicht in der Schule, da es wieder ums Fehlen geht:

„Kommst nach der großen Pause noch zurück in der Schule?“, fragt da ein besorgter *Kollege*, denn so heißen im Lenaudeutschen die Mitschüler, im Deutschen nennt man nur solche Leute so, die im gleichen Beruf tätig sind – aber Schüler sitzen ja schließlich und endlich auch wie Arbeiter acht Stunden lang in der Schule, wenn sie, wie gesagt, nicht schwänzen, also dürfte es sogar so gesagt werden. Der Schüler stellt die Frage nicht nur falsch, denn im Deutschen dürfte das Subjekt „du“ nicht fehlen und unter dem Einfluss des Rumänischen „unde“ statt „încotro“ hört man immer seltener das richtungsanzeigende und im Akkusativ stehende „in die Schule“, sondern er bekommt auch noch darauf die lapidare Antwort: „Es hängt ab.“ Diese klingt natürlich in feinen deutschen Ohren auch falsch, denn der Satz ist unfertig, man muss wissen, wovon das Von-der-Schule-Fehlen oder In-die-Schule-Gehen abhängt: Wohl von Frau Popescus Großzügigkeit *Absenzen* zu *motivieren*? Wohl möglich, doch dem Lenauschüler ist dieses „depinde“ aussagekräftig genug und es sorgt sogar für eine gewisse Heimlichtuerei, im Sinne: Ich hab’ da meine Gründe.

Ein Grund wird trotzdem endlich hervorgebracht: „Es hängt ab.“ Er, der Junge, wiederholt sich, er will Spannung schaffen, aber es hängt

anscheinend doch nicht von der liebenswürdigen Frau ab, sondern von einer anderen, eher unbeliebten Person, denn es folgt die Vermutung: „Ich glaube, wir geben Test in Deutsch. Oder nicht?“ Nun, mein Junge, deinem Lenaudeutsch entnehmend, wäre es in deinem Falle vielleicht wirklich ratsam, dass du vom Test fehlst, denn du gibst nicht den Test wie ein Geschenk für den Lehrer, sondern du schreibst ihn gegebenenfalls, wenn du weißt, was und wie du es richtig zustande bringen sollst.

Für jene aber, die sich trotz Vorwarnung doch im Klassenraum befinden, als es heißt, es wird Test geschrieben, ist es klar, dass zumindest einmal, wenn nicht viel, viel öfter in der Stunde die unausweichliche Frage von einem oder anderen gestellt wird: „Herr, was schreibt dort an der Tafel?“

Dabei fallen gleich zwei Sonderbarkeiten auf: Zum einen das Wort „Herr“, genauso wie es immer wieder einfach „Frau“ im Unterricht heißt, denn früher war es die „Genossin“, oder „Geno“, die es heute nicht mehr gibt, und außerdem wirkt der Zusatz „Lehrerin“ oder „Lehrer“ oder mehr noch, der vollständige Name (z.B. „Frau Brădiceanu-Persem“ – dann doch lieber nur „Frau“!) manchmal sehr umständlich, so dass man sich lieber als Schüler in die Rolle des dem „Herrn“ Untergeordneten versetzt, sei es dem Sklavenhalter oder Gott persönlich. Zum Zweiten taucht erneut der aus dem Rumänischen „Ce scrie la tablă?“ herbeigeleitete Fehler auf.

Ist nun kein Platz mehr an der Tafel, begeht selbst der Deutschlehrer den „lenaudeutschen“ Fehler: „Kann mir bitte jemand die Tafel löschen?“ Gott bewahre, Herr Lehrer! Brennt sie denn? Dann sollte man aber schleunigst die Feuerwehr holen und dürfte nicht so unbeteiligt tun. Es stimmt, man muss vor dem Schlafengehen die Kerzen auf dem Tisch oder die restliche Glut im Kamin löschen, man kann selbst gehoben das Licht löschen, wenn man es einfach abschaltet, aber bei der Tafel lässt sich das wohl schlecht machen, man kann sie nämlich als solche nicht löschen, sondern nur „das Geschriebene auf der Tafel“ (vgl. **Duden** 2003: 1030).

Nach dem erwähnten Test erfolgt die mehr oder minder schnelle *Verbesserung* der Arbeiten seitens des Lehrers, wobei der arme überforderte Herr lediglich rote Striche kreuz und quer über Tinten bekleckerte Papiere zieht, um die Fehler kenntlich zu machen und gegebenenfalls zu korrigieren, aber auf keinen Fall schreibt er eigenhändig noch einmal siebenundzwanzig bessere Kontrollarbeiten. Vor der Besprechung der Arbeiten drängeln dann die Schüler: „Bitte, darf ich sie teilen?“ und sie meinen dabei nicht, dass sie die schlechten Tests rachesüchtig verteilen, oder dass sie sie brüderlich unter sich teilen wollen, sondern sie wünschen schlicht und einfach sie

„auszuteilen“, begehen aber wiederum den Fehler wegen des rumänischen Verbs „a împărți“, das diese feine sprachliche Unterscheidung nicht macht. Und wenn dann auf einem Blatt die kleinste Note, eine Eins, steht, bittelt der ertappte Abschreiber: „Aber, bitte, bitte, bitte, ich habe nicht von George kopiert!“. Selbstverständlich denkt der unter der verheerenden Note Leidende keinen Augenblick daran, dass er sich durch die Namensnennung einerseits verraten hat und andererseits noch einmal mangelnde Deutschkenntnisse unter Beweis stellt. *Kopieren* ist nämlich nicht mit Abschreiben gleichzustellen, sondern heißt ‚eine Kopie machen, eine Kopie herstellen, ein Kunstwerk o. Ä. nachbilden‘ (vgl. **Duden** 2003: 948) und die Arbeit des Banknachbarn war natürlich auch kein Meisterwerk. Diesem Schüler aber reicht im Nachhinein auch die Fünf, nur bestehen will er. Andernfalls muss er wie der Unglückspilz den ganzen Sommer lang der bevorstehenden Prüfung „entgegenfiebern“. Aber was soll’s! Hauptsache ist ja, dass er im Spätsommer-Frühherbst die Nachprüfung schafft, das lautet dann im Lenaudeutschen: „Na, siehst, ich habe genommen!“, so wie im Rumänischen „am luat (examenul)“. So schwer war es ja auch nun wieder nicht!

Und wenn man ganz genau hinhört, so eignen sich selbst die Lehrer aus Deutschland diese eigenartige Sprache an, wenn sie an die Lenau-Schule kommen, denn alle holen sie den *Katalog* mit in den Unterricht und meinen dabei hundertprozentig das große blaue oder rote Klassenbuch, denn man sieht keinen mit der neuesten Ausgabe der „Quelle“ das Lehrerzimmer verlassen. Unter *Katalog* versteht der Duden nämlich ein ‚nach einem bestimmten System geordnetes Verzeichnis von Gegenständen, Namen o.Ä.: der K. einer Bibliothek, eines Versandhauses, einer Ausstellung‘ (**Duden** 2003: 885). Die aber in der Lenau-Schule gemeinte Bedeutung „Klassenbuch“ tritt im rumänisch-deutschen Wörterbuch erst an fünfter Stelle auf (vgl. Anuței 1990: 248).

Doch im Lenaudeutschen heißt das Lehrerzimmer eigentlich noch eher *Kanzlei* in Anlehnung an das rumänische „cancelarie“, das eigentlich ‚Amtskanzlei, Büro eines Rechtsanwalts od. einer Behörde‘ (**Duden** 2003: 875) bedeutet, denn nur „cancelaria profesorilor“ wäre das „Lehrerzimmer“ (vgl. Anuței 1990: 232). Doch genauer untersucht, stellt man fest, dass selbst in der rumänischen Sprache das Wort „cancelarie“ anscheinend fälschlich mit der schulischen Bedeutung verwendet wird, zumal im **DEX** nur steht: ‚birou sau secție a unei instituții (publice) destinată lucrărilor administrative, aparatul administrativ auxiliar al cancelariilor unor șefi de state‘ (**DEX** 1996: 131). Also *Pardon!*

P.S. Wenn der Schriftsteller Nikolaus Lenau das heutige Lenaudeutsch an der Nikolaus-Lenau-Schule in Temeswar hörte, reagierte er darauf bestimmt nur gelassen und überheblich. Wahrscheinlich steht eben deshalb an der Schulpforte dieses Zitat von ihm:

Trutz Euch (1851)

Ihr kriegt mich nicht nieder,
Ohnmächtige Tröpfe,
Ich kehre wieder und wieder,
Und meine steigenden Lieder
Wachsen begrabend Euch über die Köpfe!

Literatur

Anuței, Mihai (Hrsg.) (1990): **Dicționar român – german**, București: Editura științifică și enciclopedică.

Der Sprachbrockhaus (1940): **Deutsches Bildwörterbuch**, Leipzig: Brockhaus.

Dicționarul explicativ al limbii române (DEX) (Hrsg. Academia Română, Institutul de lingvistică „Iorgu Iordan“) (21996), București: Univers enciclopedic.

Duden (2004): **Das Synonymwörterbuch**, 3., völlig neu erarbeitete Aufl., Bd. 8, Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich: Dudenverlag.

Duden (2003): **Deutsches Universalwörterbuch**, 5., überarb. Aufl., Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich: Dudenverlag.

Lenau, Nikolaus (1970): **Sämtliche Werke und Briefe**. Auf der Grundlage der historisch-kritischen Ausgabe von Eduard Castle mit einem Nachwort herausgegeben von Walter Dietze, Leipzig, Frankfurt a.M.: Insel-Verlag.

<http://de.wikipedia.org>.

<http://ro.wikipedia.org>.

<http://www.dict.cc>.

<http://www.wie-sagt-man-noch.de>.

Anhang

kursieren, zirkulieren: ‚in Umlauf sein‘ (**Duden** 2003: 978, 1860)

vehikulieren: ‚in Umlauf bringen/ setzen‘ (Anuței 1990: 1569)

< rum. „a vehicula“ = ‚weiterleiten, weitergeben, verbreiten‘ (vgl. **DEX** 1996: 1154)

Kauderwelsch: ‚abwertende Bezeichnung für eine verworrene Sprechweise, für ein unverständliches Gemisch aus mehreren Sprachen oder eine unverständliche fremde Sprache‘ (de.wikipedia.org/wiki/Kauderwelsch) ‚schwer verständliches Gerede, geradebrechtes Deutsch‘ (**Sprach-Brockhaus** 1940: 302)

Absenz: (bes. österr., schweiz.) ‚das Abwesendsein von einem Ort‘ (**Duden** 2003: 93)

motivieren: ‚anspornen, anfeuern, für etwas begeistern, für etwas interessieren, Feuer und Flamme sein, anregen, ermuntern‘ (www.wie-sagt-man-noch.de/synonyme/motivieren.html)

‚animieren, anreizen, anstacheln, ermutigen, Interesse/ Lust wecken, stimulieren, veranlassen‘ (**Duden** 2004: 624)

garantiert: (ugs.) ‚mit Sicherheit, bestimmt‘ (**Duden** 2003: 598)

Entschuldigung: ‚Entschuldigungsschreiben, Entschuldigungszettel‘ (Anuței 1990: 927), ‚Krankheitsbestätigung‘

Kollege: ‚jmd., der mit anderen zusammen im gleichen Beruf tätig ist, jmd., der mit anderen zusammen im gleichen Betrieb tätig ist, Arbeitskollege‘ (**Duden** 2003: 924)

Verbesserung: ‚Änderung, durch die etw. verbessert wurde‘ (**Duden** 2003: 1685)

kopieren: ‚eine Kopie machen, eine Kopie herstellen, ein Kunstwerk o. Ä. nachbilden‘ (**Duden** 2003: 948)

Katalog: ‚nach einem bestimmten System geordnetes Verzeichnis von Gegenständen, Namen o.Ä.: der K. einer Bibliothek, eines Versandhauses, einer Ausstellung; einen K. durchblättern‘ (**Duden** 2003: 885)

Kanzlei: ‚Büro eines Rechtsanwalts od. einer Behörde‘ (**Duden** 2003: 875)

Pardon: ‚noch häufig Höflichkeitsformel zur Entschuldigung‘ (**Duden** 2003: 1183)

Beate Petra Kory
Temeswar

„Wir sind Aussiedler auf Lebenszeit“¹. Das Pendeln zwischen Ost und West in Richard Wagners Roman *Habseligkeiten*

Abstract: The present study dwells on Richard Wagner's novel, *Habseligkeiten*, starting with its structural resemblance to the novel *Muren von Wien*, and it especially emphasizes the new themes related to the nexus of problems concerning the emigrants, as follows: the negative image of Romania, which emphasizes the abuses during communism era and the effects of the totalitarian state on this country and its inhabitants, the negative image of the Banat Swabians and the negative image of Germany. This nexus of themes converges to the central theme of the novel, the threefold homelessness position of the first person narrator, who, therefore, belongs neither to German minority in Romania nor to the Germans in Germany. The inquiry also deals with the opposite types of emigrants depicted by Wagner in his novel.

Keywords: German literature from Romania, Banat, Banat Swabians, emigration, dictatorship, homelessness.

Obwohl Richard Wagner in seinem Roman **Die Muren von Wien** (1990) minutiös der Aufarbeitung und Bewältigung der Vergangenheit aus der Perspektive des Auswanderers Benda nachgegangen ist, wendet er sich in dem vierzehn Jahre später erschienenen Roman **Habseligkeiten** (2004) erneut diesem Thema zu. Es scheint, dass diese Problematik den Schriftsteller selbst, der im Jahre 1987 aus Rumänien nach Westdeutschland ausgewandert ist, zum Ruhelosen werden lässt und ihn dazu veranlasst, diesem Themenkreis immer wieder neue Aspekte abzugewinnen.

In der einschlägigen Forschungsliteratur wird daher auch das Neue hervorgehoben, das dem Schriftsteller in diesem Roman bei seiner Auseinandersetzung mit der eigenen Banater Geschichte gelingt. So hebt

¹ Wagner 2004: 224.

Peter Mohr² hervor, dass Wagner dem Leser „erstmal ein umfassendes, über mehrere Generationen reichendes Erzählpanorama über das Leben im Banat“ vorlege; Dorothea von Törne³ spricht von einem „Epochenroman über die Atmosphäre im Jahrhundert der Fluchten“, während Renate Rauch⁴ die Aufmerksamkeit des Lesers auf die „ungemein lebendige Familiensaga“ lenkt, die Wagner in diesem Roman entwirft.

Im Folgenden soll der Roman ausgehend von seiner strukturellen Ähnlichkeit zu den **Muren von Wien** analysiert werden, wobei insbesondere die neuen Themen hervorgehoben werden, die Wagner bezüglich der Problematik des Auswanderers aus dem Banat anspricht: das negative Rumänienbild, das die Missstände während des Kommunismus und auch die Nachwirkungen des totalitären Regimes auf Land und Leute hervorkehrt, das kritische Bild der Banater Schwaben, das kritische Deutschlandbild und schließlich die Auswanderung im Kontext der Heimat- und Ruhelosigkeit.

In den **Muren von Wien** wird der Massenflucht aus dem Osten in den Westen die unabdingbare mentale „Flucht“ des Protagonisten zurück in die Heimat gegenübergestellt. Dieser hat nämlich erkannt, dass erst die erfolgreiche Auseinandersetzung mit der eigenen Vergangenheit am Anfang des Weges der Eingliederung in die Gesellschaft der BR Deutschland stehen kann.

Der Roman **Habseligkeiten** wird durch die Rückfahrt des Ich-Erzählers Werner Zillich aus dem Banat, wo er seinen Vater beerdigte, in die süddeutsche Stadt Sandhofen eröffnet, eine Fahrt von Ost nach West also. Diese Fahrt nimmt mitsamt den Rückblenden des Ich-Erzählers mehr als zwei Drittel des Romanumfangs ein, denn während der Fahrt stellen sich die Erinnerungen des Protagonisten, ähnlich wie im dritten, zentralen Kapitel der **Muren von Wien** mit Hilfe von Assoziationen ein. Diese Erinnerungen sind aber nicht nur persönlicher Natur, sondern sie schließen auch die Lebensgeschichte der Eltern, der Großeltern und der Urgroßeltern mit ein. Zwischenstationen des Weges von Ost nach West sind die ungarische Hauptstadt Budapest mit ihrem berühmten Westbahnhof, dem Nyugati, „der

² Mohr, Peter: Wanderer zwischen den Kulturen. Richard Wagners Roman **Habseligkeiten** auf www.literaturkritik.de vom 25.06.2009, 12:43.

³ Dorothea von Törne: Das neue Europa. Erinnerungsstücke. In **Habseligkeiten** erzählt Richard Wagner von den Menschen am Rande, auf www.freitag.de vom 25.06.2009, 12:44.

⁴ Renate Rauch: Auf dem Schachbrett des Banats. Richard Wagners **Habseligkeiten** ist Familiensaga und Heimatroman ohne Idylle, auf www.berlinonline.de, vom 25.06.2009, 12:50.

berüchtigten Schnittstelle zwischen Ost und West, dem Tor zur westlichen Welt“ (Wagner 2004: 57), die österreichische Hauptstadt Wien, vor deren Hintergrund, die Auseinandersetzung Bendas mit seiner Banater Vergangenheit in den **Muren von Wien** stattgefunden hat und schließlich die Stadt Ulm, die im Roman mit einer doppelten Bedeutung aufgeladen wird. Einerseits erscheint Ulm in ihrer geschichtlichen Bedeutung als Ausgangspunkt der Auswanderung für die späteren Banater Schwaben. Von hier sind im 18. Jahrhundert die so genannten Ulmer Schachteln abgefahren, beladen mit den hoffnungsvollen Einwanderungswilligen, die den Worten der habsburgischen Agenten Glauben schenkten und sich demzufolge das Banat als eine Art Paradies vorstellten, in dem Milch und Honig floss (siehe Wagner 2004: 223). Diesen Zeitpunkt bezeichnet Wagner als den „Anfang der Ruhelosigkeit. De[n] Anfang dessen, was uns weiterhin umtreibt. Jeden von uns“ (Wagner 2004: 224). In der Gegenwart entspricht der verschönernden Darstellung des Banats durch die habsburgischen Agenten „die entzückte Stimme der Fernsehreporterin, der Westjournalistin“, die das Banat als einen idyllischen Ort präsentiert, der durch seine Stagnation ein Gegenbild zum Stress des Westens bieten kann (Wagner 2004: 34). Andererseits wird Ulm auf die persönliche Lebensgeschichte Werner Zillichs bezogen, dessen ehemalige Frau sich hier mit ihrer Tochter Melanie niedergelassen hat. Der Ich-Erzähler empfindet den Umzug seiner Frau nach Ulm als Auslöschung der Vergangenheit. Das Verlegen des Wohnsitzes an den Ort, an welchem die Auswanderung ihren Anfang genommen hat, lässt im Ich-Erzähler den Verdacht aufkommen:

Als wollte sie nicht nur unsere Ehe auslöschen, sondern das gesamte Banat gleich mit ungeschehen machen (Wagner 2004: 183).

Auf die Ankunft in Sandhofen folgen ungefähr dreißig Seiten, in welchen sich die Handlung in dieser süddeutschen Kleinstadt abspielt. Danach findet anlässlich der Osterfeiertage die Fahrt in umgekehrte Richtung, vom Westen in den Osten statt.

Es scheint kein Zufall zu sein, dass der Roman auf den Inseln im Indischen Ozean, den Seychellen ausklingt, die vom Ich-Erzähler als „reine Kataloginseln“ bar jeglicher Geschichte vorgestellt werden (Wagner 2004: 278). Die Geschichtslosigkeit dieser Inseln steht im Gegensatz zur Geschichtsträchtigkeit des Banats, in welchem die deutsche Bevölkerung der Macht der Geschichte ausgeliefert war, ohne die geringste Möglichkeit

sich zur Wehr setzen zu können. In ironischer Umkehrung heißt es am Schluss des Romans:

Wir sind unter uns. Als wären wir die Inhaber, nicht die Gäste dieser Personalrepublik⁵. Ursprünglich war das hier ja auch alles unbewohnt. Es ist, als würden wir den Ort erst bevölkern. Wir liegen am Strand, lassen das Personal kommen und gehen. Als könnten wir jederzeit die Regierung absetzen. Wir spielen die Spiele, als wären es nur Spiele unter Mangobäumen (Wagner 2004: 278f.).

Das negative Rumänienbild

In seinem Roman **Habseligkeiten** zeichnet Wagner ein Bild seines Geburtslandes und dessen Einwohnern, das vornehmlich auf seine negativen Erfahrungen mit Land und Leuten während des Kommunismus und auch danach beruht. Nicht zuletzt sind die ironischen Bemerkungen über die Rumänen auch auf die beißend-spöttische Haltung seines Protagonisten zurückzuführen, dessen schonungslosem Blick nichts Kritikwürdiges entgeht.

Anlässlich der Rückfahrt aus dem Banat in den Westen wird in erster Linie der katastrophale Zustand der Straßen unter die Lupe genommen. Die Dorfstraße seines Heimatdorfes erscheint nur mehr als „Schlaglochstraße“ (Wagner 2004: 10). Vor Neu-Arad muss das Fahrttempo auf dem Kopfsteinpflaster reduziert werden. Der Ich-Erzähler kommentiert ironisch:

Hier ist ihnen der Asphalt ausgegangen. Die Bonzen und ihre Handlanger haben zuviel geklaut. Zu viele ihrer Höfe mitasphaltiert. So reichte der Asphalt nicht aus, und nun sind seit zwanzig Jahren drei Kilometer Kopfsteinpflaster zu überwinden (Wagner 2004: 28).

Auch die irrwitzige Fahrweise der Rumänen bleibt nicht unerwähnt:

Die meisten haben erst seit der Wende einen Führerschein. [...] Sie fahren wie die Säue. Man könnte meinen, sie halten ihre Fahrweise für eine revolutionäre Errungenschaft (Wagner 2004: 11).

Die früheren, kleinen Akazienwäldchen, die noch in der Zeit Maria Theresias am Rande der Ackerflächen und Weiden zur

⁵ Die Seychellen werden als Personalrepublik bezeichnet, weil das Hotelpersonal die Bewohner der Inseln darstellt (Wagner 2004: 278).

Grundwasserregulierung angelegt wurden, sind zu „verlorenen Akazien am Horizont“ (Wagner 2004: 18) zusammengeschrumpft, weil hier die Rumänen und Zigeuner in den letzten zwanzig Jahren rücksichtslos um die Wette abgeholzt haben. Diese unüberlegte Handlungsweise wird von Wagner als falsch verstandene Freiheit gedeutet.

Den unter den Rumänen wie selbstverständlich praktizierten Diebstahl ordnet der Schriftsteller als „die mit Abstand bedeutendste Oppositionsform im Kommunismus“ (Wagner 2004: 215) ein und entzieht ihm damit seine Schärfe als negative Charaktereigenschaft. Der Ich-Erzähler erinnert sich an die Zustände an seinem Arbeitsplatz:

Mir wurde schlecht, wenn ich daran dachte, was auf dem Bau alles abgezweigt wurde. Wir arbeiteten, als wären wir Teilnehmer einer großen Satire. Ein Wunder, dass kaum etwas von dem, was wir bauten, einstürzte (Wagner 2004: 215).

Anlässlich des Passierens der Grenze vergleicht Werner Zillich die gegenwärtige, rasche Durchfahrt mit der früheren obligatorischen Bestechung der Zöllner:

Die Geschäfte werden jetzt in anderer Weise gemacht. Es ist nicht mehr der kleine Obolus der Ein- und Ausreisenden, um den es geht. Jetzt sind es die Schmuggler und Schwarzhändler, die das Einkommen der Zöllner und Grenzbeamten aufbessern (Wagner 2004: 40).

Auch die Ausreise war mit hohen Bestechungssummen an den „riesigen korrupten Behördenapparat in Rumänien“ (Wagner 1992: 91) verbunden. Konkret geht Wagner darauf in seinem Buch **Sonderweg Rumänien. Bericht aus einem Entwicklungsland** (1992) ein. Auf die Tatsache, dass sich in Rumänien mit Geld alles kaufen lässt, spielt er auch am Anfang des Romans an, wenn er schreibt:

Ein paar Mark für die Kommunisten, und sie hätten uns auch die Friedhöfe mitgegeben. Die verkaufen doch alles [...] Die Rumänen [...] sind immer dabei. Ob es um Stalingrad geht oder um die Nato. Oder um die Friedhöfe (Wagner 2004: 15f.).

In dem obigen Zitat bringt Wagner auch die Illoyalität und Wetterwendigkeit der Rumänen zur Sprache, die immer bloß darauf aus sind, ihren Vorteil aus einer gegebenen Situation herauszupressen. Das Buch **Sonderweg Rumänien. Bericht aus einem Entwicklungsland** enthält auch ein Unterkapitel zur „Geschichte und Fälschung“. Die

Fälschung der Geschichte geht auch in den Roman **Habseligkeiten** ein, wenn darauf hingewiesen wird, dass in den Akten des Archivs der rumänischen Armee steht, der Vater Werner Zillichs, der im Zweiten Weltkrieg in der rumänischen Armee kämpfte, wäre 1943 an die deutsche Wehrmacht überstellt worden. In Wirklichkeit wurde er aber 1945 aus der rumänischen Armee nach Russland deportiert (Wagner 2004: 126).

Auch die nachrevolutionären Zustände in Rumänien, die Wagner in **Sonderweg Rumänien. Bericht aus einem Entwicklungsland** detailliert beschreibt, sind in den Roman eingegangen. Die Revolution wird als „Palastrevolution“ (Wagner 2004: 158) entlarvt, die von den Kommunisten durchgeführt wurde, die über Nacht zu Antikommunisten geworden sind. Der Zigeuner, kleiner Georg genannt, der Bestechungsgelder für die Ausreise kassierte, taucht wieder im Dorf auf und dem Ich-Erzähler ist es damit endgültig klar:

Nichts wird so heiß gegessen, wie es gekocht wird. Und eine Revolution ist nicht unbedingt eine Revolution. So sind die Rumänen. Sie machen im Handumdrehen aus einem Floh einen Elefanten und anschließend aus dem Elefanten müheelos wieder einen Floh (Wagner 2004: 160).

All diese Übelstände im kommunistischen Rumänien lösen in Werner Zillich den Wunsch aus, so weit wie möglich von hier zu sein:

Ich will weg. Weit weg. Es ist immer noch so, als wäre ich auf der Flucht. Längst ausgewandert und trotzdem noch auf der Flucht. Immer noch die Angst, nicht weit genug weggegangen zu sein. Immer noch in Gefahr, gehetzt zu werden. Und sei es von der Erinnerung und dem bösen Verdacht, man werde das alles niemals los (Wagner 2004: 19).

Doch wie sich später im Laufe der Romanhandlung herausstellt, ist auch Deutschland noch nicht weit genug.

Das kritische Bild der Banater Schwaben

Doch nicht nur die schlimmen Zustände in seinem Geburtsland Rumänien lösen im Ich-Erzähler den Wunsch zur Flucht aus, sondern auch die Charaktereigenschaften und die Mentalität seiner eigenen Landsleute, der Banater Schwaben.

Im Roman verstreute Bemerkungen lassen ein eher kritisches Bild der Banater Schwaben entstehen. Wagner bringt die Vorliebe der Banater Schwaben zur Sprache, sich als Opfer der Geschichte darzustellen:

Der Hang der Banater Schwaben zum Selbstmitleid ist größer noch als ihr sprichwörtlicher Fleiß (Wagner 2004: 14).

Die Unbelesenheit und Unwissenheit der Schwaben wird aufs Korn genommen, die nicht die leiseste Absicht zeigen, aus der Enge ihrer Dorfwelt auszubrechen:

Was wissen schon die Bauern? Sie klopfen ihre Sprüche und kennen im besten Fall das Nachbardorf (Wagner 2004: 44).

Auch die Sparsucht und der Geiz werden thematisiert, wenn es über die Banater Schwaben heißt:

Es ist ein Volk, das auf ein nützliches Geschenk Wert legt. Der Sinn für das Schöne ist begrenzt (Wagner 2004: 46).

Verbunden mit Sparsucht und Geiz wird auch der Hang der Banater Schwaben zur Prahlerei und Angeberei zur Sprache gebracht. Wurden vor dem Kommunismus die Felder zusammengezählt, die man besaß, so waren nach der Enteignung die Anzahl der Ingenieure das entscheidende „Eigentum“ einer Familie (Wagner 2004: 208). Auch die Auswanderer, die ins Dorf zurückkehren, um ihre Verwandten zu besuchen, werden danach beurteilt, welche Wagen sie fahren. Auch das Aufrechterhalten der Kontakte der Schwaben zueinander, die Schwabentreffen in Deutschland dienen vornehmlich dem Zweck der Selbstdarstellung. Die Gespräche gehen:

Über ihr neues Auto oder ihren Job. Über die Familie, die Kinder. Als müssten sie sich vor anderen bewähren. Als stünden sie in einem nicht endenden Konkurrenzkampf miteinander. Auswanderer, die sich gegenseitig misstrauisch beäugen. Wer kommt weiter, wer bringt es zu was. Was wird aus den Kindern. Sie haben ein komplettes virtuelles Dorf aus Telefonnummern zusammengebastelt. Einen Dark Room des Heimatgefühls (Wagner 2004: 237).

Mit dem Heimatgefühl, der intensiven Verbundenheit der Banater Schwaben mit ihrem Boden, mit dem Land bringt Wagner einen anderen Aspekt des deutschen Charakters zur Sprache:

>>Das Banat ist unsere Heimat<<, wie Großmutter zu sagen pflegt. Und das Banat ist anders als der Rest Rumäniens. Das Banat ist überhaupt nicht Rumänien. Irgendwie gehört das Banat uns. Weil wir, nämlich unsere Vorfahren, aus dem Banat gemacht haben, was es heute ist. Eine Kornkammer (Wagner 2004: 208).

Dieses elitäre Verhalten, das auch die Abschottung der Schwaben den Rumänen gegenüber beinhaltet, bringt auch die Intoleranz einer Ethnie gegen die andere mit sich. Wegen den „unangenehme[n] Eigenschaften und Lebensgewohnheiten“ der Rumänen sollten sich die Schwaben nicht mit diesen vermischen:

Und sie [die Mutter und die Großmutter des Ich-Erzählers] nannten Beispiele aus dem Dorf, Beispiele von Frauen, die bei Kriegsende Rumänen geheiratet hatten, um nicht nach Rußland verschleppt zu werden. Diese hätten sich ein schweres Schicksal eingehandelt. Wenn man meine Großmutter so reden hörte, konnte man denken, die Frauen wären besser zur Zwangsarbeit nach Rußland gegangen (Wagner 2004: 69).

Schon den Kindern wird das negative Beispiel der Rumänen vorgehalten, das als Abschreckung dienen soll:

Die Rumänen spucken, hieß es, die Walachen. Wer wollte schon ein Walache sein (Wagner 2004: 13).

Typisch für eine Minderheitenkultur ist die besondere Mühe, die im Sinne der Bewahrung der Tradition aufgewendet wird. Die Beherrschung der deutschen Sprache ist die erste Anforderung, die an einen Banater Schwaben gestellt wird. Der Ich-Erzähler fügt seinen ironischen Kommentar hinzu:

Kein Deutsch zu sprechen galt in unserer Familie als ein ziemlich schwerwiegendes Vergehen, es war fast schlimmer, als einen Rumänen zu heiraten, es war so schwerwiegend, dass selbst der Aufenthalt in Amerika keine Entschuldigung dafür sein konnte (Wagner 2004: 73).

Der ausgeprägte Familiensinn der Banater Schwaben, welchen sie auch an ihre Kinder weiterzugeben trachten, steht auch mit der Fortführung der Tradition in Verbindung. Der Ich-Erzähler umschreibt diese Anforderung mit „Heiraten und Kinder zeugen. Für Nachkommenschaft sorgen“ (Wagner 2004: 88), um dem Aussterben der Familie entgegenzuwirken. Anfangs scheint er nicht „für das übergeordnete Interesse der Sippe“ (Wagner 2004: 89) zu gewinnen zu sein, doch später heiratet er die „Schwäbin“ (Wagner

2004: 41) Monika, die sich im Gegensatz zu ihm den Banater Schwaben zugehörig fühlt. Welchen Stellenwert die Familie für die Banater Schwaben einnimmt, wird daran deutlich, dass sie anhand von Weihnachts- und Osterbriefen den Schein der Familie über alle Grenzen hinweg zu wahren versuchen, auch dann wenn sich ihre Mitglieder in der ganzen Welt verstreut haben. Der Ich-Erzähler bemerkt sarkastisch:

Ich weiß nicht, was das für eine Familie sein soll. Eine Gleichung mit Toten und Unbekannten (Wagner 2004: 200f.).

Angeprangert wird auch die enge Mentalität der Dorfbewohner, die unduldsam sind gegen jegliche Abweichung von der sanktionierten Moralität. So wird der Großonkel des Ich-Erzählers, Onkel Heinrich, verurteilt, weil er „eine Hure, wie meine Großmutter behauptete, ein ungarisches Luder“ (Wagner 2004: 56), geheiratet hat. Wegen eines Erbschaftsstreites in der Familie, hatte er diesen Großonkel nie kennengelernt, obwohl er im Dorf „nur drei Straßen weiter wohnte“:

So machtvoll können Gefühle in einer Familie sein. So nachhaltig kann die Rache sein, die Strafe, die man übereinander verhängt: Sich nicht mehr zu kennen. Man lebt zwar nebeneinander, ist aber füreinander tot. Es ist pures Theater. Wie stark muss die Phantasie sein, um auf einem so kleinen Raum einen so furchtbaren Abstand zwischen den Menschen zu schaffen (Wagner 2004: 58).

Auch der Urgroßvater des Ich-Erzählers, Nikolaus Zillich, wird vom Klatsch nicht verschont, demzufolge erscheint er in den Augen des Kindes als ein Verbrecher. Diese schwerwiegende Anschuldigung hat er sich zugezogen, weil er, obwohl er zu Hause Frau und Enkel hatte, ins Wirtshaus des Dorfes ging und danach „zu lockeren Weibspersonen im Dorf“ (Wagner 2004: 102).

So kann man die Tatsache, dass Werner Zillich am Schluss des Romans die ungarische Prostituierte Clara heiratet, um deren Aufenthalt in München zu sichern, als eine Art Protest gegen die beschränkte Lebensanschauung der Banater Schwaben auffassen.

Von den Bräuchen der Banater Schwaben wird nur das Schweineschlachten im Oktober ausführlich beschrieben (Wagner 2004: 194f.), sicherlich weil es heute in der Europäischen Union fast schon skandalös wirkt.

Das „Land der Träume“ versus das Deutschlandbild des Auswanderers

Obwohl Wagners Protagonist behauptet, nicht an sein Auswanderungsziel zu glauben (Wagner 2004: 216) und somit auch nicht zugibt, ein ideales Bild Deutschlands im Kopf zu haben, heißt es dann doch angesichts der Zustände auf dem westdeutschen Bau:

Zwischen der deutschen Baurealität und meinem Deutschlandbild ging die Schere auf (Wagner 2004: 233).

Also doch ein „Land der Träume“ (Wagner 2004: 40) im Kopf, das unweigerlich mit der Wirklichkeit in Konflikt gerät.

So bleibt auch Deutschland ähnlich wie der Herkunftsort des Schriftstellers nicht vom gewissenhaft prüfenden Blick verschont.

In einem Interview mit Rodica Binder⁶ vom 25.09.2006 bekennt sich Wagner zum Deutschland, das er sich zur Heimat gewählt hat. Er äußert sich wie folgt:

Das ist also mein Land, weil ich hier lebe und nicht nur hier wohne. Ich bin Teil dieses Landes, demnächst bin ich 20 Jahre hier, und als deutscher Schriftsteller in Berlin beteilige ich mich an den Debatten dieses Landes, den Problemen auf der einen Seite, auf der anderen Seite habe ich Bezug zu den Orten hier gewonnen.

Die Probleme und Mängel der westlichen Gesellschaft treten aus der Sicht des Aussiedlers aus dem Banat, der sich während der kommunistischen Diktatur das Leben in der Freiheit ganz anders vorgestellt hat, besonders krass hervor.

Der erste Kontakt des Aussiedlers mit dem bundesdeutschen Alltagsleben stempelt ihn aufgrund der Bürokratie zum „Laufzettelmensch[en]“, dem „als Deutscher unter Deutschen, wie das Formblatt verriet“ (Wagner 2004: 232) erste Zweifel an seiner Identität kommen. Er muss seinen Führerschein nochmals machen und seine Berufstauglichkeit unter Beweis stellen. Sarkastisch berichtet der Ich-Erzähler von den Bemühungen seiner Frau, sich in Deutschland erneut als Lehrerin zu qualifizieren: „Eine echte Aussiedlerleistung. Die Lehrerin schafft es zur Lehrerin“ (Wagner 2004: 231).

⁶ Binder, Rodica, Begegnungen: Richard Wagner in Rumänien, auf www.deutsche-welle.de, vom 25.09.2006, 13:00.

Im Unterschied zu seiner Frau findet er leichter einen Job als Bauingenieur. Auf der Baustelle wird er aber mit Zuständen konfrontiert, die ihn unwillkürlich an die Schlamperei auf dem Bau im sozialistischen Rumänien erinnern:

Was mich jedoch vollends austrastete, war, dass mir immer wieder die Arbeitsmethoden auf dem rumänischen Bau einfielen. In meinen Augen wurde die Situation in der Firma dem rumänischen Baudesaster immer ähnlicher. Wozu bist du ausgewandert, dachte ich mir. Wenn du das alles hier nochmals erleben sollst. Es war mein Tick (Wagner 2004: 243).

Angesichts des in Sandhofen präsenten und praktizierten Baustils sieht sich Werner Zillich gezwungen, seine in Rumänien geträumten Träume von der engen Verbindung des Bauens mit der Architektur aufzugeben. Er steht fassungslos vor den Betonklötzen, die in Sandhofen in der Nachkriegszeit gebaut wurden und stellt sich die Frage:

Wie kann man so etwas bauen und auch noch für Architektur halten? Auch wir hatten so gebaut. Damit meine ich uns, die Bauleute, damals in Rumänien. Wir hielten es für modern. Dass es hier im Prinzip auch nicht anders war, ist mir erst in Sandhofen aufgegangen. Wir haben unter Zwang gebaut, aber warum haben die Typen hier nicht anders gehandelt? Wir aus dem Osten haben eine gute Ausrede, den Kommunismus (Wagner 2004: 248).

Zu Schaffen machen ihm auch die Abrechnungsmethoden des Bauunternehmens, das vornehmlich mit Schwarzarbeiter aus Kroatien arbeitet:

Ihre Abrechnungsmethoden konnte ich nicht akzeptieren. Es waren im Grunde Schiebereien. Sie rechneten über Taglohnzettel Bauleistungen ab, die freundlich formuliert, ins Reich der Phantasie verwiesen (Wagner 2004: 230).

Er weiß, dass diese Unduldsamkeit an seinen Prinzipien liegt (Wagner 2004: 230), die er nicht aufgeben kann.

Nachdem er als Bauleiter seine Unterschrift gegeben hat, um den Konkurs der Baufirma zu verhindern und nachdem seine beiden ungarischen Freunde Geld aus der Prostitution und aus der Produktion von Pornofilmen in die Firma investieren, konsultiert er aus „Unbehagen vor der Kriminalität“ (Wagner 2004: 275) einen Anwalt. Dieser versichert ihm, dass alles „ganz und gar legal“ (Wagner 2004: 276) sei. Allerdings räumt er auch ein, dass es ganz von der Betrachtungsweise abhängig vielleicht auch mit dem

altmodischen Wort verwerflich umschrieben werden könne. Damit wird dem Ich-Erzähler die enge Verquickung der bürgerlichen Gesellschaft mit dem Verbrechertum klar.

Auch mit den negativen Auswirkungen der Freiheit wird Werner Zillich in Deutschland konfrontiert. Seine Ehe mit Monika, die sich in der Diktatur als ein Team gegen etwas verstanden hatte, bricht nun auseinander, weil ihm seine Frau, die in Rumänien seine Fehlritte still schweigend durchgehen ließ, eine Affaire „mit einer Reichsdeutschen“ (Wagner 2004: 237) nicht mehr verzeihen kann. Grund für diesen plötzlichen Wandel ihrer Einstellung zur Treue seien in der Auffassung des Ich-Erzählers die Frauenzeitschriften gewesen, welche seine Frau bezogen hat. Durch diese zur Rache aufgewiegelt, verbündet sich seine Frau mit der Tochter, die ihren Vater zu einer Ohrfeige provoziert. Diese Ohrfeige zieht die Scheidung, sowie den Verbot nach sich, die Tochter zu kontaktieren. Der Ich-Erzähler fasst das Sich-Zugetragene ironisch zusammen:

Es war meine erste Erfahrung mit den Mühlen der westlichen Öffentlichkeit. Mit einer Gesellschaft, die ihre Zwänge über das Exempelstatuieren ausübte. Ich stand am Pranger der Guten (Wagner 2004: 183).

Er kommt in Deutschland, wo er endlich die langersehnte, weil unter dem kommunistischen Regime verwehrte Freiheit genießen kann, resigniert zum Fazit:

Der Unterschied zwischen dem Sieger und dem Kriminellen ist gering, und auch Freiheit und Unfreiheit sind ähnlicher als man denkt (Wagner 2004: 230).

Heimat- und Ruhelosigkeit des Auswanderers

All die angeschnittenen Themenkreise konvergieren zum zentralen Thema des Romans, nämlich zum Gefühl der Heimat- und Ruhelosigkeit.

Das Elternhaus des Protagonisten, das von den aus Amerika zurückgekehrten Urgroßeltern mütterlicherseits erbaut und Ende des Zweiten Weltkrieges von einer deutschen gegen die sich im Haus verschanzten Russen richtende Panzerkanone getroffen wurde, wird für Dorothea von Törne⁷ zum „Sinnbild der verlorenen oder nie erlangten

⁷ Siehe Fußnote 2.

Geborgenheit“⁸. Sie sieht darin ein „Synonym des Unbehaustseins in der Moderne schlechthin“.

Renate Rauch⁸ dehnt das Gefühl der Heimatlosigkeit auf den ganzen Text aus, wenn sie vom „Roman eines Heimatverlustes, des Zerfalls einer ganzen Lebenswirklichkeit“ spricht. Damit stimmt ihre Deutung mit der Sicht Wagners überein, der in einem Interview mit Rodica Binder⁹ vom 25.09.2006 seine Absichten bezüglich seines Romanes bekannt gibt:

Worum es mir in den *Habseligkeiten* ging, war die Ruhelosigkeit zu beschreiben, von Menschen, die ausgewandert sind und die auf der Suche nach irgendetwas sind, was sie selber nicht so genau beschreiben können. Irgendetwas haben sie gesucht, was sie nicht hatten oder was sie glaubten nicht zu haben. [...] Und solche Leute werden nie zur Ruhe kommen, das habe ich festgestellt.

An den kritischen Stellungnahmen sowohl zu den Rumänen und Banater Schwaben als auch zu den „Reichsdeutschen“ lässt sich ähnlich wie in den **Muren von Wien** die dreifache Heimatlosigkeit des Ich-Erzählers ablesen, der sich weder in Rumänien als Angehöriger einer deutschen Minderheit heimisch fühlt, noch im Banat als Schwabe und schon gar nicht in Deutschland. Seit seiner Kindheit sehnt er sich aus der Enge des banatschwäbischen Dorfes nach der Stadt. Wagners Protagonist vertraut dem Leser Folgendes an:

Aus der Stadt aber hat es mich nach Deutschland verschlagen. Alle wollten weg, alle wollen weg. Wer weggeht, geht immer weiter. Als suchte er das Zentrum der Welt, aber überall ist nur ihr Ende (Wagner 2004: 34).

Neben den Ruhelosen und Heimatlosen, die sich wie Wagners Protagonist bewusst und auch ostentativ den Außenseitern einreihen und ihre Gebrochenheit durch Ironie und Sarkasmus zu überspielen versuchen – siehe den gelangweilt ironischen Gesichtsausdruck des Mannes auf dem Buchumschlag, der seine exotischen Früchte betrachtet – zeichnet der Schriftsteller auch einen zweiten Auswanderertypus: nämlich denjenigen der, wie die Frau des Ich-Erzählers und deren Familie, versucht sich bruchlos in die westdeutsche Gesellschaft auf Kosten seiner Vergangenheit und Identität zu integrieren. Er verdrängt, ja verleugnet seine Vergangenheit und unternimmt sogar den Versuch sie auszulöschen.

⁸ Siehe Fußnote 3.

⁹ Binder, Rodica, Begegnungen: Richard Wagner in Rumänien, Siehe Fußnote 6.

Dem setzt sich der Ich-Erzähler entschieden entgegen. Er ist nicht gewillt, an dem Bau des Hauses mitzuwirken, das sich seine Frau und die Schwiegereltern in Deutschland bauen, um ihre Sesshaftigkeit unter Beweis zu stellen. Er vermutet, dass es die gleiche Unruhe ist, die ihn zur Rebellion an allen Fronten und sie zum Häuserbau veranlasst, nur dass sie zu dieser Unruhe „eine pragmatische Einstellung einnehmen“ (Wagner 2004: 232). Er gesteht, dass ihm „die Verdrängungskunst, die Doppelmoral“ (Wagner 2004: 234) fehle. Monika, die ihre ganze Energie durch die Ausbildung zur „Lehrerin in Deutschland“ verausgabt, um sich bruchlos in die deutsche Gesellschaft zu integrieren, ist schließlich eine gebrochene Persönlichkeit, die ihren Kräfteverschleiß mit dem Tode bezahlt.

Der Romanschluss, an dem der Leser den Protagonisten mit seiner Ehefrau, seiner Tochter und deren Freund auf den Seychellen antrifft, ist ein gelungener Kunstgriff des Autors nicht ohne eine gewisse subtile Ironie.

Es ist kein Versuch die Geschichte der Kolonisation der Schwaben im Banat zu verleugnen oder zu vergessen, sondern vielmehr das Zugeben der eigenen Machtlosigkeit vor den geschichtlichen Ereignissen, die einfach so akzeptiert werden müssen, wie sie sind. Dem Ernstnehmen der Geschichte und dem Zerbrechen des Individuums an ihr wird eine leichtere Alternative entgegengesetzt: der spielerische Umgang mit der Geschichte:

Wir liegen am Strand, lassen das Personal kommen und gehen. Als könnten wir jederzeit die Regierung absetzen. Wir spielen die Spiele, als wären es nur Spiele unter Mangobäumen (Wagner 2004: 278f.).

Erst auf den Seychellen wird sich der Ich-Erzähler dessen bewusst, dass er lernen muss, seine banatschwäbische Vergangenheit, seine Familiengeschichte und die seiner eigenen Vergangenheit zu akzeptieren und in der Gegenwart zu leben:

Gegenwart ist angesagt, ewige Gegenwart, sage ich mir. Wir können es uns erlauben (Wagner 2004: 280).

Mit diesem Besinnen auf die Gegenwart, auf das Glück im Jetzt endet der Roman. Damit ist Werner Zillich dem Protagonisten der **Muren von Wien** weit voraus, der noch nicht weiß, wie sein neues Leben in München aussehen wird.

Hat wohl Richard Wagner mit diesem Roman die Problematik des Auswanderers ausgeschöpft oder werden noch andere Texte folgen, die sich diesem Thema widmen? Lassen wir uns überraschen.

Literatur

- Kory, Beate Petra (2007): *Diktatur und traumatische Erfahrung. Richard Wagners Roman „Muren von Wien“*. In: Walter Engel (Hrsg.): **Kulturraum Banat. Deutsche Kultur in einer europäischen Vielvölkerregion**, Essen, Klartext, 307-316.
- Mohr, Peter: *Wanderer zwischen den Kulturen. Richard Wagners Roman „Habseligkeiten“* auf www.literaturkritik.de [25.06.2009].
- Rauch, Renate: *Auf dem Schachbrett des Banats. Richard Wagners „Habseligkeiten“ ist Familiensaga und Heimatroman ohne Idylle*, auf www.berlinonline.de [25.06.2009].
- Törne, Dorothea von: *Das neue Europa. Erinnerungsstücke. In „Habseligkeiten“ erzählt Richard Wagner von den Menschen am Rande*, auf www.freitag.de [25.06.2009].
- Wagner, Richard (2004): **Habseligkeiten. Roman**, Berlin: Aufbau, 2. Auflage.
- Wagner, Richard (1992): **Sonderweg Rumänien. Bericht aus einem Entwicklungsland**, Berlin: Rotbuch, 2. Auflage.

Tanja Becker
Temeswar

Geheimagenten unter sich: ein Vergleich der *Balatonbrigade* von György Dalos mit *Miss Bukarest* von Richard Wagner

Abstract: This article reveals the presence of the Stasi and Securitate communist secret services in the literary topics of some novels and, particularly, in the novels **Balatonbrigade** by György Dalos and **Miss Bukarest** by Richard Wagner. Whereas the reader of the novel **Balatonbrigade** gets an inside view of the Stasi communist secret service system and the consequences on its agents' private life, the Securitate communist secret service system is mirrored rather vaguely in Richard Wagner's novel. Furthermore, we compare the post-revolutionary social changes, respectively the dissolution of the two secret services. A feeling of transparency in György Dalos's novel is left behind, while a feeling of untransparency is obvious in Wagner's novel.

Keywords: German literature from Romania, Hungarian literature, comparative literature, dictatorship, secret service.

Was 20 Jahre nach der Wende in der Politik immer noch als heikles Thema gilt, nämlich die Rolle der Geheimdienste in den ehemaligen Ostblockstaaten, wird in den letzten Jahren auch literarisch thematisiert. So erzählt in der **Balatonbrigade** von György Dalos der ehemalige Stasioffizier Joseph Klempner, ein Angehöriger der ungarndeutschen Minderheit, der mit 14 Jahren in die DDR ausgesiedelt wurde, seinem Dackel Hugo seine Lebensgeschichte, die gleichzeitig eine Geschichte der DDR ist. Auch in dem Roman **Miss Bukarest** von Richard Wagner wird die rumänische und speziell die Geschichte der Deutschen aus Rumänien anhand der Lebensgeschichte eines Mitglieds des Geheimdienstes dargestellt. Im Gegensatz zu Joseph Klempner bricht hier der Protagonist Dinu Schullerus, der früher Matache hieß, mit der Securitate, wandert mit seiner Frau, einer Siebenbürger Sächsin, nach Deutschland aus und wird Privatdetektiv.

Bei Dalos wird die ganze Erzählung aus der Perspektive des Protagonisten erzählt und damit werden gewissermaßen seine Handlungen als Agent

erklärt. Dabei wird nicht nur sein Innenleben, sondern auch das Innenleben und die Funktionsweise der Stasi dargestellt, was insofern problematisch ist, als dadurch sein Verhalten gewissermaßen entschuldbar wird. Wagner dagegen spielt nebenbei mit dem Genre des Agenten- bzw. Kriminalromans, beginnt spektakulär mit einem Mord und lässt bis zum Ende des Romans einige Fragen offen, bzw. dieselbe Gegebenheit wird aus verschiedenen Perspektiven unterschiedlich wahrgenommen – eine endgültige Wahrheit gibt es nicht.

In diesem Beitrag soll herausgefunden werden, wie und aus welchen Gründen sich die jeweilige Darstellung der beiden Geheimdienste Stasi und Securitate in den untersuchten Werken unterscheidet.

Zunächst zur **Balatonbrigade** von György Dalos: Die Feier zum Jahrestag der „Großen Sozialistischen Oktoberrevolution“ fällt diesmal zusammen mit dem 25jährigen Dienstjubiläum von Joseph, einem Angehörigen der deutschen Minderheit in Ungarn und verdienten Mitarbeiter des Ministeriums für Staatssicherheit. Aus diesem Anlass wird er zum Hauptmann befördert und bekommt den schon lange gewünschten Auftrag, im kommenden Sommer für die „Firma“ am Balaton in Zusammenarbeit mit den „Bruderorganen“ und einer Schar von IMs auf den Campingplätzen in den kleinen und großen Ferienunterkünften die Urlauber zu überwachen.

Er freut sich darüber, eine Weile im Land seiner Kindheit zu arbeiten, aber auch darauf, eine Weile von Berlin wegzukommen, weg von einer ihn belastenden Vermischung von Familie und Beruf. Er hatte sich darauf eingelassen, die eigene Tochter, die mit einem in West-Berlin lebenden Chilenen eine Beziehung eingegangen war, „nur für ihr Bestes“ auszuspionieren.

Die Erzählung **Balatonbrigade**, die ob ihrer Länge auch als Roman bezeichnet werden könnte, ist dabei in sieben Spaziergänge, die jeweils ein Kapitel bilden, eingeteilt. Am Ende des ersten Kapitels erfahren wir, dass es sich bei dem Du in der Geschichte, dem alles erzählt wird, um einen Dackel namens Hugo handelt (Dalos 2006: 31). Dieses Erzählen selbst findet 1994, fünf Jahre nach der Wende, statt, und kann auch als innerer oder äußerer Monolog betrachtet werden, weil einem Tier erzählt wird, das sich an dem Gespräch nicht beteiligen kann und dessen Reaktionen bestenfalls von Stimmungen ausgelöst werden, die der Erzählende ihm vermittelt. Joseph Klempner ist zu dieser Zeit völlig aus der Gesellschaft ausgeschlossen und isoliert (Dalos 2006: 35). Seine Frau und seine Tochter verweigern den Kontakt zu ihm, und nur ganz selten trifft er ehemalige Kollegen, die aber genauso isoliert sind, wie er selber. Er ist immer noch von der Richtigkeit

seines Tuns als Geheimdienstmitarbeiter überzeugt und argumentiert stets innerhalb der Logik des alten Systems (Dalos 2006: 68). Dadurch wird diese Logik und Gedankenwelt für den Leser nachvollziehbar und ein Urteil über die Schuldfrage bleibt vollständig dem Leser überlassen. Auch Joseph selbst stellt sich die Frage nach der Rechtfertigung für sein Tun an zwei Stellen: Zum Einen als ein Ehepaar aus der DDR mit gefälschten bundesdeutschen Reisepässen von der ungarischen Polizei festgenommen wird und er über eine Auslieferung an die DDR zu entscheiden hat, wobei eine Auslieferung mehrere Monate Gefängnis nach sich ziehen wird und die drei und fünf Jahre alten Kinder des Ehepaares von ihren Eltern getrennt wären. Er entscheidet sich letztlich aus Regimetreue für die Auslieferung, obwohl er sich bewusst ist, dass diese Trennung für die unschuldigen Kinder traumatisch sein wird und die DDR ohnehin ihrem Untergang entgegengeht (Dalos 2006: 107). Zum anderen, als er seine eigene Tochter Tamara bespitzeln soll. Obwohl er auch hier von der Richtigkeit seines Tuns überzeugt ist, sträubt sich etwas in ihm. Als er die abgesperrte Schublade ihres Schreibtischs heimlich öffnet, wird ihm übel, obwohl er sonst nie krank ist. Sein Körper und damit sein Unbewusstes revoltiert.

Er kann letztlich nicht anders, weil er bzw. sein ganzes Leben ein Konstrukt seines Chefs Gustav Frickhelm ist, der ihn nach seiner Ankunft in der DDR unter seine Fittiche genommen hat, ihn zum Geheimdienst gebracht hat, eine geeignete Frau für ihn gefunden hat, der Taufpate seiner Tochter ist, deren Namen er sogar ausgesucht hat (Dalos 2006: 43). Er kann sich nicht von den Ideen des Geheimdienstes lösen, weil ohne diesen sein ganzes Leben nichtig wäre.

Für den Geheimdienst opfert er auch die Beziehung zu seiner Tochter, denn er beichtet seine Lebensgeschichte zwar einem alten Pater in Ungarn, und auch die ganze Erzählung kann als eine Beichte gelesen werden, aber er ist nicht in der Lage, seiner Tochter rechtzeitig zu gestehen, dass er sie bespitzelt hat. Als sie sich ihre Stasi-Akte besorgt, erfährt sie die Wahrheit und bricht den Kontakt mit ihm ab. Dadurch kann er auch seinen Enkel nicht mehr sehen, der ihm sehr viel bedeutet.

Am Ende steht Joseph völlig isoliert da. Der Dackel Hugo, sozusagen seine Restfamilie, hat Knochenkrebs und nicht mehr lange zu leben (Dalos 2006: 87). Dabei wird der „Vorgang der schleichenden Auflösung“, bezogen auf das Ende der DDR (Dalos 2006: 114) explizit mit der Diagnose des Hundes verglichen. Hugo wird damit zur Chiffre der sich auflösenden DDR. Als einzige Chance bleibt Joseph in dieser Situation sich endlich ein Herz zu fassen und seine Tochter anzurufen, anstatt immer nur bis zur letzten Ziffer

zu wählen und dann aufzulegen. Dabei muss er allerdings um Verzeihung bitten und sein ganzes bisheriges Leben in Frage stellen. Am Ende der Erzählung steht er damit am Scheideweg, entweder für immer in der Vergangenheit verhaftet zu bleiben oder seine Fehler einzusehen und damit wieder Kontakt zu seinem Enkel und zu seiner Tochter und damit zur Zukunft zu haben.

Interessant ist in diesem Zusammenhang noch festzustellen, dass Dalos die Erzählung auf Ungarisch verfasst hat, selbst eine Rohübersetzung angefertigt hat, die endgültige Übersetzung aber von Elsbeth Zylla stammt. Die ungarische Fassung wurde bereits 2005, also ein Jahr vor der deutschen Fassung, publiziert. Somit ist stets zu bedenken, dass Dalos für zwei Publika schreibt, und innerhalb der jeweiligen Diskurse der beiden Länder verständlich bleiben muss. Das ist vermutlich auch der Grund für das Abweichen der deutschen Version vom ungarischen Original an einigen Textstellen (Dalos 2006: 4). An dieser Stelle kommt auch die Frage der Interkulturalität auf. So heißt es: „dass sich bei den Genossen (gemeint sind die ungarischen Kollegen) häufig Zynismus mit Pathos, Lüge mit Anfällen von Wahrheitsliebe mischte“ (Dalos 2006: 63).¹ Auch werden teilweise ungarische Flüche zitiert, die als wesentlich stärker als die deutschen bezeichnet werden. Selbst wenn diese Beobachtungen den Tatsachen entsprechen, bestätigen sie lediglich die bekannten Klischees. Für die deutschen Leser wird auch die Geschichte der Emigration der Ungarndeutschen unter Maria-Theresia und die Zwangsumsiedlung der Ungarndeutschen nach dem 2. Weltkrieg kurz dargestellt. Natürlich gehört diese Darstellung zur persönlichen Geschichte des Protagonisten, aber es handelt sich auch um einen Versuch des Autors die ungarische Geschichte bekannt zu machen, weil er hier ein Defizit sieht, wie er in seiner Laudatio auf Richard Wagner anlässlich der Verleihung des Georg-Dehio-Preises 2008 an Richard Wagner sagte:

Eben die im westlichen Diskurs immer zu wenig akzeptierte Erfahrungswelt des ehemaligen Ostblocks – unser kaum gefragter geistiger Exportartikel – rechtfertigt selbst übertriebene und provokante Reaktionen.²

Eine Inhaltsangabe von **Miss Bukarest** kann wesentlich kürzer ausfallen, da der Roman den Lesern sicher bekannt ist. Dino Schullerus, der aus Rumänien stammende Detektiv hieß früher Dinu Matache. Vor zehn Jahren

¹ Anmerkung in der Klammer von der Autorin des Beitrags.

² www.eurozine.com/articles/2009-01-08-dalos-de.html [13.09.2009].

ist er mit seiner Frau Lotte, einer Siebenbürger Sächsin, nach West-Berlin ausgereist. Als Geheimdienstoffizier hat Dinu Dissidenten bespitzelt, Künstler und Akademiker, unter anderem auch die attraktive Erika Binder, die ehemals beste Freundin seiner Frau, mit der er überdies ein Verhältnis hatte. Eines Tages sieht Dinu Erika in Berlin wieder und beobachtet, wie sie mit dem ehemaligen Securitate-Offizier Onescu Ehebruch begeht. Kurze Zeit später ist die Banater Schwäbin tot und der rumänische Detektiv macht sich auf, den Mörder seiner Ex-Geliebten zu finden. Er erinnert sich an die Zeit in Rumänien mit Lotte und Erika, macht Aufzeichnungen und schickt sie dem auch in Deutschland lebenden Dissidenten Richartz, der von da an das Erzählen übernimmt. Auch dieser beschäftigt sich mit seinen Verstrickungen in der Vergangenheit. So war auch er Geliebter der „Miss Bukarest“. Er bricht die Lektüre ab und schickt das Konvolut an Christian Schullerus, Dinus Sohn, der den dritten Erzählteil übernimmt. Christian interessiert sich nicht für Rumänien und will nicht Kind dieses Vaters sein, aber schließlich kann er sich der schmerzlichen, aber auch spannenden Lektüre nicht entziehen.

Durch diese drei verschiedenen Erzählerfiguren spielen drei verschiedene Perspektiven eine Rolle. Die erzählte Geschichte von „Miss Bukarest“ wird aus verschiedenen Blickwinkeln beleuchtet – eine absolute Wahrheit gibt es damit nicht, sondern nur Vermutungen aus der jeweiligen Perspektive, wie sich etwas zugetragen haben könnte, ganz im Gegensatz zu Joseph Klempler, der den Anspruch erhebt, sein wahres Leben zu erzählen.

Dinus Leben spielt sich in einem Kräftedreieck ab, an dessen Ecken sich die rumänische Familie, seine Frau Lotte und die Securitate befinden. Im Gegensatz zu Joseph steht für ihn die Beziehung zu seiner Frau an erster Stelle. Als diese ihn, nachdem sie von seiner Beziehung mit ihrer Freundin Erika, der „Miss Bukarest“ erfährt, vor die Alternative stellt, entweder mit ihr auszureisen und seinen Beruf aufzugeben, oder allein in Rumänien zu bleiben, entscheidet er sich für die Ausreise. Dies tut er nicht zuletzt deshalb, weil Lotte die Einzige ist, die ihn vor seinem rumänischen Clan schützen kann. Auch er erledigt seine Tätigkeit als Geheimdienstoffizier stets gewissenhaft und auch er bespitzelt Personen, die ihm sehr nahe stehen, wie seine Geliebte, wenn auch nicht seine Frau und die Kinder. Über die Funktionsweise der Securitate erfährt der Leser im Prinzip gar nichts, während es bei der **Balatonbrigade** sogar Texteingänge mit Aufzeichnungen von IMs gibt, oder Treffen von Joseph mit den IMs beschrieben werden. Statt dessen bleibt der Eindruck, dass dieser Geheimdienst undurchschaubar ist und alle sich gegenseitig bespitzeln.

Diese gegenseitige Bspitzelung gibt es zwar auch bei Dalos. Dort wird Joseph offensichtlich von seinem Kollegen bspitzelt, der schließlich Fotos von einer Liebesaffäre am Balaton an Josephs Frau schickt und damit für das endgültige Aus in seiner Ehe sorgt. Allerdings erfährt der Leser alles über diese Überwachung und dadurch entsteht nicht wie bei Wagner der Eindruck der Undurchschaubarkeit und Verworrenheit.

Während die Stasi Jahre nach der Wende durch intensive Aufarbeitung für die Öffentlichkeit durchschaubar ist, bleibt das Wirken der Securitate bei Wagner wie in der Realität im Dunkeln, und auch inwieweit ihre Aktivität bis in die 90er Jahre innerhalb der Nachfolgeorganisation SRI andauert, wird aus dem Roman keinesfalls klar.

Unterschiede herrschen auch in der Aufarbeitung – wofür es im Rumänischen gar keinen Begriff gibt. In Deutschland begann der Aufarbeitungsprozess der SED-Diktatur 1990 – auch weil die DDR aufgehört hatte zu existieren – in den anderen MOE-Staaten jedoch gab es eine kürzere oder längere Anlaufperiode. In Rumänien kam der Prozess so richtig erst in den letzten fünf Jahren in Gang. (ADZ, 23.05.2009: 3)

Auch der Auslöser für die Ereignisse ist ein jeweils anderer: Während der Protagonist bei Dalos einen Auftrag erhält, entschließt sich der Detektiv Dinu aus eigenem Antrieb den Mörder Erikas zu finden, weil er sie nicht beschützen konnte. Die vorherige Beobachtung, bei der der Ehemann das Detektivbüro aufgefordert hat, Beweise für die Untreue seiner Frau zu liefern, dient nur als Erklärung für ein Treffen zwischen Dinu und Erika.

Im Gegensatz zu Joseph, der als Deutscher in Ungarn aufgewachsen ist, ist Dinu Rumäne. Entsprechend größer ist seine Distanz zu Deutschland und den Gegebenheiten dort. Dazu kommt, dass Dinu bei seiner Ausreise erwachsen war und Joseph ein Teenager. Vor allem in Bezug auf Frauen kehrt er immer wieder seinen rumänischen männlichen Stolz hervor: „Vielleicht sollte ich es ihr doch einmal besorgen, dachte der Rumäne in mir.“ (Wagner 2001: 9). Das bedeutet, der Protagonist hat mehrere Identitäten, eine rumänische und eine deutsche. Diese Identitätsfrage beschäftigt den Protagonisten an vielen Stellen des Romans. Dalos schrieb dazu in seiner bereits erwähnten Laudatio auf den Preisträger Wagner:

Das eigentliche Drama von Wagners Helden besteht darin, dass sie, während ihnen die ihnen eigen gewordene Welt fremd geblieben ist, keinen Weg in die alte

Heimat zurück finden. Das heißt, es ist leichter, aus der vergangenen Heimat wegzugehen als davon wegzukommen.³

Im Gegensatz zu Joseph stellt sich Dinu bei seiner Bespitzelung von Erika nicht die Schuldfrage. Er hat kein Problem damit, Erika gleichzeitig zu lieben und auszuhorchen. Schuldig fühlt er sich stattdessen gegenüber seiner Frau Lotte, weil er sie betrogen hat.

Insgesamt hat er eine wesentlich größere Distanz zur Securitate als Joseph zur Stasi.

Am Ende des Romans wird auch das Rätsel um den Tod von Miss Bukarest gelöst. Ihr Mann hat sie im Affekt unter Anwesenheit des ehemaligen Securitateoffiziers Onescu getötet, was dieser auch Dinu erzählt. Dabei ging es nicht um Eifersucht, sondern um Geld, das Osthoff, der Mann Erikas, durch seine Geschäfte mit dem kommunistischen Rumänien unter Zusammenarbeit mit dem Geheimdienst verdient hat. Es bleibt der Eindruck, die Securitate war und ist überall und greift gleich einer Schicksalsgöttin unvorhersehbar in das Leben der Menschen ein.

So könnte man sich am Ende dieses Beitrags zu der These versteigen, die beiden analysierten Werke bildeten auch in dieser Hinsicht die gesellschaftliche Wirklichkeit ab, indem sie die Aufklärung über die Arbeit des jeweiligen Geheimdienstes und den in der Gesellschaft darüber verbreiteten Kenntnisstand darstellen.

Literatur

Baier, Hannelore: „Am Ende versöhnt in die Zukunft blicken“, in: **Allgemeine Deutsche Zeitung für Rumänien**, 23.05.2009, 23.

Claussen, Detlev: „Panorama des Untergangs. György Dalos lässt uns die Dramatik des Jahres 1989 noch einmal miterleben. Rezension des Buches **Der Vorhang geht auf**“. In: **Die Zeit**, Nr. 15, 02.04.2009.

Dalos, György (2006): **Balatonbrigade**, Hamburg: Rotbuch Verlag (ung. Originalausgabe **Balaton-brigad**, 2005).

Dalos, György: **Weggehen und wegkommen – Richard Wagners Dilemma**, <http://www.eurozine.com/articles/2009-01-08-dalos-de.html>, [13.09.2009].

³ www.eurozine.com/articles/2009-01-08-dalos-de.html [13.09.2009].

- Spiegel, Hubert: „Das wahre Gesicht des Joseph Klempner. Ein Stasi-Offizier als Opfer der Stasi? Eine provozierende Erzählung von György Dalos“. In: **Frankfurter Allgemeine Zeitung**, 17.05.2006.
- Geissler, Cornelia: „Nur der Dackel hört noch zu. Das Leben der Anderen ist auch Thema in György Dalos neuem Roman: Ein Stasi-Mann erinnert sich“. In: **Berliner Zeitung** 11.05.2006.
- Wagner, Richard (2001): **Miss Bukarest**, Berlin: Aufbau Verlag.

Mariana-Virginia Lăzărescu
Bukarest

Interkulturelle Aspekte in der Freundschaftsgeschichte *Lilli findet einen Zwilling* von Karin Gündisch

Abstract: Karin Gündisch, a writer of children's books, who left Romania to live in Germany since 1984, has been awarded several prizes. In 2007 she published a story entitled **Lilli findet einen Zwilling (Lilli finds a twin)**, which gets an insight into the national culture, as well as into other cultures. The story is about the life of a Russian emigrant family that moved to Germany, and about the friendship between two girls. The split between the new and the old homeland becomes a controversial theme. In this case, it is friendship that creates solidarity and integration. This story of a friendship becomes a story of integration, which addresses both children and grown-ups. During the analysis of the text, attention should be brought upon intercultural characteristics to find out those differences between people, which are the result of their belonging to different cultures. Through the transfer of knowledge about cultural otherness and about the different behavior patterns, communication problems and the conflicts which result from them can be solved and avoided.

Keywords: German literature from Romania, interculturalism, culture, human being.

Die Erzählung **Lilli findet einen Zwilling** (2007), die von der aus Rumänien stammenden, seit 1984 in Deutschland lebenden, mehrmals preisgekrönten Kinder- und Jugendbuchautorin Karin Gündisch stammt, bietet vielfach Einblicke in die eigene und in fremde Kulturen. Im Mittelpunkt der Erzählung steht das Leben einer russlanddeutschen Aussiedlerfamilie. Die Gespaltenheit zwischen der alten und der neuen Heimat wird zum brisanten Hauptthema. Die Freundschaft der beiden Mädchen Ludmilla alias Lilli aus Russland und Amelie alias Milli aus Bayern schafft Zusammengehörigkeit und Integration. Die Geschichte von der Freundschaft wird somit zu einer Integrationsgeschichte, die sich an Kinder und Erwachsene gleichermaßen wendet und diese gleichwohl anspricht.

Menschen verschiedener Kulturen sind sich schon immer begegnet. Während das in früheren Zeiten seltener passierte, sind die Begegnungen heutzutage infolge der Entwicklung der Verkehrs- und Kommunikationsmittel ein herausragendes Merkmal unserer Gesellschaft, deren Schlagwort die interkulturelle Kommunikation darstellt.

Karin Gündischs Buch ist eine Geschichte über Auswanderer, die ihre Heimat verlassen haben, um sich in der Fremde ein neues Leben aufzubauen. Innerhalb dieses grob gezeichneten Rahmens lassen sich viele Einzelheiten herauslesen und interpretieren, die bei der Begegnung zwischen den Kulturen auftreten.

Als theoretische Grundlage können die Kriterien von Gerhard Maletzke (1996:30) gewählt werden, die er in seinem Buch für die Vokabel der Fremde festhält. Er definiert die Fremde als das Auswärtige, das Ausländische, d.h. als etwas, das sich jenseits einer räumlich bestimmaren Trennungslinie befindet. Hier geht es um lokale Erreichbarkeit von bislang Abgetrenntem, um starke Betonung des Inneren als Heimat oder Einheitssphäre. Das Fremde kann als Fremdartiges, auch im Sinne von Anormalität und Unpassendem, im Kontrast zum Eigenartigen und Normalen verstanden werden. Das Fremde als das noch Unbekannte bezieht sich auf Möglichkeiten des Kennenlernens und des sich gegenseitig Vertrautmachens von Erfahrungsbereichen. Das Fremde ist das letztlich Unerkennbare, bei dem Möglichkeiten des Kennenlernens prinzipiell ausgeschlossen sind. Das Fremde erscheint als das Unheimliche im Gegensatz zur Geborgenheit des Vertrauten. Auch Eigenes und Vertrautes können zu Fremdartigem umschlagen. Das Heimische wird unheimlich. Wir werden von der Autorin von Anfang an in die Thematik eingeführt: Es ist der erste Schultag in Freibach/ Deutschland, gleich nach den Winterferien. Die Schule befindet sich in der Nähe des Aussiedlerheims. Die Familie des erzählenden Kindes ist vor kurzem nach Deutschland eingezogen. Oma begleitet ihre Enkelin Ludmilla in die Schule und nimmt ihr die schwere Schultasche ab. In Deutschland ist das nicht üblich, die Schulkinder pflegen ihre Sachen selber zu tragen. Wir erfahren weiterhin, dass die Familie aus Russland kommt. Es wird ein Vergleich des Wetters in beiden Ländern angestellt: Langer, strenger Winter in Moskau versus schneearmer Winter in Freibach, wo die ersten Schneeglöckchen schon blühen.

Interkulturelle Merkmale werden von Anfang an angedeutet. Als nächstes Element erscheint der Supermarkt. Das Mädchen geht mit der russischen Pelzkappe in den Laden, um eine Banane für die Pause zu kaufen. In Russland gab es wohl nicht Bananen im Überfluss, dafür die ständige Angst

vor der Erkältung. Dass Omas in den Ländern des ehemaligen Ostblockstaates im Allgemeinen etwas aufdringlicher und sorgfältiger sind als jene in den westlichen Staaten Europas, kann meines Erachtens als Unterschied aus interkultureller Perspektive verstanden werden, auch wenn das im Buch nicht explizit gesagt wird.

Ludmillas Familie verlässt Russland und siedelt nach Deutschland aus. Das heißt, dass sie aus dem gewohnten Zuhause, aus dem Zustand der Normalität und Selbstverständlichkeit heraustritt und sich in ein unbekanntes Milieu begibt, das manchmal bedrohlich sein kann.

Wie in den meisten Geschichten, die das In-die-Fremde-Gehen zum Thema haben, kommt das Zwiespältige der Fremde auch hier zum Vorschein. Einerseits ist das fremde Land, in diesem Fall Deutschland, unverständlich und gefährlich, weil unbekannt, andererseits verlockend, weil neu und anders.

Ludmillas Familie befindet sich in einem sogenannten Zwischenstadium, ist nirgends richtig zu Hause. Physisch und psychisch lebt sie in der fremden Kultur, bleibt aber der eigenen Kultur treu, die sie überall mitnimmt.

Maletzke (1996: 31) hebt hervor, dass Fremdsein auf Wechselseitigkeit beruht. Der Fremde in der Fremde erlebt die Menschen der Gastkultur als fremd, zugleich ist er selber für die Einheimischen ein Fremder. Es gilt aber das Gesetz der Gastfreundschaft. Aus Gündischs Geschichte geht hervor, dass die russische Familie besonders gastfreundlich war (Gündisch 2007: 55).

Das erzählende Mädchen drückt gleich am Anfang der Geschichte sein Bedauern aus, in Deutschland keine Freundin wie Olga zu haben, die in ihrem Heimatland zurückgeblieben war. Die Lehrerin, Frau Müller, wirkt durch ihre indiskreten Fragen etwas misstrauisch und unfreundlich. Sie erkundigt sich nach den Sprachkenntnissen der Familie. Nun erfahren wir, dass die Mutter des Schulkindes Russlanddeutsche und der Vater Russe ist, dass das Kind von Mutter und Oma Deutsch gelernt hat, weil diese mit ihm und dem jüngsten Bruder Waldemar immer Deutsch gesprochen haben. Die älteren Brüder Sergej und Wolodja waren in der Kinderkrippe in Moskau, wo man nur Russisch gesprochen hat. Als Waldemar und Ludmilla klein waren, war die Oma schon in Rente, konnte auf die Kinder aufpassen und sprach mit ihnen immer Deutsch.

Dass die Lehrerin die neue Schülerin viel ausfragte, so dass die restlichen Kinder in der Klasse mithören konnten, ist nicht sehr gastfreundlich und pädagogisch. Sie denkt nicht daran, dass das Ausfragen dem neuen Kind unangenehm sein könnte, dass es beleidigend wirken könnte. Die Lehrerin

lässt die neue Schülerin lange Zeit allein in der Bank sitzen, ohne sich etwas dabei zu denken, handelt demnach eher takt- und rücksichtslos.

Wir haben es bereits auf den ersten Seiten des Buches mit interkulturellen Aspekten zu tun: Begegnung zwischen Menschen aus verschiedenen Kulturkreisen, das Problem der Mutter- und Fremdsprache, zwischenmenschliche Beziehungen, Gastfreundschaft, Lebensweise, Anpassung an die neue Heimat usw.

Die Wohnbedingungen der Familie werden eingehend beschrieben. Auf einer kleinen Fläche wohnen sehr viele Personen: Oma, Waldemar und Ludmilla schlafen in einem Zimmer, die Eltern in einem anderen. Sergej, Wolodja und Onkel Josef teilen das Wohnzimmer. Die Möbel sind vom Sperrmüll, der Fernseher ist alt. Ein Wecker ist unter diesen Umständen nicht mehr nötig. Am Morgen wird russischer Tee getrunken. Die Oma ist die Autorität im Haus, sie ist das Oberhaupt der Familie. Sie will alles wissen, alle verpflegen, kann aber notfalls auch nachgeben, ist eigentlich lieb, meistens freundlich und hilfsbereit, versucht mit den neuen Lebensumständen Schritt zu halten.

Das Aussehen spielt in der Geschichte auch eine wichtige Rolle: Ludmilla trägt lange, geflochtene Zöpfe, die in einer westlichen Welt altmodisch anmuten. Die russische Pelzkappe hat sie deswegen gleich nach dem ersten Schultag im Kleiderschrank versteckt.

Ludmillas Wendung „als käme ich direkt aus Moskau. Mir fehlt nur noch die Pelzkappe“ (Gündisch 2007: 14) lässt sich als ein Hinweis auf die Gefahr der Stereotypen deuten. Wenn ein Russlanddeutscher eine Pelzkappe wie bei sich zu Hause trägt, riskiert er, ausgelacht zu werden. Wenn im Rahmen einer Modeschau eine Pelzkappe als neuer Modetrend präsentiert wird, ist das ein nachahmenswerter Stil. Wenn jemand in der russischen Bekanntschaft „Hallo“ mit „Tschüss“ verwechselte, pflegte Ludmillas Familie zu sagen: „Frisch aus Moskau gelandet! Dem fehlt noch die Pelzkappe!“ Demnach wird oft nach Äußerlichkeiten geurteilt.

Es galt also, die Pelzkappe als wertvollstes Mitbringsel aus der weit zurückliegenden Heimat loszuwerden. Das ist eine Form der Aneignung neuer Werte in einer neuen anderen Welt. Es ist der Zusammenstoß zwischen dem Eigenen und dem Fremden. Das muss sogar mit einem Wortspiel getan werden, das wie ein Abzählreim klingt: „Pelzkappe, Pelzkatze – Pelzmantel, Melzpantel“ (Gündisch 2007: 15). Die Oma trennt sich am schwersten von ihren alten Werten: Sie will die Pelzkappe in Mottenpapier aufheben und irgendwann anlässlich einer Reise nach Moskau mitnehmen. Die jüngeren Mitglieder der Familie können die Pelzkappe

schnell entbehren. Das Motiv der Pelzkappe durchzieht die ganze Geschichte. Alle Helden werden nach der Pelzkappe gefragt. Schließlich wechselt die Oma die Pelzkappe mit einem Kopftuch.

Zur Symbolik der Pelzkappe hat mir Karin Gündisch im Gespräch Folgendes erklärt:

Die Pelzkappe stigmatisiert den neu Eingewanderten, macht ihn kenntlich als einen, der noch nicht Bescheid weiß, was in Deutschland üblich ist. In Moskau war die Pelzkappe notwendig, weil es dort kalt war, in Freiburg hingegen ist sie nur ein Überbleibsel, ein Zeichen dafür, dass der Träger sich auf die neuen (klimatischen und auch anderen) Verhältnisse noch nicht eingestellt hat. Die Pelzkappe fällt auf, aber man möchte nicht auffallen. Man möchte sich schnell ‚integrieren‘, denn das ermöglicht den sozialen Aufstieg. Es gibt also Einwanderer, die die Pelzkappe noch tragen und solche, die sie schon abgelegt haben. Die jungen Leute passen sich schneller an und legen die Pelzkappen schneller ab. Für die Großmutter behält die Pelzkappe ihren Wert, auch wenn sie sie ablegt. Sie will sie wieder nach Moskau bringen. Die jungen Leute wollen sie aber nur loswerden und denken in die Zukunft.

Die Gestalt der Oma veranschaulicht die oben genannten Konzepte der Interkulturalität: Das Fremde als das Auswärtige, das Fremde als Fremdartiges, das Fremde als das noch Unbekannte, das Fremde als das letztlich Unerkennbare, das Fremde als das Unheimliche im Gegensatz zur Geborgenheit des Vertrauten. Sie denkt nicht daran, Urlaub wie die Deutschen auf Mallorca oder in der Dominikanischen Republik in schönen Hotels zu machen, wo man das Essen nicht selbst kochen muss. Sie freut sich auf die Reise nach Moskau irgendwann.

Werte und Normen der Deutschen werden im Laufe der Erzählung mehrmals angesprochen. Ein Haus bauen bedeutet für die Familie, sich den Maßstäben der deutschen Gesellschaft anzupassen. Die Haare mit Gel zu frisieren, statt mit „Grüß Gott“ mit „Hi“ zu grüßen, eine unkonventionelle, lockere Jugendsprache mit Ausdrücken wie „cool“ u. Ä. zu sprechen sind im Falle Waldemars ebenfalls Zeichen der interkulturellen Kommunikation und der erfolgten Integration, die die Oma als Frechheit empfindet.

Der Altkleidercontainer ist ein Signal der deutschen Welt, auf das die Gestalten unterschiedlich reagieren. Die Mutter will nichts davon hören, die Kinder fühlen sich davon angezogen.

Das Schulbild zeigt auch Differenzierungen in der Lern- und Unterrichtsmethode: In Deutschland schwatzen die Kinder in der Stunde, in Russland ist das nicht erlaubt.

Ludmilla leidet sehr darunter, dass sie allein in der Bank sitzen muss. Die Widmung des Buches lautet „Für Ingrid, die anfangs allein in der Bank saß“. Wer Karin Gündischs Biografie kennt, weiß, dass sie in Rumänien eine sehr gute Deutschlehrerin und eine preisgekrönte Kinderbuchautorin war. Sie gehörte dort der siebenbürgisch-sächsischen Minderheit an, hat zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter namens Ingrid. Karin Gündisch wanderte mit ihrer Familie in den 80er Jahren, also vor der Wende noch, nach Deutschland aus. Das heißt, dass die Geschichte autobiografische Züge enthält und dass die Autorin auch die Erfahrung des Aussiedelns hautnah erlebt hat. Aus Ingrid ist in der Geschichte Ludmilla geworden.

Lilli hat wie Ingrid ihre Heimat verlassen und damit das Vertraute aufgegeben. Sie muss sich an die neue Welt in allen Einzelheiten gewöhnen. Sie gilt als Fremde in einem Land, aus dem ihre Vorfahren stammen, und wirkt anders durch Kleidung, Frisur, Verhalten, Wohnen im Aussiedlerheim.

Wieso ist die Freundschaft zwischen einem Mädchen aus Bayern und einem aus Gagausien möglich? Sie haben gemeinsame Interessen, gemeinsame Vorlieben, treten als Zwillinge auf, obwohl sie keine sind, und testen dabei die Meinung der Gemeinschaft, in der sie leben. Sie bemühen sich um das gleiche Aussehen, sind aber verschieden. Dadurch wollen sie sich besser behaupten, denn die eine, Milli, ist arm, lebt nur mit der Mutter und sieht ihren in Paris lebenden Vater äußerst selten, die andere, Lilli, hat einen fremden Akzent, eine große Familie und hat sich noch nicht ganz eingelebt. Beide sind fremd in der Klasse und in Freibach.

Die Essgewohnheiten sind auch aufschlussreich aus interkultureller Sicht: In Deutschland gibt es alles zu jeder Jahreszeit, in Russland kauft man Erdbeeren im Sommer und Trauben im Herbst, in Deutschland kauft man tief gefrorenen Spinat, in Russland wird viel gekocht und meistens frisch. In Deutschland lädt man Leute, die man nicht so gut kennt, nicht gleich zum Essen, sondern eher zu Kaffee und Kuchen ein. In Deutschland trinkt man den Kaffee meistens mit Milch und ohne Zucker, in Russland meistens ohne Milch und mit Zucker. In Russland wird der Kuchen meistens selbst gebacken, in Deutschland nicht unbedingt.

Milli wird vegetarisch erzogen, Lilli isst gern Fleisch. Sie mag eigentlich alles essen. Man versteht, dass sie zu Hause nicht so viele leckere Speisen gekannt hat. Sie gesteht etwas beschämt: „In Deutschland schmeckt alles so gut und es gibt von allem so viel“ (Gündisch 2007: 66). Deutschland ist ein richtiges Tortenparadies.

Lilli kennt das Vaterunser sowie viele Geschichten aus der Bibel und geht in den Religionsunterricht, Milli kann besser schwimmen und ist nicht wasserscheu.

Millis Eltern sind nicht verheiratet, Lilli hat eine Großfamilie.

Spiele und das Elternpraktikum mit dem amerikanischen Babysimulator sind auch typisch deutsche, sprich westliche Erziehungsmethoden.

Schuhe kommen nicht nur auf dem Cover, sondern auch in der Geschichte immer wieder vor: möglicherweise als Symbol für die Auswanderung. In Deutschland lässt man die Schuhe auf dem Flur, der allen gehört, in Russland tut man das nicht, weil man Angst vor Dieben hat. Im Hinblick auf die Reise nach Moskau sammelt die Oma Schuhe für die Verwandtschaft von dort. Die Mädchen helfen ihr dabei, indem sie ihr gute Schuhe aus dem Container bringen.

Gündisch schöpft neue Wörter wie beispielsweise „Kümmerer“, nicht im Sinne einer verkümmerten Pflanze, sondern eines Mannes oder Jungen, der sich um ein Mädchen kümmert, der sich nützlich macht, immer da ist, wenn man ihn braucht und auf den man sich verlassen kann. Die Autorin erwähnt in der Erzählung mehrmals den vom Goethe-Institut 2004 organisierten Wettbewerb „Das schönste deutsche Wort“. Die Teilnehmenden mussten ihr liebstes und kostbarstes deutsches Wort nennen und begründen, warum sie gerade das Wort gewählt haben. Die Oma gewinnt tatsächlich als Preis für ihr schönstes Wort, die Vokabel „Paradies“, ein Lexikon in fünfzehn Bänden. Das Wort „Kränzchen“ erinnert an Russland, an russische Gepflogenheiten, aber gleichwohl auch an Siebenbürgen und klingt für binnendeutsche Begriffe etwas antiquiert. Ausdrücke wie „Am fünfzehnten Rhabarber!“ (Gündisch 2007: 46) sind auch spezifisch und kennzeichnen Gündischs Erzählstil, der einfach, direkt, lebhaft und anschaulich ist.

In der Geschichte werden verschiedene Sprachen gelernt und gesprochen. Jonas fragt Ludmilla alias Lilli, ob sie zu Hause Türkisch, Russisch, Moldawisch oder Deutsch spricht:

„Wir sollen zu Hause Deutsch reden“, sagte ich, „aber immer, wenn wir etwas wirklich Wichtiges zu sagen haben, vergessen wir es und reden Russisch“ (Gündisch 2007: 72).

Englisch wird mit dem Kopfhörer geübt. Zum Geburtstag werden englische Lieder gesungen.

Klischees oder Stereotypen wie „Die richtigen Deutschen waren korrekt“ (Gündisch 2007: 85) kommen auch vor. Dieser Satz ist laut Gündisch eher ironisch gemeint und gibt die Sicht der „anpassungsfähigen“ Mutter wieder, aber auch die irriige Vorstellung von Menschen außerhalb Deutschlands, die eine überhöhte Wertschätzung für alles Deutsche haben. Hinterfragt wird das Klischee vom korrekten Deutschen, das Gündisch durch die Antwort des Vaters ad absurdum führt: „Er denke nicht an die Deutschen, sondern an die Fische.“ Das ist natürlich komisch und unterläuft den Ernst der Mutter. Der russische Vater will angeln, obwohl er keinen Anglerschein hat, den man in Deutschland aufgrund einer Prüfung bekommen kann.

Die Oma will nichts von türkischen Enkelkindern wissen und brummt vor sich hin, wenn Ella den türkischen Freund Cem trifft (Gündisch 2007: 88).

Die Tatsache, dass Milli als Deutsche zu einer richtigen Aussiedlerin wird, die sich in die russische Familie gut integriert und Russisch spricht, mag etwas unglaublich klingen, aber möglich wäre es, wenn sich Menschen gut verstehen und sich entgegen kommen.

Oma sagte, Milli sei eine richtige Aussiedlerin geworden und sie sei in unsere Familie gut integriert. Sie müsse jetzt nur noch ein bisschen besser Russisch lernen, aber das ginge auch schon ganz gut (Gündisch 2007: 87).

Der Ausspruch der Großmutter, dass Amelie bald eine Aussiedlerin sei und nur noch ein wenig besser Russisch lernen müsse, kann natürlich nicht wortwörtlich geglaubt werden, denn es ist nicht möglich, dass Amelie eine Aussiedlerin wird, weil sie nirgends ausgesiedelt wird. Allerdings wird sie in eine Großfamilie „integriert“, d. h. sie lernt das Leben in einer Großfamilie von innen kennen. So kehrt Gündisch das Motiv der Integration um, indem nicht das Aussiedlerkind, sondern das einheimische Kind in die eingewanderte Familie integriert wird. Andererseits aber findet sich Ludmilla über Amelie in Deutschland schneller und besser zurecht, so dass sich ein Annäherungsprozess von beiden Seiten vollzieht. Die Integrationsleistung ist also ein gemeinsamer Akt. Es sind Schritte von beiden Seiten notwendig. Die Integration geht auch in beide Richtungen. Schließlich verändert sich auch Deutschland durch seine Einwanderer. Einfacher gesagt: Amelie verändert Ludmilla und Ludmilla ändert Amelie.¹ Gündisch hat bisher einige Bücher zum Thema Integration, Aussiedlerproblematik und Ausgegrenztsein geschrieben. **Lilli findet einen Zwilling**

¹ Äußerungen von Karin Gündisch, die nicht durch Quellenangaben nachgewiesen werden, stammen aus Gesprächen mit der Verfasserin.

als Integrationsgeschichte ist eine ideale Jugend- und Klassenlektüre, in der man Deutschland von außen und Russland von innen kennen lernt (Ladenthin 2008: 78). Die Kinder mit Migrationshintergrund werden sich nach der Lektüre denken, dass die Integration möglich und nur eine Sache der Zeit ist, die Klasse wird sich den Außenseitern gegenüber mehr öffnen. Die Erzählung von Karin Gündisch ist somit eine Lektion für Toleranz zwischen den Menschen fremder Kulturen. Das große Verdienst der Autorin ist meines Erachtens die Tatsache, dass sie den Weg zu einem interkulturellen Dialog ebnet. Sie stellt mit der Erzählung unter Beweis, wie man sich einer fremden Kultur verstehend annähern und mit ihr in einen Dialog treten kann. Ohne bewusst zu theoretisieren, lässt Gündisch zwischen den Zeilen ihre Interkulturalitätsansätze deutlich werden. Sie beschreibt mit Fein- und Taktgefühl Unterschiede zwischen Menschen, die sich aus der Zugehörigkeit zu verschiedenen Kulturen ergeben. Die interkulturellen Besonderheiten und Verschiedenheiten werden als Erklärungsmuster für eventuelle Missverständnisse und Konflikte herangezogen. Durch Vermittlung von Wissen über kulturelle Andersartigkeiten und unterschiedliche Verhaltensweisen können Kommunikationsprobleme und die daraus folgenden Zusammenstöße gelöst bzw. vermieden werden. Die Kenntnis der kulturellen Herkunft des Gegenübers ist wichtig für den Dialog und für das gegenseitige Verständnis, zeigt Gündisch, indem sie auf die Wechselwirkung zwischen Kulturen im Rahmen des aktuellen und viel diskutierten Phänomens der Interkulturalität aufmerksam macht. Zur Grundidee des Buches meint die Autorin: Alle Menschen sind (oder werden) Brüder, in unserem Fall sind es sogar Zwillinge. Sie sind gleich und auch gleichberechtigt, keines der beiden Mädchen wird auf Grund der Herkunft diskriminiert. Diese Grundidee, auf der das ganze Buch aufgebaut ist, erlaubt der Autorin, dass sie davon erzählt, ohne dass sie explizit darauf eingehen (und gar pathetisch werden) müsste. Zwei kleine Mädchen – da ist es doch unwichtig, ob eines aus Bayern und das andere aus Moskau kommt. Es sind zwei kleine Mädchen, Freundinnen wie Schwestern. Oder eben Zwillinge.

Literatur

Gündisch, Karin (2007): **Lilli findet einen Zwilling**, Düsseldorf: Patmos (Sauerländer Reihe ich & du).

- „Karin Gündisch. Lilli findet einen Zwilling. Eine Buchbesprechung der Arbeitsgemeinschaft Jugendliteratur und Medien der GEW.“ In: **Julim Journal** 2/2008.
- Ladenthin, Volker (2007): „Alle Menschen werden Geschwister.“ In: **Journal. General-Anzeiger**, 20./21.10.2007.
- Ladenthin, Volker (2008): „[Über: Karin Gündisch: Lilli findet einen Zwilling, Düsseldorf 2007].“ In: **engagement. Zeitschrift für Erziehung und Schule**, Heft 1/2008, 78.
- Lüsebrink, Hans-Jürgen (Hrsg.) (2004): **Konzepte der Interkulturellen Kommunikation. Theorieansätze und Praxisbezüge in interdisziplinärer Perspektive**, St. Ingbert: Röhrig (Saarbrücker Studien zur Interkulturellen Kommunikation mit Schwerpunkt Frankreich/ Deutschland 7).
- Maletzke, Gerhard (1996): **Interkulturelle Kommunikation. Zur Interaktion zwischen Menschen verschiedener Kulturen**, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Roth, Doris (2007): „Frisch aus Moskau. Karin Gündisch erzählt in ihrem neuesten Buch eine Freundschaft- und Integrationsgeschichte.“ In: **Siebenbürgische Zeitung**, 20.11.2007.
- Rüffer, Anita (2008): „Ein neues doppeltes Lottchen. Karin Gündisch findet für Lilli einen Zwilling.“ In: **Badische Zeitung**, 18.03.2008, 13.
- Wierlacher, Alois (Hrsg.) (1985): **Das Fremde und das Eigene. Prolegomena zu einer interkulturellen Germanistik**, München: Iudicium (Publikationen der Gesellschaft für Interkulturelle Germanistik 1).
- Zimmermann, Peter (Hrsg.) (1991): **„Interkulturelle Germanistik“: Dialog der Kulturen auf Deutsch?**, Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang.

Carmen Elisabeth Puchianu
Kronstadt

Zwischen gebundener und ungebundener Rede. Joachim Wittstock als Lyriker

Abstract: The present paper aims at discussing a less dealt with aspect of the literary oeuvre of the Transylvanian author, Joachim Wittstock. Our main concern is focussed on some lyrical poems which form the beginning of the author's career. Starting from some relevant comments of the author on his own poetry, our analysis will dwell upon a specific "code switching" as far as the formal choice of verse, respectively prose, is concerned. Ultimately, we aim at pointing out some good reasons for Joachim Wittstock's exceptional status within the general context of the German literature written in Romania, focusing especially on the 70s and 80s.

Keywords: German literature from Romania, poetry, bound and unbound speech.

Präambel

Spricht man über den Hermannstädter Autor Joachim Wittstock, meint man grundsätzlich den Epiker par excellence. Man assoziiert ihn mit Erzählern großen Formats, die von der Lust am Erzählen, am akribischen Recherchieren der zu verdichtenden Realität dazu bewegt werden, ihre Geschichten zum Besten zu geben. Allein während der letzten 20 Nach-Wende-Jahre ist Joachim Wittstock ausschließlich mit Prosaschriften der erzählenden und betrachtenden Art in Erscheinung getreten.

Die wenigsten Literaturwissenschaftler sehen in Joachim Wittstock einen Lyriker, obschon es einige Hinweise dazu gibt – auf Buchumschlägen und Internetseiten, in Lebensläufen und Würdigungen. Die Dominanz des Narrativen bewirkt im Falle dieses Autors das Fehlen einer intensiveren Beschäftigung mit seiner Lyrik, die ihm genaugenommen zum literarischen Durchbruch verholfen hatte und bis heute zu den dichterischen Ausdrucksmöglichkeiten des Schriftstellers zählt.

Im Folgenden versuchen wir auf spezifische Formbesonderheiten von Wittstocks Lyrik an einigen wenigen Beispielen aufmerksam zu machen.

Joachim Wittstock im Spannungsfeld von gebundener und ungebundener Rede

Das Heft Nr. 8 der Zeitschrift **Neue Literatur** aus dem Jahr 1970 enthält für unser Anliegen einen überaus aufschlussreichen Text: Unter dem Titel „Interview mit sich selbst“ meldet sich der damals 31 Jahre alte Joachim Wittstock zu Wort. Die mit Bedacht und Sorgfalt ausgeformte Selbstbefragung und Selbstdarstellung liefert wichtige Hinweise auf das „eigene Vorhaben“, „soweit es den Leser einer literarischen Zeitschrift ansprechen kann“ (Wittstock 8/1970: 27), bzw. auf die Option des Autors, sich einer bestimmten literarischen Ausdrucksform zu bedienen:

Zeitlich an erster Stelle, aber auch nach Dauer und Intensität meiner Versuche auf literarischem Gebiet, steht die Beschäftigung mit dem Gedicht. Thematisch versucht es einer Vielfalt von Eindrücken gerecht zu werden, ist Widerspiegelung von Fahrten durch tellurische und aquatische Bereiche, jedoch auch durch vorgestellte Landschaften. Dann wieder sind Gedichte Vergegenwärtigen ursprünglicher Überlieferungen und mythischer Erfahrung. Organisch knüpfen an Verse dieser Gattung andere an, welche Begegnungen erfassen, Aufzeichnungen des erotischen Erlebens sind. Dann Meditationen über das Unzugänglich-Zugängliche des Meeres [...] Dazu Nachricht von menschlichen Siedlungen [...] in dem Maß sich die Betrachtung der Stadt zuwendet [...] (Wittstock 8/1970: 27-28).

Es überrascht nicht, dass sich Wittstock hier zu einem Gedichttypus bekennt, der der hegelschen und später der staigerschen Auffassung entspricht¹ und darauf abzielt, subjektives Welterfassen poetisch zu vermitteln. Es handelt sich u. E. um eine Lyrik mit ebenso mimetischem wie synästhetischem Charakter, der aus der dichterischen Konfrontation mit den unterschiedlichsten Erscheinungen wahrgenommener Realien hervorgeht. Die Nähe zur Epik ist dabei unverkennbar, zieht man vergleichsweise solche terminologische Hinweise in Betracht wie „Vergegenwärtigungen, Überlegungen“ im Untertitel des Bandes **Morgenzug** (1988), „Erfahrungsschritte“ in **Keulenmann und schlafende Muse** (2005) oder „Beschreibungen, Phantasien, Auskünfte“ in **Scherenschnitte** (2002). Bei

¹Hegel differenziert zwischen epischer und lyrischer Dichtung, indem er Letzterer Subjektivität als „das hervorstechende Element“ zuweist, darin „Innerlichkeit“ ihren sprachlichen Ausdruck findet. Damit begründet Hegel die Subjektivitätstheorie als bis heute nachhaltig wirkende theoretische Grundlage der Lyrikforschung (vgl. Hegel: Vorlesungen zur Ästhetik).

genauerem Hinsehen geht aus dem oben Zitierten aber noch etwas anderes hervor und zwar, dass in Wittstocks Aufzählung das politische Thema ganz offensichtlich fehlt. Ein interessanter Aspekt, wollte man Wittstock im Vergleich zu den jungen Wilden der Spätsiebziger und Achtziger lesen. Weit wichtiger als der thematische Rahmen, den Wittstock in der oben zitierten Passage absteckt, ist u. E. die formale Abgrenzung zwischen herkömmlich lyrischem Gedicht und dem Gedicht, wie er es auffasst:

Ihrer Struktur und äußeren Gestalt nach sind diese Versuche eher nach den Maßen der Prosa angelegt: ihr Satz ist ausschweifend, die Anordnung der Wortgruppen erfolgt nicht überstürzt, sie beweisen eine Neigung, sich auf breiterem sprachlichen Feld zu verwirklichen - im Gegensatz zum eigentlichen lyrischen Gedicht, dessen Ordnungsprinzip das der Verknappung ist. Diese Versuche an den Reduktionsformen heutiger Lyrik zu messen, kann demnach nur zu betrüblichen Mißverständnissen führen (Wittstock 8/1970: 28).

Dieser Teil der Aussage ist besonders wichtig, denn er enthält eine sehr kompakte, präzise Einschätzung der damaligen Lyrik und umreißt gleichzeitig den Stellenwert von Wittstocks eigener Lyrik im literaturhistorischen Kontext. Tendierten die meisten Autoren zu einer auffälligen Reduktion der lyrischen Aussage und deren Form – teilweise in der Nachfolge westeuropäischer, mitunter auch angloamerikanischer Modelle –, nimmt sich der (geborene) Epiker die Freiheit, die lyrische Aussage dem mehr oder weniger ungehinderten, natürlichen Redefluss zu überlassen. So grenzt sich Wittstock von den (jungen) Autoren und Autorinnen der Zeit ab und distanziert sich bewusst von deren „modernen“ Ausdrucksmitteln. Auch wehrt er sich gegen einen falsch angesetzten Vergleich seiner Texte und gegen eine Einschätzung derselben anhand von unzutreffenden ästhetischen Kriterien.² Andererseits lässt Wittstock durchblicken, dass er sich einem literarischen Traditions Umfeld verpflichtet fühlt, wohl wissend, dass er sich dadurch von Autoren neuerer Lyrik grundlegend unterscheidet³:

Diese Gedichte versuchen einen greifbaren Lebensausschnitt zu gestalten, den Text mit den Erscheinungen der äußeren Welt, die ihn angeregt haben, zu

² Wittstock reagiert damit auf einige Rezensionen und Interpretationen, die auf Grund eines kritischen Unvermögens am Wesen der Texte vorbeigegangen waren und daher Wittstocks Anspruch Gedichte zu schreiben ernsthaft in Abrede stellten.

³ Nicht viel anders als Thomas Mann seiner Zeit, der sich gern als Kind des 19. Jahrhunderts bezeichnete, selbst wenn er ebenso gern mit der Verwandtschaft zu Joyce liebäugelte.

durchsetzen, dass er nicht Ausdruck einer unkontrollierten Subjektivität bleibe. Zudem beweisen sie, was offenbar unlyrisch ist, einen Sinn für Kausalität, für den folgerichtigen Zusammenhang zwischen den Dingen (Wittstock 8/1970: 28).

Weniger als an eine Definition von Lyrik, erinnert die Aussage viel mehr an das Wesen der Epik und vor allem des Romans als Widerspiegelung einer Welttotalität auf Grund kausaler Zusammenhänge einer zur Prosa geordneten Realität.⁴ So wird einem allmählich klar, dass für Wittstock eine äußerst enge Verbindung zwischen lyrischem und epischem Text, zwischen gebundener und ungebundener Rede besteht, dass es für ihn fließende Übergänge gibt, was sich wiederum in der Bemühung des Dichters um eine adäquate Form niederschlägt, wie aus folgendem Zitat ersichtlich:

Daß von Gedichten und nicht von Prosa gesprochen wird, obwohl die Übergänge zu ihr fließend verlaufen – was oft schon rein grafisch an der ungebrochenen Zeile ersichtlich wird –, geschieht, unter anderm, wegen der ziselierten Formbestrebung, die sie prägt und die gemeinhin dem Gedicht zugewendet wird [...] (Wittstock 8/1970: 28).

Dass sich der Autor zu jenem Zeitpunkt (d.h. am Anfang der 70er) mit diesen Fragen auseinandersetzt, zeugt von deutlichen Schwierigkeiten der Rezeption derartiger Texte, deren lyrische Qualität auf Grund eines erzählenden Gestus für die meisten Leser (sogar für solche, die sich des entsprechenden Fachwissens rühmen konnten) in Frage gestellt wurde. Das könnte auch ein Grund dafür sein, dass Wittstocks Lyrik keine Schule gemacht hat und bis heute in so geringem Maß Gegenstand literaturwissenschaftlicher Untersuchungen geworden ist.

Worauf es Wittstock selbst ankommt – und wir wollen uns seinem Anliegen gern anschließen –, ist nicht unbedingt die eindeutige Zuordnung seiner Texte in die eine oder andere Stilrichtung zeitgenössischer Lyrik, sondern darauf, dass „das dem Gedanken angemessene Wort“ (ebd.) getroffen wird.

Joachim Wittstocks Lyrik an einigen Beispielen von „Nicht-nur-Gedichten“ (Wittstock 1981: 52)

Im Anhang zu Motzans Studie über die rumäniendeutsche Lyrik nach 1944 ist Joachim Wittstock im Werkverzeichnis mit den bis 1980 erschienenen

⁴ Hegel spricht von einer „bereits zur Prosa geordnete[n] Wirklichkeit“, die im Roman ihre Widerspiegelung findet (vgl. Hillebrand 1996: 197-198).

Rezensionen und Textanalysen aufgeführt. Als Lyriker der Endsechziger und der Siebziger findet er eine summarische Erwähnung im letzten Kapitel der erwähnten Studie, in der ihm „Sachlichkeit“ der „Erzählgedichte“ und eine gewisse Vorsicht und Bedächtigkeit in der Darstellung von Geschichte zugestanden wird (Motzan 1980: 138). Zu jenem Zeitpunkt lagen Gedichttexte in den Heften der **Neuen Literatur**, sowie Wittstocks 1972 in Klausenburg erschienener Debütband, **Botenpfeil**, vor. Letzterer war tatsächlich mehrfach besprochen worden (vgl. Gottschlick 1972, Reichrath 1972: 109-111, Aichelburg 1972 und 1977: 289-291, Söllner 1972, Anger 1973). Wie schon den Rezensionstiteln zu entnehmen ist, bewegen sich die Analysen in einem Spannungsfeld, das von einer Ambivalenz der Texte zeugt und auf mehr oder weniger klar ausgesprochene Schwierigkeiten ihrer Lesbarkeit anspielt. Immerhin handelt es sich um eine beachtliche Anzahl von Arbeiten, die dem Debütanten gewidmet worden waren. Den späteren Bänden, die auch Gedichte enthielten – dazu rechnen wir **Mondphasenuhr** (1983) und **Morgenzug** (1988), beide in Klausenburg bei Dacia erschienen –, wurde bereits etwas weniger Aufmerksamkeit geschenkt (vgl. Csejka 1984: 234-237, Herbert 1983, Friedrich 1983: 22-23, Ungar 1989: 79-81, Schuller 1989). Den Grund dafür glauben wir darin zu finden, dass der Autor sich bis Ende der 80er mehr und mehr als Prosaautor, d.h. als Epiker profiliert und etabliert hatte bzw. dass Wittstocks lyrische Texte, wie er sie verstand, immer weniger in das kanonische Raster der Lyrik hineinpassten. Aus guten Gründen sehen wir hier davon ab, die Gesamtheit der bisher veröffentlichten Gedichte Wittstocks für unsere Analyse heranzuziehen. Statt dessen haben wir uns für einen kleinen, repräsentativen Querschnitt entschieden, der weitere Ansätze kritischer Auseinandersetzung mit seiner Lyrik ermöglichen sollen.

Neben dem „Interview mit sich selbst“ wurden im Heft 8 der **NL/1970** drei Texte des Autors unter dem Titel *Prosa und Lyrik* abgedruckt. Es dürfte damals das Anliegen der Redaktion gewesen sein, eine Probe auf das Exempel zu liefern und die poetologischen Äußerungen Wittstocks mit entsprechenden Texten zu belegen. Es handelt sich um die Texte „Mauerwerk“, „Stegreif“ und „Ankunft in Griechenland“. In dieser Reihenfolge entspricht die Textanordnung zumindest auf einen ersten Blick der Titelanzeige der Aufstellung.

Inhaltlich stellen die Texte äußerst tiefgründige Darstellungen topographisch bedingter Beobachtungen dar, so dass am Ende der Eindruck eines kohärenten Zyklus entsteht.

Das Mauerwerk einer/der Stadt bietet durch seine konkrete Materialität, d.h. seine Gegenwärtigkeit Anlass, sich mit der Vergangenheit auseinander zu setzen. Dabei entsteht ein Bild mit stark metaphorischem Charakter, der der poetischen Aussage viel an lyrischem Wert beigibt:

Mit Kreide war jeder Ziegel bezeichnet in laufender Zahl, in laufendem Jahr, und jeden Tag zerfällt ein Ziegelstein, ohne Bruch, ohne Bröckeln und Staub, einfach in Mangel versetzt, jedem Haus unterbleibt ein Ziegel oder ein Fragment Beton, den Bäumen ein Ziegelmaß Ast; und es gibt einen klappenden Laut, Stein auf Stein, störend besonders die kaum Beherrgten, die nur für diese Nacht, nur für diesen Monat, für diesen Winter, die Ziellosen, die Aufnahme suchen in übergeordneter Stadt;[...] (Wittstock 8/1970: 31).

Schon von seinem Anfang an gehorcht der Prosatext einem grundsätzlich lyrischen Strukturprinzip, dem zufolge die Aussage sich wie ein regelrechtes Mauerwerk entfaltet und schichtet. Es entsteht der Eindruck einer Mitte, aus der heraus sich weitere Wortassoziationen und -ketten an- und übereinander reihen. Dabei nutzt der Autor eine innere Rhythmik, die sich größtenteils aus lautmalerischen Wortkombinationen ergibt. Eine mit Bedacht konstruierte Logik, die auf Wiederholung gründet, lässt erkennen, dass der Text weit mehr als nur beschreibende Prosa ist. Strukturell unterliegt der Text einer symmetrischen Unterteilung, die im Textkorpus durch Punkt an drei Stellen bzw. durch den zweimaligen Einsatz der Konjunktion *und* am Anfang der jeweiligen Sätze markiert wird. Die entsprechenden Abschnitte stellen eine Steigerung dar, die ihren Höhepunkt in einer Darstellung von ausgeprägt szenischer Qualität erreicht und an Weltuntergang gemahnt:

Und dann kam ein Wind auf in stämmigen Bäumen, erhob sich ein Sturm aus schächtigen Felsen, und Äste stemmten den Mörtel auf, fuhren mit eisernen Zinken in gelockerten Wohnraum, durchfurchten den gebundenen Schotter, hieben im Axtschlag ein auf die Wand, und der Nord fuhr herab, die zersplitterten Dächer, bis sie hinabbrachen auf die erhobenen Arme, auf die herablodernden Balken, den blutigen Türstock (ebd. 32).

Im Moment größter Spannung erfährt diese hektische Abfolge eine dramatische Retardation, einen kurzen Moment des Anhaltens und Atemholens. Hier wird nicht nur die Spannung im Text, sondern auch die Neugier des Lesers geschürt, eine Technik, die man sowohl im Roman als auch im Bühnenstück anwendet. In der Tat zieht Wittstock alle Register des poetischen Gestaltens. Nach diesem Kunstgriff wendet sich die poetische Aussage ihrem Schluss entgegen, indem sie zu ihrem Anfang zurückkehrt:

– und der Stamm, überall mühsam errichtetes Bauwerk, und hier erschlägt es vielleicht einen, der sich zu schützen sucht und in seiner Angst dem Stamm zuläuft, [...] und der Stamm gerät ins Wanken und birst in aufspringender Eile und immer noch laufen unter ihm Flüchtende, und dann liegt er zu Boden gestreckt und Flammen entrinnen dem Stromnetz und Wellen gehen über das Flussbett hinweg und kreisen in Trümmern und die Stadt und der Erdboden – in vierundachtzig, in sechsundvierzig Sekunden eins, und, wer weiß, der Blick ist nun vielleicht wieder geebnet und die Mauern wieder geglättet und die Wände wieder gesichert, und längst nicht mehr tönt vom Alten Rathaus der Zusammenschlag der tönernen Brettchen zum Zeichen der Stunde, zum Ziegel das Zeichen, und die Zahlen sind vermörtelt, die laufenden Zahlen, und an jedem Tag zerfällt ein Ziegel, herausgerbt jeder Mauer in laufender Zahl (ebd. 32).

Von ausgesprochen poetischer Qualität sind Wortprägungen wie „schächtige“ als Attribut zu „Felsen“ oder „vermörtelt“ als Zustandsbeschreibung, um nur zwei Beispiele zu nennen. Was Gerhard Csejka 1984 in Bezug auf **Mondphasenuhr** formuliert hat, trifft u. E. bereits auf die frühen Texte der 70er Jahre zu:

Was an Spannungsverhältnissen der Außenwelt reproduziert ist im Innern, im Psychisch/Geistigen, an Unvereinbarem [...] spürt Joachim Wittstock auf und unterwirft es dem Urteil der praktischen Vernunft. Nächstliegendes und Fernstes, Belanglos-Alltägliches und Wesentlichstes ist in die Fäden gesponnen, an denen wir zappelnd hängen.[...] Minimalprogramme menschenmöglichen Lebens [...] werden erwogen [...] als wahre Epiphanie des allseits reduzierten Lebens (Csejka 1984: 235-236).

So offenbart sich einem der Text **Mauerwerk** meisterlich als „Epiphanie reduzierten Lebens“. Dem wollen wir hinzufügen, dass bereits dieser Text, trotz oder gerade wegen seiner (prosaischen) Kompaktheit an das poetische Konzept des Dinggedichts anlehnt, ein in sich gerundetes, vollkommenes Dichtwerk darstellt, das sich, wie alle guten (Gedicht)Texte, einer völligen Entschlüsselung letztendlich widersetzt.

Der Text **Stegreif** offenbart sich dem Leser zwar als ein Text in ungebundener Rede, beim genauen Hinsehen ist jedoch erkennbar: Hier waltet ein ähnliches Wiederholungsprinzip wie jenes der strophischen Unterteilung im herkömmlichen Gedicht. Längere und kürzere Abschnitte markieren die (poetischen) Neuansätze des Textes, die fast ausnahmslos mit der koordinierenden Konjunktion *und* – jedes Mal in Kleinschreibung – beginnen. Von insgesamt 11 Textsegmenten setzen nur drei nicht mit dieser Konjunktion ein. Dazu gehört der erste Abschnitt („Sodann erbot sich der Meister, auf ein Thema aus dem Publikum zu spielen...“), der den An-Satz

oder Auftakt zu einer musikalischen/künstlerischen Improvisation, einer Stegreifdarbietung darstellt:

Sodann erhob sich der Meister, auf ein Thema aus dem Publikum zu spielen, es mochte noch so schwer sein, auf Verlangen wollte er es im Flug ausführen, aus dem Handgelenk, zum Beweis seiner weithin bekannten Geschicklichkeit, der Meister war durchaus erbötig (Wittstock 8/1970: 32).

Die Überleitung zum nächsten und übernächsten Abschnitt wird nicht vermittelt durch Punkt, Komma oder anderer Satzzeichen, sondern durch eine Leerzeile angezeigt. Die folgenden fünf Abschnitte gestalten die einzelnen Sequenzen der Improvisation strophisch aus. In den Abschnitten 6 bis 8 erreicht die Improvisation ihren Höhepunkt, vergleichbar mit einer musikalischen Kadenz von höchster Virtuosität. Dabei steigert sich der Text in eine Art Surrealität künstlerischer Imagination, die das Aufgeben der bisherigen Regelmäßigkeit legitimiert:

und versetzte die Hörer ans Gestade des rot dunkelnden Meeres, an diesen streitfälligen Golf, an den dauernden Grenzwechsel unter scharfem Beschuss, die Versandung der Bucht, ihre steigende Flut, den Kampf der Dünen

Unruhe überhaupt, was für ein Vorwurf der Orgel! Von Wüsten umstellt, und er ließ von den achtzig klingenden Registern mindestens dreißig ertönen, die Landschaft des Suez, beinahe versiegt, mit der Kraft seiner Hand dargestellt, pedalliter obendrein, der Sturzacker des hereinflutenden Stroms, Wellen, Nachwellen

ließ aufklingen eine Kantilene für lauter herzhaft Oboen, im Blick auf die Präambel einer später folgenden Erklärung, und die Flötenwerke sprachen deutlich den Rundblick aus, den entfernten Gipfelzug, bis tief hinab noch vom Schnee gezeichnet, den Schnee einer kärglichen Steppe, einer an sich verwehten Straße, Schnee in erhellten Racheln

und mischte in ihren Klang manches *surdino* [...] (ebd. 33)

Nicht zu überhören ist der verschmitzt ironische Ton der Darstellung in diesen Passagen maximaler Anspannung, womit nicht nur der künstlerische Akt der Improvisation an sich anvisiert und etwas ins Lächerliche gezogen wird, sondern vor allem dessen Rezeption durch ein laienhaftes Publikum. Die letzten drei Abschnitte des Textes stellen den Ausklang der Improvisation dar; in gedämpften Tönen führen sie in die Regelmäßigkeit zurück und lassen den künstlerischen Höhenflug in der für wenige Augenblicke begeisterungsfähigen Alltäglichkeit des Publikums abebben:

[...] dann klangen die Stimmen ab, die tieferen Lagen

und das Publikum war dankbar, dass der Meister von so barocken Stürmen, so wenig einsichtigen Kämpfen, von Zähne-verbißnen Geschwadern, von so erwiesenen Ausnahmestand und der lähmenden Beharrlichkeit der Schnarrwerke abließ, dass er aus dem Dumpfen dieser anatolisch-tyrrhenischen Nacht wieder hinausfand – er entwarf eine schlichte Melodie, so dass alles in äußerstes Erstaunen geriet, und dies Finale war wohl der gelungenste, durchaus verwunderliche Teil des Abends

und die Anwesenden waren sehr angetan von der Dramatik und dem vollendeten Wohlklang dieses Spiels und feierten den Meister in betrachtenden Chören (ebd. 33-34)

Der letzte Text in dieser Aufstellung ist schon rein optisch und ohne jeglichen Zweifel als Gedichttext zu identifizieren. Hier findet der Dichter allem Anschein nach zu einer ausgeglichenen Form der poetischen/lyrischen Darstellung: In acht Fünfzeilern beschreibt Wittstock (s)eine „Ankunft in Griechenland“ (so der Titel des Gedichts). Die Topoi des Meeres und des Festlandes, der brechenden Wogen und des zerklüfteten Festlandes dienen dem Dichter als Metaphern, wobei erneut unser Eindruck bestätigt wird, man habe es mit einer dem Dinggedicht spezifischen Perspektive zu tun. Was bei wiederholtem Lesen des Textes „Ankunft in Griechenland“ auffällt, ist eine gewisse Willkürlichkeit in der Zeilenbrechung und den Strophenübergängen. Hierzu einige Textauszüge:

Tosend noch, ozeanisch und dumpf
sprang das Zerklüftete in unsern Blick
auf das wir nun zuhielten
so daß es noch härter zerfiel: Ansturm und
Wasserlauf, der treibt uns dem Inselriß zu

Schon tat die Brandung ihr Werk
Zersprengte ins Blassgrau uns grau
Abschlußorlog und jetzt zu Fall
[...]

Oder:

[...]
Öl verteilte sich schillernd der Fläche
die Ufer Zementstaub, dem Pausenlosen, geöffnet

und die Mole glich aus – aber das Land
hastig der Strom aus den Lungen
hartlaut, griechisch gewohnt
ein Hingehn und Kommen
aufgeladen durch ungezügelten Schrilton (Wittstock 8/1970: 34)

Der Zeilenbrechung entsprechend vermittelt der Text das Wogen des Meeres an zerklüftetem Gestade, aber auch die Dynamik auf dem Festland in Küstennähe, wo Fremdes und Ansässiges sich einander in ständiger Bewegung begegnen. Und auch hier gibt es eine Mittelachse, einen Punkt, von dem aus die Betrachtung stattfindet und zu dem alles konvergiert: Es handelt sich um ein lyrisches Wir, ein verkapptes lyrisches Ich oder einen (selbst)ironischen *Pluralis majestatis*. Tatsächlich enthält das Gedicht in seiner genauen Mitte (erste Zeile der fünften Strophe) auch die Nennung des lyrischen Ichs und zwar aus der Perspektive der Infragestellung seiner Objektivität in Bezug auf das gerade Wahrgenommene:

[...] ungezügelten Schrilton

*Oder nahm nur ich jeden Engenlaut scharf auf*⁵
da die Dalben der Ufermauer
noch an den Schiffsplatten schürften
[...]

Wiederholungen mit lautmalerischer Wirkung, sowie die reimlosen Zeilen mit wechselndem Rhythmus haben auch in diesem Text vieles mit zur Prosa geordneten Zeilen gemeinsam.

Fazit

Wir ziehen den Schluss: In Joachim Wittstocks Auffassung stellen Prosa und Lyrik gleitende Kategorien dar, sie sind regelrecht austauschbar bzw. bilden Inhalt, Sprache und Form eine dialektische Einheit, so dass eine Differenzierung nach streng formalen Kriterien nicht mehr oder nicht immer relevant sein kann.

Um es mit Wittstocks Worten auszudrücken: Wir haben es nicht mit „Nur-Gedichten“ zu tun, sondern mit „Nicht-nur-Gedichten“. Diese Form der Lyrik „markiert eine Grenzerweiterung, vor allem jenseits der

⁵ Unsere Hervorhebung.

geschlossenen (oft erstarrten) Form, und versucht, der Gefahr des Ästhetentums zu entgehen, die das Nur-Gedicht belauert“ (Wittstock 4/1981: 51).

Literatur

- Aichelburg, Wolf (1972): „Distanz vom Emotionalen. Zu Joachim Wittstocks *Botenpfeil*“. In: **Die Woche**, 250/6.X./1972 (auch in: Emmerich Reichrath (Hrsg.) (1977): **Reflexe. Kritische Beiträge zur rumäniendeutschen Gegenwartsliteratur**, Bukarest: Kriterion, 289-291).
- Anger, Horst (1973): „Sie schmähn den Fluß und träge bleibt er heil. Zu Joachim Wittstocks Texten aus dem Band *Botenpfeil*“. In: **Karpatenrundschau (KR)** 14/6.IV./1973.
- Csejka, Gerhard (1984): *Halt suchen in später Zeit. Zu dem Buch „Mondphasenuhr“*. In: Emmerich Reichrath (Hrsg.): **Reflexe II. Aufsätze, Rezensionen und Interviews zur deutschen Literatur in Rumänien**, Cluj-Napoca: Dacia, 234-237.
- Friedrich, A. (1983): „Sagen das Ungesagte. Zu J. Wittstocks *Mondphasenuhr*, Dacia 1983“. In: **Volk und Kultur**, 35. Jg., August 1983, 22-23.
- Gottschlick, W. (1972): „Worte, des Gedichts nicht mächtig. Zu Joachim Wittstocks Debütband *Botenpfeil*“ In: **Neuer Weg** 7261/9.IX/1972.
- Herbert, R. (1983): „Geschichtsbefangenheit und mathematische Vernunft. Anmerkungen zu Joachim Wittstocks neuestem Buch.“ In: **Die Woche**, 8.07.1983.
- Hillebrand, Bruno (1996): **Theorie des Romans. Erzählstrategien der Neuzeit**, Frankfurt a. M.: Fischer.
- Motzan, Peter (1981): **Die rumäniendeutsche Lyrik nach 1944. Problemabriss und historischer Überblick**, Cluj Napoca: Dacia.
- Reichrath, Emmerich (1972): „Prosaische Lyrik und lyrische Prosa. Einige Bemerkungen zu Joachim Wittstocks Gedichtband *Botenpfeil*“. In: **Neue Literatur (NL)** 10/1972, 109-111.
- Reichrath, Emmerich (Hrsg.) (1984): **Reflexe II. Aufsätze, Rezensionen und Interviews zur deutschen Literatur in Rumänien**, Cluj-Napoca: Dacia.

- Schuller, Annemarie (1989): „Chronik des Schwerverständlichen. Zu *Morgenzug*, einem Buch von Joachim Wittstock.“ In: **Karpatenrundschau** 31/4.08.1989.
- Söllner, Werner (1972): „Gar nicht am Rande der Lesbarkeit. Zu Joachim Wittstocks *Botenpfeil*“. In: **Echinox** 11/1972.
- Ungar, B. (1989): „Sprache als Lebensraum. Zu Joachim Wittstocks *Morgenzug*, Dacia Verlag Cluj Napoca, 1989“. In: **Neue Literatur** 9/1989, 79-81.
- Wittstock, Joachim (1970): „Interview mit sich selbst“. In: **Neue Literatur**, 8/1970, 27-28.
- Wittstock, Joachim (1970): „Mauerwerk“. In: **Neue Literatur**, 8/1970, 31-32.
- Wittstock, Joachim (1970): „Stegreif“. In: **Neue Literatur**, 8/1970, 32-34.
- Wittstock, Joachim (1970): „Ankunft in Griechenland“. In: **Neue Literatur**, 8/1970, 34.
- Wittstock, Joachim (1981): „Nur-Gedichte und Nicht-nur-Gedichte“. In: **Neue Literatur**, 4/1981, 51.

Elena-Raluca Weber
Temeswar

Perückologie als Textkostümierung oder die numismatische Zunge. Ignaz von Borns *Die Staatsperücke* und Vasile Alecsandris *Istoria unui galbân și a unei parale: Ein Vergleich*

Abstract: Wig-ology as a Text-Costume *or the Numismatic Tongue* encumbers the very mechanism employed within the paper in order to demonstrate the influence of the Enlightenment beyond its so-called epoch-laden temporal boundaries, thus playing upon the titles of the two satirical works chosen for the comparison. Multilayered and polyphonic, the paper draws upon both formal and content-based aspects so as to demonstrate its hypothesis, while simultaneously suggesting a new hermeneutic technique.

Keywords: Enlightenment, wig-ology, numismatic tongue, comparative literature.

1. Einleitende Bemerkungen zur Perückologie und Textnumismatik

In anonymer Fassung erscheint 1772 **Die Staatsperücke**, ein Text, der dem Aufklärer Ignaz von Born zugerechnet wird und eine antifeudale Haltung wiedergibt, die „großes Aufsehen erregt und eine beträchtliche Anzahl von Gegnern hervorruft.“ (Nubert 1988: 70). Fast ein Jahrhundert später, nämlich 1844, publiziert der rumänische Schriftsteller Vasile Alecsandri, Angehöriger der 1848er Generation, seine **Istoria unui galbân și a unei parale**¹. Trotz der signifikanten Zeitspanne zwischen der Erscheinung beider Texte sind sie der literarische Beweis dafür, dass die aufklärerische Bewegung eine gesamteuropäische Wirkung hat und dass sie thematisch sogar auf die rumänische Vormärzliteratur Einfluss ausübt, was z.B. die Kritik gegenüber einer Obrigkeit, sowie jene gegenüber den sittlich-moralischen Eigentümlichkeiten der Bourgeoisie angeht. Diese wäre die Ur-Voraussetzung, die einen Vergleich zwischen den zwei Erzählungen rechtfertigt und für die Relevanz ergänzender Merkmale wirbt.

¹ **Die Geschichte eines Guldens und eines Groschens** [Übersetzung der Verfasserin R.W.].

Weiterhin ist die Erklärung des Beitragstitels **Perückologie als Textkostümierung oder die numismatische Zunge** erforderlich, um einen Überblick des gesamten argumentativ-vergleichenden Verfahrens zu bieten. Die Auswahl der Begriffe „Perückologie“ und „Textnumismatik“ beruht zunächst auf der Funktion, die ein Titel im Verhältnis zu dem Inhalt unter traditionellem² Gesichtspunkt erfüllen sollte, d.h. im Zuge eines Bemühens durch Quintessenz die (angebliche) Totalität des Textes darzustellen. Daher ist eine Dekonstruktion des Titels notwendig, um danach mit der eigentlichen Analyse anzufangen.

Diesbezüglich setzt die erste Etappe eine Erläuterung der „Titelgestalten“ wie folgt voraus: Perücken dienen der sogenannten künstlichen Kopfbedeckung, jedoch haben sie einen nachahmenden Effekt im Verhältnis zum natürlich gewachsenen Haar. In diesem Zusammenhang kann man auch über Schamhaarperücken sprechen, die im Grunde eher als eine Zweitfrisur wirken, die den eigentlichen Naturhaaren gegenüber ergänzend oder sogar ersetzend fungieren. Perücken kommen aber nicht nur im Alltag vor³, sondern sind vorwiegend im Theater sowie auf der Leinwand zu finden, wo sie zwecks Kostümierung künstlerisch angewandt werden.

Was die Münze angeht, gilt sie allgemein als Zahlungsmittel; im Gegensatz zu den Scheinen ist sie meist rund und aus (Edel)Metall geprägt, wobei sie somit gegenüber Waren über eine höhere Wertbeständigkeit verfügt. Eben um der kulturbedingten Übersetzung getreu zu bleiben, wird der rumänische Begriff *galbân* wegen der holländischen Herkunft der Gestalt des weiteren als *Gulden* übersetzt. Die *para* hingegen wird als *Groschen* (Bezeichnung für verschiedene Münzen) in der Argumentation verwendet. Nichtsdestoweniger ist die Bedeutung der Numismatik zu erklären: Auch als Münzenkunde bekannt, setzt sie sich wissenschaftlich oder hobby-artig mit Geld und seiner Geschichte auseinander.

Die zweite Etappe ist von der vorigen „Bekanntheit“ abzuleiten, wobei die Vernetzung zwischen den Titelgestalten untersucht wird. Indem Ignaz von Born eine personifizierte Perücke ins Zentrum seines Werkes setzt, wird die Vermenschlichung zum Oberkonzept erhoben, dem der konkrete Text untergeordnet wird. Der Text erhält also einen gewissen Grad an Körperlichkeit, entfernt sich von reiner Schrift. Diese allmähliche

² Die täuschende oder sogar widersprechende Natur des Titels im Falle moderner Werke wird diesmal nicht berücksichtigt.

³ Laut Tania Petcovic in ihrer **Rhetoric of Clothing** (2007: 6) ist das Gewand (Accessoires einschließend) in der Textur unseres Daseins miteingewoben: „Dress is almost subliminally woven into the fabric of our lives.“

Umwandlung verdeutlicht sich genau durch die Hauptgestalt, im Sinne dass der Rahmenerzähler selbst eine Perücke wird, wobei er die Geschichte der Gestalt-Perücke übernimmt und im Schreiben durch narrativ-satirische (par excellence künstlich-künstlerische) Mittel verewigt. Er deckt aber die „Glatze“ der Perücken-Erzählung nur oberflächlich, und weil er bewusst zu einer solchen „Schamhaarperücke“ wird, unterstreicht er eigentlich sein Herangehen satirischer Natur. Deswegen also „Perückologie“, weil es dem Rahmenerzähler mit quasi-wissenschaftlicher Präzision gelingt, diese Perücke-in-der-Perücke-Technik zu verwirklichen und das Meta-Perück-ale vollständig beizubehalten. Man spricht also von einem doppelten textuellen Identitätstransfer: Die „Perückisierung“ des menschlichen Rahmenerzählers in Ergänzung zur Vermenschlichung der Perücke, die eine Stimme zum Darstellen ihrer Geschichte erhält. Überdies, wie man schon aus der allgemeinen „Präsentation“ der Perücken erfahren hat, sind diese auch dazu da, um zu kostümieren. Hiermit sichern sie die „Textkostümierung“.

Auch die Erzählung von Alecsandri beruht auf Vermenschlichung, diesmal aber auf zwei personifizierten Gestalten, die sich unterhalten: eine niederländische Münze (ein Gulden) und ein türkischer Groschen. Ab Mitternacht bis zum Krähen des Hahnes erhalten sie menschliche Stimme. In Verbindung damit stellt sich die Frage, weswegen dann, wenn das alles so schlicht und einfach scheint, im Titel eine „numismatische Zunge“ angekündigt wird. Der Rahmenerzähler leidet in diesem Fall unter ähnlicher Verwandlung: Er wird zum Textnumismat. Die Textnumismatik bezieht sich auf den Umgang mit der Geschichte des Guldens (der Groschen ist bloß Zuhörer), und die „Zunge“ ist die eigentliche Übersetzung in Textform, die Aneinanderreihung von Buchstaben, die die Stimme der beiden Gelder vermittelt, genauso wie das konkrete Sprechorgan im Falle von Menschen zur Erzeugung von Lauten dient.

Anschließend wird der Vergleich schon im Titel angedeutet; dieser zusammen mit dem „oder“ ergibt die Fragestellung, inwiefern sich die Techniken der beiden Autoren decken bzw. unterscheiden. Um auch in der Argumentation eine „Perücke“ zu schaffen, wird außer dem Vergleich die Kontextverhaftung dargestellt, nämlich Merkmale der Aufklärung im Allgemeinen, zusammen mit ihrer individuellen Wirkung in Siebenbürgen und im Banat, Wesenszüge der Satire und der rumänischen Vormärzliteratur sowie biographische Aspekte der gewählten Schriftsteller: mit anderen Worten, das theoretisch-wissenschaftliche Instrumentarium für die daraus erfolgende Interpretation.

2. Die argumentative Perücke

2.1. Eine Aufklärungs-Unter-Perücke

2.1.1. Allgemeines

Die Definierungsversuche sowie die Auffächerung der Merkmale aufklärerischer Tendenzen sind zahlreich und meist unterschiedlich je nach der bevorzugten Perspektive bzw. erzielten Wirkung, ob gesellschaftlich, politisch oder kulturell. Im Wesentlichen sind sie jedoch vereint, wobei das Licht-Prinzip in den Vordergrund rückt und als Kohäsionselement agiert. Gerhardt Kaiser beschreibt das, indem er hauptsächlich onomastisch und deskriptiv vorgeht:

Vom klärenden und erhellenden Licht nimmt die Aufklärung ihren Namen, der um die Jahrhundertmitte zum Schlagwort wird; das siegende Licht ist das Gleichnis ihres Lebensgefühls. [...] Das Licht der Aufklärung ist das der Vernunft, der in der Französischen Revolution ein förmlicher Kultus eingerichtet wird. Das alte Christussymbol der Sonne, in dem antike und orientalische Sonnengottheiten fortleben, ist verweltlicht. Mit ihrem Vernunftsglauben steht die europäische Aufklärung im Gefolge der Philosophie, welche die Folgerung aus dem Aufstieg der Naturwissenschaften seit der Renaissance gezogen hatte (Kaiser ⁶2007: 15-16).

Daraus ergibt sich, dass man die Aufklärung als einen geistigen Emanzipationsprozess betrachten kann, der sich sowohl auf individuellem als auch auf gesellschaftlichem Niveau abspielt. Es handelt sich also dabei um ein kritisches Hinterfragen der Denkweisen, die allein auf dem Glauben an Obrigkeiten beruhen. Das Individuum wird im Zuge dessen gefordert, sich seines eigenen Verstandes zu bedienen und somit nicht mehr an die Zwänge des Zeitgeistes gebunden zu sein, sondern über sein Dasein selbst zu entscheiden. Über die Wesenszüge der Aufklärung kann man zusammenfassend Folgendes sagen:

Kennzeichen der Aufklärung, die also nur die Ration anerkennt, sind: der Deismus, eine natürliche, verstandesmäßige Religion, die an Gott, Willensfreiheit und eine Art Unsterblichkeit glaubt; die Humanität: Aufgabe des Menschen ist es, die Vernunft zu verbreiten, die Geister aufzuklären und die Tugend zu fördern; die Toleranz, Duldsamkeit gegenüber anderen Religionen (Lessing, „Nathan der Weise“); der Rationalismus: die Vernunft kann alles erklären. Daraus resultiert der

Optimismus der Aufklärung im Glauben an die beste aller Welten, in der wir leben (Brenner/Bortenschlager ²³1999: 109).

Zur Erfüllung dieser Zielsetzung tritt die Bildung in den Mittelpunkt (sogar die Volksschulpflicht wurde eingeführt), d.h.:

In diesem Glauben ist die Aufklärung nichts anderes als eine einzige große Erziehungsbewegung, die, wie Kant gesagt hat, den Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit heraus zur Selbstbestimmung führen will (Kaiser ⁶2007: 26).

Da somit Immanuel Kant (1724-1804) und seine vernunftorientierte Ethik zur Sprache gekommen sind, wäre es erforderlich, auch Vorläufer bzw. andere Hauptfiguren dieser Strömung zu erwähnen: René Descartes (1596-1650), John Locke (1632-1704), David Hume (1711-1776), Gottfried Wilhelm Leibniz (1646-1716), Johann Christoph Gottsched (1700-1766) u.a.

Schließlich ist auch an die Problematik der Kunst zu erinnern, wobei man die Eigentümlichkeiten des aufklärerischen Herangehens diesbezüglich betont:

In der Kunst werden ethische und ästhetische Grundsätze gleichgesetzt; ihre Aufgabe ist es, zu ergötzen und zu belehren. Sie hat bestimmte Regeln zu befolgen, die man rational aus den Werken der Vergangenheit ableiten kann (Brenner/Bortenschlager ²³1999: 109).

Weiterhin wird auf Grund der allgemeinen Information zur Aufklärung der Blickwinkel geändert und deren konkrete Wirkung im siebenbürgischen wie auch Banater Kontext untersucht.

2.1.2. Die Aufklärung in Siebenbürgen und im Banat

Da sich die Aufklärung als gesamteuropäische Bewegung entfaltet, erstreckt sich ihre Wirkung auch auf Siebenbürgen und das Banat, wo im Geiste des neuen Wertsystems die feudalen Institutionen angegriffen werden. Vor allem durch die Stimme der geschulten Minderheit beginnt die Bevölkerung, Reformen des öffentlichen Lebens zu fordern.

Dennoch wirkt die aufklärerische Tendenz weniger befruchtend auf die Literatur der Siebenbürgen Sachsen. Diesbezüglich spricht die *Siebenbürgische Quartalschrift* von der

Zurückgezogenheit der Siebenbürger, die sich in dem Sonnenschein der Aufklärung zwar gerne wärmen, aber nur schüchtern selbst den Flug zum Schriftstellerfirmament wagen (Göllner, zit. nach: Nubert 1988: 68).

Diese Haltung wird zum Teil durch soziale Faktoren gerechtfertigt, jedoch andererseits fehlen dem Siebenbürger die

Voraussetzungen zur Herausbildung eines reichen Bürgertums und zur Förderung von Universitäten. Auch mangelt es an Druck- und Publikationsmöglichkeiten (Nubert 1988: 68).

Was das Banat anbelangt, wird die Publizistik in diesem neuen geistigen Kontext gedeihen, z.B. durch das Erscheinen der ersten deutschen Zeitung in Rumänien, die *Temeswarer Nachrichten* (1771). Diese dient zur Verbreitung der europäischen Aufklärung in Banat. Außerdem wird darin die *Historie von dem Banat Temeswar* anonym veröffentlicht. Dieser Beitrag ist dadurch wichtig, dass der unbekannte Autor in einem

anziehenden und flüssigen Stil auf die dakische Grundlage des Rumänischen, auf die enge Sprachverwandtschaft des Rumänischen mit dem Lateinischen und auf die deutsche Einwanderung eingeht. Es wird desgleichen die führende sozial-politische Rolle der rumänischen Bevölkerung im Jahre 1769 hervorgehoben (Nubert 1988: 69).

Nichtsdestoweniger setzt dieses Zeitalter den Beginn der Banater Kunstliteratur ein, dessen Hauptzentrum Temeswar ist, wo ein intensives kulturelles Leben geführt wird.

2.2. Eine revolutionäre Unter-Perücke: Vormärz in Rumänien oder *Literatura pașoptistă*

Die Wirkung aufklärerischer Tendenzen erstreckt sich nicht nur räumlich (wie das aus dem vorigen Unterkapitel ersichtlich wird), sondern auch auf zeitlicher Ebene. Das kann man am Beispiel des rumänischen Vormärz (Pașoptism) beobachten. Dieser umfasst die Zeitspanne zwischen 1840 und 1860, die als vorbereitend für die Modernisierung der rumänischen Literatur in Richtung der Romantik gilt. Außerdem hat sie dazu beigetragen, dass sich gewisse Gattungen etablieren konnten: die Meditation, die Elegie, das philosophische Gedicht, die Satire, u.a. Die Entwicklungsphasen sind wie folgt unterteilt: Prepașoptism (1830-1840), Pașoptism (1840-1860) und Postpașoptism (1860-1870). Trotz dieser Gliederung soll der rumänische

Vormärz nicht als eine separate literarische Periode verstanden werden, sondern vielmehr als eine Bewegung des kulturellen Elans, der Öffnung zum westlichen Wertesystem. Die Romantik entfaltet sich also in den rumänischen Ländern um 1848, wobei sie eine aufklärerische Prägung trägt. Die Vertreter versehen ihre literarischen Geschöpfe mit Pathos und einer revolutionären Weltanschauung; patriotische Gefühle werden in einem deklamativen Register eingesetzt. Als Inspirationsquellen kann man Folgende aufzählen: den nationalen Geist, die traditionsbezogenen Eigentümlichkeiten, die Geschichte und Folklore des rumänischen Volkes, wie auch dessen idyllische Landschaften. Nur dadurch können die Schriftsteller den universellen Kanon erreichen. Überdies wird die nationale Unabhängigkeit, Einigkeit und die soziale Gerechtigkeit angestrebt. Diesbezüglich wird das Sittlich-Moralische thematisiert und heftige Kritik an den Missständen geübt. Vertreter dieser kulturellen Revolution sind: Vasile Alecsandri, Grigore Alexandrescu, Alecu Russo, Costache Negruzzi, Ion Heliade Rădulescu, Dimitrie Bolintineanu und Nicolae Bălcescu.

2.3. Eine satirische Unter-Perücke

Die Kritik an sozialen Missständen sowie an den unterschiedlichsten Arten von Autorität (ob göttlicher oder staatlicher Natur) trägt sowohl in der Aufklärung als auch in der Zeit des rumänischen Vormärz ein satirisches Gewand.

In Wilperts *Sachwörterbuch der Literatur* wird die Satire⁴ als „Strafdichtung“ bezeichnet, die sich in Richtung einer „literarische[n] Verspottung von Missständen, Unsitten, Anschauungen, Ereignissen, Personen, Literaturwerken, usw.“ (Wilpert 1989: 809) entfaltet. Je nach der zeitgenössischen Kontextverhaftung stellt eine Satire „die missbilligende Entlarvung des Kleinlichen, Schlechten, Ungesunden in Menschenleben und Gesellschaft“ (Wilpert 1989: 809) dar. Sie basiert auf Entrüstung und Lächerlichkeit in allen Schärfegraden sowie Tonlagen, auch von der Haltung des Verfassers abgeleitet: bissig, zornig, ernst, pathetisch, ironisch, komisch, heiter, lebenswürdig. Dieses breite Spektrum an Herangehensweisen spiegelt sich in allen literarischen Gattungen, vom Gedicht, Spruch, Dialog, Brief, Fabel, Komödie, Fastnachtsspiel, Drama,

⁴ „lat. *satura*, sc. *lanx* = 1. mit versch. Früchten gefüllte Opferschale, 2. Füllsel, von *satur* = satt, voll, oder von etrusk. *satir* = reden; die Verbindung mit griech. *satyros* ist unwahrscheinlich, die Schreibung < Satyre > daher falsch“ (Wilpert 1989: 809).

Epos, Erzählung bis hin zum satirischen Roman wider und weist einen didaktisch-moralisierenden Zweck auf.

Durch die „Anprangerung der Laster“ (Wilpert 1989: 810) werden die Leser wegen ihrer Vertrautheit mit der Sachlage in eine Richterposition versetzt, wobei ihnen auch eine moralisierende Botschaft geliefert wird, die zur Verinnerlichung und Selbsterkenntnis dient.

Friedrich Schiller, der in seiner Abhandlung *Über naive und sentimentalische Dichtung* die Satire der Elegie gegenüberstellt, leitet sie aus dem Erlebnis der Diskrepanz zwischen Wesen und Erscheinung, Ideal und Wirklichkeit ab. Er unterscheidet dementsprechend zwischen strafenden und scherzhaften Satiren:

Die *strafende* erlangt poetische Freiheit, indem sie ins Erhabene übergeht; die *lachende* erhält poetischen Gehalt, indem sie ihren Gegenstand mit Schönheit behandelt (Schiller, zit. nach: Wilpert 1989: 809) [Hervorhebung R.W.].

Das satirische Herangehen, egal ob strafend oder lachend, verfügt aber nicht nur über einen „Patiens“, sondern auch über einen „Agens“, den Autor, der durch diese Form der Äußerung seine Haltung zum Ausdruck bringt. Daher ist es erforderlich die zwei Schriftsteller, die sich in unterschiedlichen Epochen damit auseinandergesetzt haben, auch aus dem Gesichtspunkt ihrer biographischen Laufbahn zu untersuchen. Dieses Verfahren dient aber nicht ausschließlich der Herstellung einer eins-zu-eins Verbindung zwischen Biographie und Werk, die meist täuschend wirken kann. Es handelt sich dabei vielmehr um die äußeren Bedingungen geschichtlicher, politischer bzw. gesellschaftlicher Natur, die die Autoren bewogen hat, sich auf diese Weise auszudrücken und die somit für den Vergleich relevant sind.

2.4. Eine biographische Unter-Perücke

Ignaz Edler von Born war eine vielseitige Persönlichkeit, die nicht nur literarisch tätig war, sondern auch Beiträge im Bereich der Mineralogie⁵, der Geologie und sogar im Rahmen der Freimaurerei als führender Kopf der Wiener Illuminaten geleistet hat. Als Sohn des Artillerieoffiziers und zeitweiligen Grubenpächters Ludwig von Born wurde Ignaz am 26. Dezember 1742 in der Bergwerksiedlung Kapnik (Cavnic, Maramureş) geboren und verbrachte seine Kindheit in Karlsburg (Alba Iulia). Nach dem

⁵ Das Mineral *Bornit* wurde ca. 1845 nach Ignaz von Born benannt.

Tod seines Vaters (1748) übersiedelte er mit der Mutter und seinen drei Geschwistern nach Hermannstadt, wo er das Gymnasium besuchte. Seine Ausbildung setzte er 1755 in Wien fort und trat 1759 in den Jesuitenorden ein. Kurz danach stellte er fest, dass seine Berufung diesbezüglich nicht authentisch war und verließ somit den Orden als „überzeugter Antiklerikaler“ (Göllner 1974: 159). Dieser Entscheidung folgte ein Studium der Naturwissenschaften bzw. die Beendigung seiner Rechtsstudien in Prag, wo er seine pragmatische, wissenschaftsorientierte Fähigkeiten konkret einsetzen konnte. In den folgenden Jahren unternahm er ausgedehnte Studienreisen nach Deutschland, Holland und Spanien, die ihm die Gelegenheit boten, bedeutende Persönlichkeiten⁶ seiner Zeit persönlich kennenzulernen. Verbitterung über die Fehlentwicklung der Freimaurerei zusammen mit gesundheitlichen Problemen⁷ haben seinen Rücktritt aus dem öffentlichen Leben Jahre später verursacht. Bis zu seinem Tod 1791 setzte sich Born für eine fortschrittsorientierte Freimaurerei ein.

Das Leben und der Beruf von *Vasile Alecsandri* wurden gleichfalls durch Vielfalt geprägt, wobei er nicht nur literarisch tätig war, sondern auch politisches Engagement zeigte. Diesbezüglich assoziiert man mit seinem Namen einerseits die dichterische und dramatische Tätigkeit, andererseits den bedeutenden Beitrag, den er für die Erweckung der nationalen kulturellen Identität im Rumänien des 19. Jahrhunderts geleistet hat. Alecsandri war außerdem eine führende Persönlichkeit in der Bewegung für die Vereinigung der Moldau mit der Walachei. Er wurde 1821 in der moldauischen Stadt Bacău als Kind einer Familie von kleinen Landbesitzern geboren. 1828 erwarben sie ein großes Anwesen in Mircești, eine idyllische Landschaft, wo sich der Dichter und ehemalige Diplomat⁸ Alecsandri später von der Öffentlichkeit zurückziehen und an seinen *Pasteluri* arbeiten konnte. Ähnlich wie Ignaz von Born unternahm er zeitlebens zahlreiche Auslandsreisen (Frankreich, Italien, Spanien)⁹ und beherrschte mehrere Sprachen. 1890 starb er nach einem langen Krebsleiden.

⁶ Zum Beispiel gelang es ihm durch seine „kompromisslose antifeudale und antiklerikale Haltung“ (Göllner 1974: 159) die Aufmerksamkeit Joseph von Sonnenfels', einer prominenten Figur der Wiener Aufklärung, zu erregen.

⁷ Bei einem Grubenunglück hat sich Ignaz von Born eine schwere chronische Erkrankung zugezogen. Deswegen war er gezwungen starke schmerzstillende Mittel einzunehmen, die kurz danach seinen Tod durch Vergiftung bewirkten.

⁸ Er wurde von Alexandru Ioan Cuza zum Außenminister ernannt. Sein Amt gab ihm somit die Möglichkeit, durch den Westen zu reisen und verschiedene Vorträge zu halten, um den neu entstandenen Staat besser bekannt zu machen.

⁹ In Paris z.B. studierte er Chemie, Medizin und Rechtswissenschaften.

3. Die vergleichende Perücke

Da die argumentative „Perücke“ mit ihren unterschiedlichen Nuancen (ob aufklärerisch, satirisch, biographisch usw.) das wissenschaftlich-theoretische Instrumentarium geliefert hat, ist weiterhin eine Auseinandersetzung vom vergleichenden Gesichtspunkt erforderlich, um zu dem Kern der Analyse zu gelangen. Die Aspekte, die zu diesem Zweck herangezogen werden, beruhen sowohl auf dem Inhalt der gewählten Texte als auch auf Technik, Wirkung und Erzählerfiguren.

3.1. Inhaltliche Merkmale

Von dem Inhalt ausgehend ist es zu betonen, dass beide Texte über die Erfahrung berichten, die die Hauptgestalten gemacht haben, wobei sie von Glatze zu Glatze oder von Tasche zur Tasche „gepilgert“ sind. Bis zur „Endstation“ betreten die Perücke und der Gulden in einer scheinbar unendlichen Verkettung folgende Wege:

a). *Die Perücke*: Monarch des Königreichs von Scherura => an Kammerdiener wegen Änderung der Mode verschenkt => Bedienter => Truppe wechselnder Schauspieler => Ratsherr (20 Jahre lang) => Edikt => Jude => Tapezierer => Stuhlkissen => Autor / Rahmenerzähler.

b). *Der Gulden*: Kapitän Costiță => Weizenverkäufer Boyar => Gerichtsdirektor => Kartenspieler => Jude => Räuber => Amtsmann => Zamfira, die Zigeunerin => der junge Erlöser Zamfiras (der Groschen rettet ihn vom Tode) => Bettler => der Dichter (hält sie für eine symbolische Münze) => Redakteur der Zeitschrift *Propășirea* aus Jassy, der zum Zuhörer und Verschrifter der Geschichte wird.

Sie sind daher sowohl Zeugen gewisser zeitgenössischen bzw. gesellschaftlichen Ereignisse als auch „Opfer“ dieses Vagantenlebens.

3.2. Technik und beabsichtigte Wirkung

Wie schon angedeutet, sind beide Werke dadurch miteinander verbunden, dass sie sich einerseits mit dem Thema aufklärerisch-kritisch auseinandersetzen, und andererseits mittels des eigentlichen Herangehens satirischer Natur. Diese ästhetische Nuance ist schon in den Titeln erkennbar: „Unter Staatsperücke meint der Verfasser eine Prachtperücke“ (Nubert 1988: 70); demgegenüber wird dem Gulden und dem Groschen eine „Geschichte“ zugerechnet. Das deutet auf die lexikalische Anspielung der Geschichte als Erzählung sowie als Aneinanderreihung von historisch dokumentierten Taten hin. Die Ankündigung, dass der Mikrokosmos dieser Geldarten ein solches Konstrukt generieren könne, enthält die verborgene Ironie des Rahmenerzählers in erster und des Schriftstellers in zweiter Linie. Die satirische Prägung aber trägt vor allem der Text selbst. Die Staatsperücke kann unter der Formel einer „humoristischen Klassik“ (Martini, zit. nach: Nubert 1988: 70) interpretiert werden,

[...] wobei man die Klassik in dem Gleichgewicht zwischen Realität und Idealität, in der Objektivierung, Verfeinerung und Dämpfung der Sprache, in der Wendung vom spitzen Witz und von der Persiflage zu einer toleranten und humanen Heiterkeit, findet (Nubert 1988: 70).

Diese „Klassik“ kann auch auf Alecsandris Erzählung übertragen werden, denn diese wird auch auf die ambivalent gesteuerte Diskrepanz zwischen Schein und Sein aufgebaut. Der Unterschied besteht darin, dass sich die Geschichte der Perücke in Monologform entfaltet, während die der Geldsorten dialogisch auftritt. Deshalb situiert sich **Die Staatsperücke** näher zur Epik und **Die Geschichte eines Guldens und eines Groschens** ist Träger dramatischer Wesenszüge. Das monologische Herangehen im Falle der **Staatsperücke** ist außerdem dadurch gerechtfertigt, dass, obwohl die Mode bzw. die Kleider zu sprechen scheinen, keine davon im Stande ist, einen Dialog zu führen¹⁰.

Was noch zu erwähnen wäre, ist die Inhaltsangabe, die dem Leser Kontakt zu den jeweiligen erzählerisch-erzählenden Gestalten bietet. Die *Perücke* ist viel *selbstzentrierter* als der Groschen:

¹⁰ Davis (1992: 8) ist derjenige, der in seinem **Fashion, Culture and Identity** eine solche suggestive Aussage erläutert: „[...] while fashion and clothing may be said to speak, they do not appear to engage in anything resembling a dialogue.“ Somit kann man den Zusammenhang mit der **Staatsperücke** schaffen und das von Davis Gesagte auf das Werk übertragen. Die Staatsperücke fungiert durch ihr Schicksal ikonisch für eine gesamte Epoche bzw. ihren Verfall, dennoch ist diese Verkörperung eher monologisch geprägt und erzielt durch Vermenschlichung eine bloße Äußerung des Selbst.

Ich will dir nicht die ganze öffentliche Geschichte aller Perücken, die glücklichen Erfinder, Verbesserer derselben, und ihren Ursprung, Fortpflanzung und Wachstum erzählen. Nur *meine, meine eigene Geschichte* sollst du hören (von Born, in: Göllner 1974: 165) [Hervorhebung R.W.].

Somit bezieht sich der Groschen zunächst auf die allgemeine Wirkung von Geld auf Menschen, und erst als die Münze ihn auffordert, *seine* Geschichte darzustellen, fängt er damit an.¹¹ Nichtsdestoweniger ist sich die Perücke dessen bewusst, dass sie einen Zuhörer hat; eigentlich ist sie als Staatsperücke im Geiste der „Diplomatie“ erzeugt bzw. erzogen worden und erzählt deswegen, *weil* sie einen Zuhörer hat:

Was kann dir eine arme, verfolgte Perücke für einen Dank dafür bezeigen? Wenigstens sollst du noch der einzige Sterbliche sein, gegen den ich mein aus dem mythologischen goldenen Alter, wo Fuchs und Esel und Sperling und Amboß sprachen, hergebrachten Vorrechts bedienen und dir meine lange Geschichte erzählen will (von Born, in: Göllner 1974: 165).

Ganz im Gegenteil sind sich die Geldsorten nicht dessen bewusst, dass der Rahmenerzähler heimlich zuhört. Zum Zuhörerersatz wird der Groschen „erhoben“, denn obwohl der Titel eine gemeinsame oder sogar zwei Geschichten andeutet, ist nur der Gulden die privilegierte Gestalt, die über sich berichtet, trotz der kurzen Liebesgeschichte zwischen ihm und dem Groschen, an den leitmotivisch im Laufe des Gesprächs appelliert wird. Dieses Zuhörerbewusstsein hat auch andere Wirkungen. Keiner der Rahmenerzähler unterbricht die personifizierten Objekt-Erzähler. Nur der Zusatzhörer erlaubt sich immer wieder, der Münze „Richtlinien“ bezüglich

¹¹ „GALBÂNUL: Ah! iubita mea, câte întâmplări am avut de la 1820 încoace!... De câte ori am trecut de la treptele cele mai nalte ale societății la cele mai de jos, din mâinile cele mai curate în labele cele mai mârșave, de la sânurile cele mai nobile la piepturile cele mai deșarte de oricare simțire! Nu este soartă în lume mai curioasă și mai vagabondă decât a ființei nenorocite ce se numește *monedă*. În veci și peste tot locul slăviți și doriți, *noi* suntem pricina celor mai multe fericiri și nenorociri pe pământ și, cu toate aceste, rareori întâlnim suflete de acele închinat nouă și vrednice de toată lauda, care, cunoscând prețul nostru, ne păstrează ca moaște sfinte în fundul unei lăzi de fier, ne păstrează, zic, ani întregi și ne scapă de acea frecătură neconținută a degetelor omenești, care roade podoabele noastre. PARAOA (*cu ceva nerăbdare*): Le știu aceste toate; spune-mi mai bine istoria *ta*.” (Alecsandri 1960: 31-32) [Hervorhebung R.W.].

der Länge der Darstellung anzugeben¹². Der „perückisierte“ Zuhörer wird jedoch für seine Geduld „belohnt“ und kann somit dem Leser eine moralisierende Botschaft liefern, indem er die hochmütige Perücke verbrennt. Das Feuer behält auch in diesem Fall seine läuternde Funktion. Die zuvor erwähnte Inhaltsangabe erscheint im Falle der Perücke am Ende, während der Gulden schon am Anfang einiges verrät:

Dies ist das Leben und das Schicksal einer Perücke, die Monarchen und Ministern, Schauspielern, Rechtsgelehrten und Magistraten gedient hat, die auf dem Throne gesessen, einem Juden untertätig, und von dir, großer Wohltäter, befreit und erhalten worden (von Born, in: Göllner 1974: 169).

Die Werke unterscheiden sich ebenfalls durch die Herkunft und das Ende der Gestalten, sowie durch die Art, wie sie ihre Vermenschlichung erreicht haben. Die Perücke wird von einem „französischen Haarkrauser“ (von Born, in: Göllner, 1974: 165) fast alchemistisch hergestellt. Ihre Teilbestände spiegeln auch die Weise wider, wie sie die menschliche Stimme erwarb:

Was für ein Haufen von Haaren, aus denen mein Erschaffer die würdigsten aussuchen und in Ordnung bringen sollte. Sechs türkische Rossschweife wurden zur ersten Anlage hervorgesucht, dann vier Pfund Ziegenhaare, worunter auch die glückliche Locke war, die Phylis, die Schäferin Arkadiens, einer von den sprechenden Ziegen, die sie als das kostbare Opfer dem Gott Pan schlachtete [...] Diese Locke ist der edlere Teil meines Körpers, den die Götter bei so vielen Gefahren immer unversehrt erhielten und der mir das Recht gab zu denken, zu beobachten und jetzt zu sprechen. [...] Haare unglücklicher Töchter [...] Haare von Elenden [...] Haare von Ertrunkenen, Erhenkten und sogar der Bart eines Rabbiners [...] wurden in meinem Körper eingewirbt und in drei Wochen das ganze Gewäbe zustande gebracht [...] (von Born, in: Göllner 1974: 165-166).

¹² „PARAOA: Caută însă, te rog, să fii mai scump la vorbe, pentru că vorba multă-i sărăcia omului. [...] PARAOA Acuși cântă cucoșul. [...] PARAOA: Iar o istorie de amor și de bărbat urât? [...] PARAOA: Știu că acum ai să-mi povestești greutățile ce au întâmpinat amândoi până ce au trecut hotarul și bucuria ce a simțit Zamfira când și-a văzut părinții, însă fiindcă toate aceste mi le pot închipui eu însămi, te poftesc să treci cu tăcerea asupra lor și să-mi spui în scurt cum te-ai despărțit de Zamfira (Alecsandri 1960: 55, 61, 63, 64). „GALBÂNUL: Această observare este foarte puțin măgulitoare pentru ambiția mea de narator; cu toate aceste iată că-mi înfrânez limba...“ (Alecsandri 1960: 61).

Außerdem, „stirbt“ die Perücke zweimal: Erstens durch das Edikt¹³, das sie verbietet, zweitens wird sie von ihrem Zuhörer verbrannt.

Der Groschen hingegen ist von niederländischer Herkunft und ist aus Gold hergestellt worden. Er verliert seine Stimme wegen des Hahnengesanges, gerade bevor er seine Meinung über den Zuhörer, seinen Erlöser, äußern kann. Er ist nicht der einzige, der das Privileg der Vermenschlichung genießen darf, sondern es ist laut Gottesordnung so, dass alle unbeseelte Wesen, alle Objekte also, ab Mitternacht bis zum Hahnengesang eine menschliche Stimme haben dürfen.¹⁴

3.3. Erzähler-Geschlecht und Erzähler-Name

Was die Ironie anbelangt, wird sogar mit dem Geschlecht der Erzähler „gespielt“. Die Perücke ist weiblich vom Genus her, aber mit der Entfaltung der Handlung zeigt sich ihr Sexus männlicher Natur. Hingegen ist der Groschen in der rumänischen Version männlichen Geschlechts (*galbân*) und behält es auch durch die Übersetzung. Anders geschieht das mit dem Groschen, der auf rumänisch weiblich ist (*para*) und durch Übersetzung männlich wird. Diese Vielfalt an geschlechtsbezogenen Masken ist nicht irrelevant für das Erlangen des Erzähler-Status. In der Anthropologie der Aufklärung, z.T. auch im 19. Jahrhundert fortgeführt, ist der Erzähler per se ein Mann, und seine Identität wird nicht preisgegeben. Eine Frau erwirbt den Erzähler-Status bzw. die Verschweigung des Namens nur mit zunehmendem Alter, denn bloß dann verliert sie ihre weiblichen Merkmale und nähert sich dem männlichen Bereich an.

In beiden Erzählungen werden den personifizierten Objekten keine Namen im herkömmlichen Sinne gegeben, jedoch sind die Geldsorten etwas näher bestimmt, nämlich durch ihre Herkunft (niederländische Münze, d.h. Gulden, und türkischer Groschen). Dennoch ist es kein Zufall, dass nur Wesen männlichen Geschlechts Erzählgelegenheit erhalten und es dem

¹³ „Obrigkeiten und Magistrate sollten sich künftighin nicht durch einen lächerlichen Anzug, sondern durch Sitten, Verstand, Billigkeit und Menschenliebe die Achtung ihrer Mitbürger zuziehen und sich von ihnen zu unterscheiden trachten; und hiermit seien die kurzen scherursachen Jacken, die gestutzten Mäntel, der breite Kragen und, Welch ein Donnerschlag! Die ungeheueren Perücken verrufen“ (von Born, in: Göllner 1974: 168).

¹⁴ „PARAOA: [...] Dar cu toate aceste, te rog, iubite, să mai scurtezi povestirea întâmplărilor tale, pentru că de-abia ne mai rămâne un ceas pân-în ziuă, și, după cum știi, cântecul cocoșului este pentru noi, ființe neglăsuitoare, un semn de spaimă. Numai oamenilor le este dată dreptatea de a rosti minciuni și parascovenii în ziua mare; iar noi nu putem avea glas decât de la miezul nopții și pân-în zori” (Alecsandri 1960: 63).

weiblichen Groschen nicht mehr gelingt, auch ihre eigene Geschichte darzustellen¹⁵. Vorrang wird immerhin den männlichen Gestalten gegeben.

4. Schlussfolgerung

Durch die Analyse wurde festgestellt, dass der vorausgesetzte Vergleich verwirklicht war und dass die Werke sowohl Gemeinsamkeiten als auch Unterschiede aufweisen. Man könnte sogar sagen, sie bieten das Material für weitere kontrastiv-komparative sowie dekonstruktive Untersuchungen, die hermeneutischen Zwecken dienen. Durch den Aufbau des vergleichenden Diskurses wurde das Spektrum von Thesen erfolgreich bewiesen und es haben sich überdies mit den Techniken der *Perückologie als Textkostümierung* bzw. der *Textnumismatik* weitere Interpretationsmöglichkeiten eröffnet, die auch auf andere Texte oder Textsorten der Analyse angewandt werden können.

Literatur

- Alecsandri, Vasile (1960): **Istoria unui galbân și a unei parale**, Bukarest: Tineretului Verlag.
- Brenner, Emil/ Bortenschlager, Wilhelm (²³1999): **Deutsche Literaturgeschichte 1: Von den Anfängen bis zum Jahr 1945**, Wien: Verlag Leitner, 109-110.
- Davis, Fred (1992): **Fashion, Culture and Identity**, Chicago: Chicago University Press.
- Kaiser, Gerhardt (⁶2007): **Aufklärung. Empfindsamkeit. Sturm und Drang**, Tübingen, Basel: A. Francke Verlag, 15- 29.

¹⁵„GALBÂNUL: Nu te îngriji, scumpa mea; voi căuta să sfârșesc cât mai degrabă, pentru că de când vorbesc mi s-a cam dogit glasul, și mai ales că sunt curios să cunosc și întâmplările tale [...].

N.B. A doua zi, când m-am trezit, am avut curiozitate să văd de aproape galbenul și paraoa care îmi prilejuiseră o noapte atât de interesantă prin convorbirea lor, dar din nenorocire am scăpat paraoa dintre degete și am văzut-o, cu mare mâhnire, picând între scândurile camerei mele. Rog dar pe iubiții mei cititori ca să binevoiască a-mi ngădui până ce voi scoate-o din locul unde s-a ascuns, pentru ca să le pot împărtași istoria ei” (Alecsandri 1960: 72).

- Nubert, Roxana (1988): **Die deutschsprachige Literatur im rumänischen Raum. Der epische Text. I. Teil: Entwicklungstendenzen von den Anfängen bis 1850**, Temeswar: Druckerei der West-Universität Temeswar.
- Petcovici, Tania (2007): **The Rhetoric of Clothing**, Temeswar: Augusta Verlag.
- Sienert, Stefan (1989): **Beiträge zur rumäniendeutschen Literaturgeschichte**, Klausenburg: Dacia Verlag.
- von Born, Ignaz (1772): *Die Staatsperücke*. In: Göllner, Karl (1974): **Aufklärung. Schrifttum der Siebenbürgen Sachsen und Banater Schwaben**, Bukarest: Kriterion Verlag, 162-169.
- von Wilpert, Gero (1989): **Sachwörterbuch der Literatur**, Stuttgart: Alfred Kröner Verlag, 808-811.

Karin Dittrich
Temeswar

Stefan Zweigs interkulturelle Beziehungen

Abstract: Since his youth, Stefan Zweig's interest in foreign cultural asset was great. Zweig, who primarily did not feel he was a representative of a certain nation, but of Europe as a whole, was a polyglot; he travelled a lot and had friends and acquaintances in many countries. He was an enthusiastic friend of France, but he also showed, in addition to his interest for the French culture, an affinity with the English literature. In this context, the purpose of this work is to examine Stefan Zweig's intercultural relations. Particular attention is paid to Zweig's relations with his foreign friends as well as to his mediation activity as part of the Western European cultures.

Keywords: interculturalism, the role of a cultural mediator, travel, Europe, France, England.

Stefan Zweig verfügte über alle Voraussetzungen, um interkulturelle Beziehungen zu führen: Er reiste viel, hatte Freunde und Bekannte in vielen Ländern und war polyglott. Fremdsprachen bildeten somit kein Hindernis bei der Anknüpfung und Aufrechterhaltung von Freundschaften. Er sprach fließend französisch und verfügte über gute Kenntnisse des Italienischen. Englisch hingegen war für Zweig in erster Linie eine Sprache der praktischen Verständigung, er selbst bezeichnete es als „rostig“ (WvG: 184) (vgl. Cohen 1982: 81; Dove 2004: 75).

Als charakteristisch für Zweig sieht Roznovsky (1950: 31) die Tatsache an, dass es diesen schon als Gymnasiasten mehr noch als zu den österreichischen und deutschen Schriftstellern zu den fernen, fremden, kaum erst in ihrem eigenen Vaterland anerkannten Dichtern hinzieht. Und spätestens mit seiner 1904 abgeschlossenen Doktorarbeit mit dem Titel **Die Philosophie des Hippolyte Taine** wird deutlich, wie groß das Interesse des Dichters an ausländischem Kulturgut bereits in jungen Jahren war (vgl. Plattner 1992: 13). Für Plattner (1992: 25) ist dies aber nicht verwunderlich, da die frühe Auseinandersetzung mit ausländischem Kulturgut in den

Familien jüdischer Herkunft bereits bei den Kindern das Interesse und vor allem das Verständnis für fremde Kulturen förderte.

Die Biografen Stefan Zweigs sehen in ihm gerne den Europäer und Weltbürger, der, losgelöst von jeglicher Form des Nationalismus, die Vision von einem vereinten Europa vorausdachte (vgl. Scherf 1991: 27-28). Zweig war pazifistisch gesinnt, er fühlte sich jedoch nicht als Vertreter einer Nation, als Österreicher, sondern als Europäer. Zelewitz (1999: 145) zufolge bedeutete das einerseits, dass er sich in weiten Teilen Zentral-, Süd- und Westeuropas zu Hause fühlte, dass er andererseits nicht nationalistisch geprägt war und dass er drittens als Jude kein Zionist, sondern ein Assimilierter, also ein Europäer war.

Durch seine Reisen, seine im Ausland geknüpften Freundschaften und seine vielen Äußerungen zum Thema geeintes Europa kann man Zweig als wahren Europäer ohne Ressentiments gegenüber anderen Nationen bezeichnen. Er versuchte stets, die Vorteile der Völkerverständigung hervorzuheben und anderen Zeitgenossen näher zu bringen. Und dieses Bild des großen Europäers, das so viele auch heute von ihm haben, scheint ein durchaus von Zweig gewolltes und forciertes zu sein. Er sah sich selbst gern in dieser Rolle, er wollte eine Integrationsfigur sein und verstand sich in erster Linie als Vermittler zwischen den westeuropäischen Kulturen, als einen geistigen Botschafter, der stets nach der Vereinigung und Brüderlichkeit Europas strebte. Seinem kosmopolitischen Denken lag dabei die Besinnung auf das gemeinsame Kulturerbe des alten Kontinents zugrunde (vgl. Scherf 1991: 28; Sellmer 1997: 165; Olcay 1995: 114).

Deshalb, hebt Haenel (1995: 71) hervor, sah Zweig die europäische Einheit auch nicht vornehmlich auf wirtschaftlich-politischer Basis, sondern vor allem auf geistig-intellektueller Ebene verwirklicht. Dass er sich doch viel mehr als Österreicher fühlte, als er wahrhaben wollte, wurde viel später, besonders im Exil, sichtbar. So bezeichnet er sich selbst im Vorwort seiner Autobiografie **Die Welt von Gestern**, die er im Exil schrieb, „als Österreicher, als Jude, als Schriftsteller, als Humanist und Pazifist“ (WvG: 7).

Zweig versuchte aber vergeblich, dem Ideal europäischer Verbrüderung Form zu geben. So begann er mit der Herausgabe einer „Bibliotheca Mundi“, in der jedes Volk mit einem kennzeichnenden Werk vertreten sein sollte. Und im Jahre 1932 trug er sich noch mit Programmideen, die europäische Jugend zu einer kosmopolitischen Gemeinde zu erziehen. Ihm schwebte eine „Internationale Universität“ vor, deren Vorlesungen

abwechselnd in verschiedenen Hauptstädten abgehalten werden sollten (vgl. Cohen 1982: 89-90).

Durch seine literarischen Arbeiten, seine Reisen und nicht zuletzt seine Persönlichkeit erwarb Stefan Zweig Freunde in der ganzen Welt, denen er trotz mancher Enttäuschungen ein Leben lang die Treue bewahrte. Davon zeugt auch der ständige, selbst unter den schwierigen Umständen des Exils fortgeführte Briefwechsel. Stefan Zweigs Freunde gehörten dabei überwiegend zur internationalen Elite prominenter, talentierter und idealistischer Männer und Frauen, deren Leben der Literatur und Kunst oder humanitärer Tätigkeit gewidmet war (vgl. Cohen 1982: 78-80). Einige davon porträtierte er auch in der **Welt von Gestern**.

Zu Stefan Zweigs bekanntesten Freunden gehörten: Anatole France, Richard Beer-Hofmann, Arthur Schnitzler, Sigmund Freud, Frans Masereel, Gustav Mahler, Auguste Rodin, Paul Valéry, Romain Rolland, Maxim Gorki, Richard Strauss, Maurice Ravel, Luigi Pirandello, Walter Rathenau, Rainer Maria Rilke, André Gide, Gerhart Hauptmann, Hermann Hesse, Hugo von Hofmannsthal, James Joyce, Bertha von Suttner, Arturo Toscanini und Franz Werfel. Cohen (1982: 80) weist darauf hin, dass das leider verschollene Gästebuch seines Hauses auf dem Kapuzinerberg in Salzburg eine vollständigere Liste darstellen würde. Dieses Haus war nämlich zu einem Treffpunkt des geistigen und künstlerischen Europa geworden. Besonders in der Festspielzeit beherbergte Zweig viele Gäste (vgl. dazu auch Strelka 1981: 71; Dove 2004: 44). Stefan Zweig erinnert sich:

Wieder hatte das Schicksal mir einen Wunsch erfüllt, den ich selbst kaum ausdenken gewagt, und unser Haus auf dem Kapuzinerberg wurde ein europäisches Haus. Wer ist dort nicht zu Gast gewesen? Unser Gästebuch konnte es besser bezeugen als die bloße Erinnerung, aber auch dies Buch ist mit dem Haus und vielem anderen den Nationalsozialisten verblieben. Mit wem haben wir dort nicht herzliche Stunden verbracht, von der Terrasse hinausblickend in die schöne und friedliche Landschaft, ohne zu ahnen, daß gerade gegenüber auf dem Berchtesgadener Berg der eine Mann saß, der all dies zerstören sollte? Romain Rolland hat bei uns gewohnt und Thomas Mann, von den Schriftstellern sind H. G. Wells, Hofmannsthal, Jakob Wassermann, van Loon, James Joyce, Emil Ludwig, Franz Werfel, Georg Brandes, Paul Valéry, Jane Adams, Schalom Asch, Arthur Schnitzler freundschaftlich empfangene Gäste gewesen, von den Musikern Ravel und Richard Strauss, Alban Berg, Bruno Walter, Bartók und wer noch alles von den Malern, den Schauspielern, den Gelehrten aus allen Winden? (**WvG**: 394).

In der **Welt von Gestern** legt Zweig anstelle einer Ausführung seines literarischen Werks einen wichtigen Akzent auf die literarischen Bekanntschaften und Begegnungen. Die Freundschaften mit Emile Verhaeren, Romain Rolland und Sigmund Freud stehen im Mittelpunkt der Autobiografie, und viele andere Freunde werden erwähnt, darunter Rilke, Walther Rathenau, Maxim Gorki, Paul Valéry und James Joyce (Hu 2006: 82).

Prägend für Stefan Zweigs Persönlichkeitsentwicklung war seine Begegnung mit Emile Verhaeren, der ihn faszinierte, weil er der Lyrik einen völlig neuen Weg wies. Für rund zehn Jahre, von 1902 bis 1914, wurde er Zweigs großer Lehrer und Mentor (vgl. Ladenbauer 2001: 154; Roznovsky 1950: 31). Seinetwegen fuhr Zweig 1902 in seinen Semesterferien zum ersten Mal nach Brüssel. Schon als Gymnasiast hatte Stefan Zweig die ersten Gedichte von Verhaeren im französischen Original in die Hände bekommen. Der siebzehnjährige Zweig schrieb dem Dichter einen enthusiastischen Brief und bat um die Erlaubnis, seine Lyrik übersetzen zu dürfen. Verhaeren stimmte zu, sodass Stefan Zweig im Laufe der Jahre das gesamte Lebenswerk Verhaerens ins Deutsche übertrug. Zweig schildert in seinen Erinnerungen seine erste Begegnung mit dem Dichter, die beim belgischen Bildhauer van der Stappen stattfinden sollte. Dieser ließ Zweig aber absichtlich in dem Glauben, Verhaeren sei nicht in Brüssel. Umso heller war die Freude, als Verhaeren nach kurzer Zeit ins Zimmer trat. Es entwickelte sich gleich aus den ersten Gesprächen eine gegenseitige Zuneigung, die ein Leben lang dauerte (vgl. Hellwig 1948: 25-27; Zohn 1987: 29):

In diesen drei Stunden lernte ich den Menschen schon so lieben, wie ich ihn dann mein ganzes Leben geliebt. [...] Da stand er also leibhaftig vor mir, dem jungen Menschen – der Dichter, so wie ich ihn gewollt, so wie ich ihn geträumt. Und noch in dieser ersten Stunde persönlicher Begegnung war mein Entschluß gefaßt: diesem Manne und seinem Werk zu dienen (**WvG**: 148-149).

Mehr als das literarische Vorbild bewunderte Zweig den Menschen Verhaeren, seine vorbildliche Weltanschauung und vor allem die Tatsache, dass der Flame sich nicht in einen Elfenbeinturm zurückzog, sondern dass sein Werk alle Aspekte des modernen Lebens widerspiegelte (vgl. Chédin 1996: 23; Zohn 1987: 30).

Hellwig (1948: 47) zufolge sind für die Geschichte Verhaerens in Deutschland besonders zwei Verbindungen wichtig geworden, die Stefan Zweig geschaffen hatte, nämlich die zu Richard Dehmel und die zu Max

Reinhardt. Dieser erwarb die neuesten Stücke des Belgiers zur deutschen Uraufführung und Dehmel trat mit seinen Werken in Hamburg in ein- und derselben Vortragsveranstaltung auf wie Verhaeren.

Zweigs zweiter großer Freund und Leitstern seines Lebens war der französische Dichter, Gelehrte und Humanist Romain Rolland, den er einige Jahre vor Ausbruch des Krieges in Paris kennenlernte. Zweig hatte Rolland für sich entdeckt, als er sich die Wartezeit im Florentiner Atelier einer russischen Bildhauerin mit Blättern in einer kleinen französischen Literaturzeitschrift vertrieb, und suchte ihn dann in Paris auf (vgl. Strelka 1981: 28).

Zweig stellt Romain Rolland in seinen Erinnerungen auf den ersten Blick als Europäer dar, „der in entscheidender Stunde das Gewissen Europas sein würde“ (WvG: 235). In Rollands **Jean-Christophe** sah Zweig den ersten bewusst europäischen Roman und den ersten wirklich eindringlichen Appell zu europäischer Verständigung und Verbrüderung (vgl. Zohn 1987: 31):

[...] und erst als ich mir die übrigen Bände verschafft hatte (die letzten des Werkes waren erst im Wachsen), wußte ich: hier war endlich das Werk, das nicht einer einzelnen europäischen Nation diene, sondern allen und ihrer Verbrüderung, hier war er, der Mann, der Dichter, der alle moralischen Kräfte ins Spiel brachte: liebende Erkenntnis und ehrlichen Willen zur Erkenntnis, geprüfte und gekelterte Gerechtigkeit und einen beschwingenden Glauben an die verbindende Mission der Kunst. Während wir in kleinen Manifestationen uns verzettelten, war er still und geduldig an die Tat gegangen, die Völker einander in jenen Eigenschaften zu zeigen, wo sie individuell am lebenswertesten waren; es war der erste bewußt europäische Roman, der hier sich vollendete, der erste entscheidende Appell zur Verbrüderung, wirksamer, weil breitere Massen erreichend, als die Hymnen Verhaerens, eindringlicher als alle Pamphlete und Proteste; hier war, was wir alle unbewußt erhofft, ersehnt, in der Stille vollbracht (WvG: 232-233).

Rückblickend ist für ihn die Gestalt Rollands als moralischer Helfer mit dem Ersten Weltkrieg verbunden. Deshalb erinnert er sich vor allem an Rollands Appell, diese Gefahr zu bekämpfen, was in jenem Moment wichtiger sei als das künstlerische Schaffen. Rolland wird von Zweig in seiner Bedeutung als Helfer aller notleidenden Menschen in Genf dargestellt, als Gewissen der Welt und für ihn persönlich als Korrespondent, der die vielleicht eindringlichsten moralischen Dokumente dieser Zeit geschrieben hat.

Die Frucht dieser herzlichen Freundschaft war die Romain-Rolland-Biografie, die 1923 herauskam. Stefan Zweig hatte sich schon früh im literarischen Porträt versucht. Seine Bücher über Verlaine (1905) und

Verhaeren (1910) warben mit beredten Worten für diese beiden Lyriker. Aber besonders der Hinweis auf Verhaeren war verdienstlich, da diesen außerhalb seiner belgischen Heimat damals noch niemand kannte (Fuchs [1946]: 57-58).

Schon damals äußerte sich ein wesentlicher Zug in Zweigs Wesen und Schaffen: seine Tätigkeit als Mittler in der Weltliteratur und sein lebenslängliches Bestreben, als großer Europäer sprachliche, menschliche und weltanschauliche Klüfte zu überbrücken, zu vermitteln, anzuregen und Begeisterung über literarische, nationale und persönliche Grenzen hinweg zu erwecken. Schon in frühen Jahren regte sich nämlich in Zweig der Übersetzer, Förderer, Bewahrer wertvollen Gedankenguts, sowie der unvoreingenommene, großzügige und selbstlose Dichter- und Verlegerfreund (vgl. Zohn 1964: 19-20):

[...] dem Rate Dehmels, dem ich noch jetzt dafür dankbar bin, entsprechend, nützte ich meine Zeit, um aus fremden Sprachen zu übersetzen, was ich noch heute für die beste Möglichkeit für einen jungen Dichter halte, den Geist der eigenen Sprache tiefer und schöpferischer zu begreifen. Ich übertrug die Gedichte Baudelaires, einige von Verlaine, Keats, William Morris, ein kleines Drama von Charles van Lerberghe, einen Roman von Camille Lemonnier, »pour me faire la main«. Gerade dadurch, daß jede fremde Sprache in ihren persönlichsten Wendungen zunächst Widerstände für die Nachdichtung schafft, fordert sie Kräfte des Ausdrucks heraus, die ungesucht sonst nicht zum Einsatz gelangen, und dieser Kampf, der fremden Sprache zäh das Eigenste abzuwingen und der eigenen Sprache ebenso plastisch einzuzwingen, hat für mich immer eine besondere Art künstlerischer Lust bedeutet. Weil diese stille und eigentlich unbedankte Arbeit Geduld und Ausdauer forderte, Tugenden, die ich im Gymnasium durch Leichtigkeit und Verwegenheit überspielt, wurde sie mir besonders lieb; denn an dieser bescheidenen Tätigkeit der Vermittlung erlauchten Kunstguts empfand ich zum erstenmal die Sicherheit, etwas wirklich Sinnvolles zu tun, eine Rechtfertigung meiner Existenz (WvG: 143-144) .

Durch seine Reisen gewann Zweig ein lebendiges Bild Europas und der Welt. Auf diese Weise knüpfte er die internationalen Beziehungen an, die für sein späteres Leben ausschlaggebend waren (Roznovsky 1950: 32).

Zweig selbst betonte immer wieder die Freude am Wegsein von Zuhause und die Freude am Unterwegssein, andererseits aber auch den Spaß am Kennenlernen und Entdecken von Neuem, Unbekanntem und die Stimulation für seine Arbeit in der und durch die Ferne (Buder 1998: 46). Dabei war er von jeher ein eifriger Reisender, der seine Eindrücke in außergewöhnlich erfolgreichen Reisebüchern und Artikeln beschrieb. Im Exil wurde das Reisen beinahe zum Zwang, ein Linderungsmittel für die

Perioden düsterer Niedergeschlagenheit, die ihn zunehmend heimsuchten (Dove 2004: 72).

Gabler (1989: 26) zufolge begünstigten Stefan Zweigs Studentenjahre und seine nach Abschluss des Studiums unternommenen Reisen eine Weiterentwicklung seines Freiheitsideals, denn in dieser Zeit war es ihm zum ersten Mal möglich, allein – unabhängig von Eltern und Schule – sein Leben zu gestalten. Nach Abschluss seines Studiums wurde das Kennenlernen fremder Länder, Menschen und Gebräuche immer mehr zu seinem Hauptziel.

Chédin (1996: 27) bemerkt, dass späteren Reisen in seiner zweiten Lebensphase eine andere Bedeutung zukam. Sie waren als Vortragsreisen durch seine literarische Tätigkeit bedingt und brachten Abwechslung, Bekanntschaften und die Gewissheit, den eigenen Ruhm in den Dienst von Aufklärung und humanitärer Botschaft zu stellen (vgl. dazu auch Dove 2004: 44). Zweig selbst bekennt:

Auch ich reiste viel in jener Zeit, nur war es schon ein anderes Reisen als in den Tagen meiner Jugend. Denn ich war jetzt in den Ländern kein Fremder mehr, überall hatte ich Freunde, Verleger, ein Publikum, ich kam als der Autor meiner Bücher und nicht mehr als der anonyme Neugierige von einst. Das brachte allerhand Vorteile. Ich konnte mit stärkerem Nachdruck und breiterer Wirkung für die Idee werben, die seit Jahren die eigentliche meines Lebens geworden: für die geistige Einigung Europas. Ich hielt in diesem Sinne Vorlesungen in der Schweiz, in Holland, ich sprach französisch im Palais des Arts in Brüssel, italienisch in Florenz in der historischen Sala dei Dugento, wo Michelangelo und Lionardo gesessen, englisch in Amerika auf einer lecture tour vom Atlantischen zum Pazifischen Ozean. Es war ein anderes Reisen; überall sah ich jetzt kameradschaftlich die Besten des Landes, ohne sie suchen zu müssen; die Männer, zu denen ich in meiner Jugend ehrfürchtig aufgesehen und denen ich nie eine Zeile zu schreiben gewagt hätte, waren mir Freunde geworden (WvG: 371-372).

Zweig war ein begeisterter Freund Frankreichs. Er hatte immer eine besondere Nähe zu Paris gefühlt, das er als seine zweite Heimat betrachtete und wo solche Berühmtheiten wie André Gide, Paul Valéry oder Jules Romains zu seinen vielen Freunden gehörten. Seine Bücher waren in Frankreich fast so beliebt wie in der deutschsprachigen Welt (vgl. Dove 2004: 46-47).

1903 war Zweig als Student zum ersten Mal nach Paris gereist. Im folgenden Jahr gewährten die Eltern dem jungen Akademiker, nachdem er die Universität abgeschlossen hatte, einen längeren Aufenthalt in der „Stadt der ewigen Jugend“, wohin er voller Erwartungen fuhr. Schon damals war

Paris für Zweig sehr anregend, denn er pflegte dort den Umgang mit der kulturellen Elite des Landes (Rovagnati 1998: 54-55).

Schon von Kindheit an waren Zweigs Beziehungen zur französischen Kultur zahlreich und fruchtbar. Als Sohn einer Jüdin ursprünglich schweizerischer Herkunft, die in Ancona geboren und aufgewachsen war, wurde er zwanglos mit der Kultur des Mittelmeerraums vertraut. Französischem Geist fühlte er sich besonders verbunden, auch weil er, als Kind der Pflege französischer Gouvernanten anvertraut, deren Sprache sehr früh erlernt hatte. Zu seiner Zeit hatte das Französische auch in den österreichischen Schulen seinen gesicherten Platz. Deshalb stand bei Stefan Zweig lange Zeit hindurch auch die französische Sprache und Literatur im Vordergrund. Seine Dissertation schrieb Zweig über den französischen Philosophen Hippolyte Taine, nachdem er in der Studentenzeit mit großer Leidenschaft Baudelaire und die Symbolisten übersetzt hatte. Auch seine erste Monografie galt einem Franzosen, nämlich dem Dichter Paul Verlaine. Ebenfalls in französischer Sprache schrieb auch der Belgier Emile Verhaeren, dessen Lyrik zu übertragen Zweig zwei Jahre seiner Jugend beschäftigt hatte (vgl. Rovagnati 1998: 53; Patsch 1985: 142; Ladenbauer 2001: 139).

Zahlreiche Gründe bestimmten also Zweigs Sympathie für Frankreich. Sie betrafen, so Rovagnati (1998: 54), sowohl seine menschliche als auch seine künstlerische Existenz. In der **Welt von Gestern** bekennt er:

Ich liebte dieses schöne geistige Land als eine zweite Heimat und fühlte mich dort nicht als Ausländer. Valéry, Romain Rolland, Jules Romains, André Gide, Roger Martin du Gard, Duhamel, Vildrac, Jean Richard Bloch, die Führer der Literatur waren alte Freunde. Meine Bücher hatten beinahe so viele Leser wie in Deutschland, niemand nahm mich als ausländischen Schriftsteller, als fremden. Ich liebte das Volk, ich liebte das Land, ich liebte die Stadt Paris und fühlte mich dort dermaßen zu Hause, daß jedesmal, wenn der Zug in die Gare du Nord einrollte, ich das Gefühl hatte, ich käme ›zurück‹ (**WvG**: 430).

Aber doch, nirgends und nirgends hat man die naive und zugleich wunderbar weise Unbekümmertheit des Daseins beglückter empfinden können als in Paris, wo sie durch Schönheit der Formen, durch Milde des Klimas, durch Reichtum und Tradition glorreich bestätigt war. Jeder von uns jungen Menschen nahm ein Teil dieser Leichtigkeit in sich auf und tat dadurch sein eigenes Teil hinzu; Chinesen und Skandinavier, Spanier und Griechen, Brasilianer und Kanadier, jeder fühlte sich an der Seine zu Hause (**WvG**: 153).

Stefan Zweig zeigte neben seinem Interesse für die französische Kultur auch eine Neigung zur englischen Literatur, die in seinen Werken deutlich wird: William Shakespeare, Ben Jonson, William Blake, Lord Byron, Charles

Dickens und Walt Whitman erscheinen in seinen Werken und literaturkritischen Abhandlungen. Wiederholte London-Aufenthalte kommen hinzu und England ist auch das erste Land, in dem er sich während seines Exils aufhält (Patsch 1985: 143).

In Großbritannien fühlte er sich aber viel weniger als in Frankreich zu Hause. Er hatte England zweimal als junger Mann besucht und fand die Engländer kalt und undurchschaubar. Es fiel ihm schwer, mit ihrer förmlichen Zurückhaltung zurechtzukommen. Auch hatte er wenig Interesse an dem, was in Großbritannien geschah, und kannte kaum jemanden in London (Dove 2004: 47):

[...] ich hatte – wie wir Kontinentalen alle – wenig literarischen Kontakt jenseits des Kanals, und bei allen Breakfast-Gesprächen und small talks in unserer kleinen Pension über Hof und Rennen und Parties fühlte ich mich jämmerlich unzuständig. [...] aber immer mußte ich mühsam suchen, was in Paris einem überflutend entgegenkam: Geselligkeit, Kameradschaft und Heiterkeit. Ich fand niemanden, um die Dinge zu diskutieren, die mir die wichtigsten waren; den Gutgesinnten unter den Engländern erschien wiederum ich durch meine grenzenlose Gleichgültigkeit gegen Sport, Spiel, Politik und was sie sonst beschäftigte, wahrscheinlich als ziemlich ungehobelter und lederner Geselle. Nirgends gelang es mir, mich einem Milieu, einem Kreis innerlich zu verbinden; so habe ich eigentlich neun Zehntel meiner Londoner Zeit arbeitend in meinem Zimmer oder im Britischen Museum verbracht. [...] ich gab mir in hundert Einzelheiten Mühe, mich anzupassen; aber weder gesellschaftlich noch literarisch kam ich in einen wirklichen Kontakt, und wer England nur von außen sieht, der geht am Wesentlichen vorbei – geht vorbei wie an den millionenreichen Kompanien in der City, von denen man von außen nichts anderes wahrnimmt als eben das wohlgeputzte stereotype Messingschild (WvG: 184-185).

Einige von Zweigs Büchern waren zwar in London verlegt worden, hatten aber wenig Eindruck gemacht. Er selbst bekannte, dass er mit seinen Verlegern in fast allen Ländern persönlich befreundet sei, aber noch nie einen Vertreter des Verlages getroffen habe, der seine Werke in London veröffentlichte (vgl. Dove 2004: 47). In seiner Autobiografie bemerkt Zweig, dass England das einzige Land in der alten Welt sei, in dem er nie einen Artikel zeitgebundener Art in einer Zeitung veröffentlicht, nie im Radio gesprochen, und sich nie an einer öffentlichen Diskussion beteiligt habe.

Andererseits suchte Zweig auch nicht die Gesellschaft englischer Schriftsteller, da er ihre Probleme nicht für die seinen hielt. Sie lebten nach seinem Gefühl in einer kulturellen Tradition, die sich von der ihrer europäischen Kollegen erheblich unterschied:

Freundschaftliche Bindungen besaß ich in London so gut wie keine; auch literarisch bestand zwischen uns kontinentalen und den englischen Schriftstellern wenig Kontakt. Sie hatten eine Art eigenen, abgegrenzten Lebens mit eigenem Wirkungskreis innerhalb ihrer uns nicht ganz zugänglichen Tradition (WvG: 430-431).

Das literarische London hätte Zweig gern geehrt und es hatte ihm offizielle Empfänge angeboten, er lehnte dies aber ab, da er sein privates Leben und sein deutschsprachiges Ambiente, an dem er hing, unbedingt bewahren wollte, denn alle seine engsten Freunde und Bekannten in London waren Emigranten wie er (Dove 2004: 76).

Stefan Zweig lebte und arbeitete nicht nur als Autor seines eigenen Werkes, sondern setzte sich auch besonders in seinen Anfangszeiten unermüdlich für die Werke anderer ein, indem er sie übersetzte und einleitete (Schmidt 1998: 10). Auch seinen frühen poetischen Versuchen kam die Neigung zu anderen Sprachen entgegen, denn er übertrug schon früh Gedichte französischsprachiger Autoren. Einerseits waren es literarische Fingerübungen, andererseits aber entsprach es seiner Natur, Mittler zwischen Menschen und Nationen zu sein. Brücken des Verstehens zwischen Völkern und Sprachen, Gruppen und Einzelnen schlagen zu helfen, schien ihm nämlich erste Aufgabe aller zu sein, welchen die Macht des Wortes oder der Tat verliehen ist (vgl. Beck 1995: 624; Fitzbauer 1959: 17).

Zweigs Vermittlertätigkeit verdanken wir vieles: Verlaines, Verhaerens, Romain Rollands oder Masereels Gestalten und Schöpfungen haben durch Stefan Zweigs hingebenden Dienst ihren deutschen Ruhm errungen. Er war es, der andere Schriftsteller Frankreichs, wie Duhamel, Vildrac, Romains oder Belgiens großen Erzähler Charles de Coster entdeckte und der zuerst Dickens und Dostojewski so wahrnahm, wie sie ihr 19. Jahrhundert nicht begriffen hatte (Braun 1963: 69).

Besonders in seinen reifen Jahren wird Zweig die notwendige und verantwortungsvolle Aufgabe des Mittlers zwischen den Literaturen bewusst. Er überträgt das Gesamtwerk seines Freundes Verhaeren ins Deutsche und stellt dadurch jahrelang seine eigene Arbeit zurück, auch schafft er Nachdichtungen Baudelaires und Verlaines, macht das deutschsprachige Publikum mit Dramen von Rolland, Suares und Pirandello bekannt und rückt einen Zeitgenossen Shakespeares, Ben Jonson, durch moderne Bühnenbearbeitungen zweier seiner Lustspiele aus dem Schatten langen Vergessenseins wieder ins Licht (vgl. Fitzbauer 1959: 17-18).

Stefan Zweig verspürte die Berufung, Widersprüche aufzuheben und Gegensätze auszugleichen. Ob er für Emile Verhaeren oder Romain Rolland in seiner Heimat warb, ob er den russischen Genius Dostojewski pries, die rastlose Tätigkeit diene einem Ziel, nämlich Barrieren abzubauen, Verständnis zu wecken und ein harmonisches, friedliches Miteinander zu fördern. Als urbaner, kultivierter Mann hielt sich Zweig für einen Europäer, dessen Aufgabe es war, zur kulturellen Einheit Europas beizutragen. Er legte oft seine schriftstellerische Arbeit beiseite, um zwischen ausländischen Künstlern und Schriftstellern und der deutschsprachigen Welt als Vermittler zu wirken. Der Erste Weltkrieg traf Zweig deshalb auch tief. Er zerstörte seinen Traum von der kulturellen Einheit Europas und verstärkte seinen Pazifismus (vgl. Weinzierl 1992: 63; Dove 2004: 44).

Schon im Oktober 1914 war er bereit, aktiv an einer Aktion Rollands mitzuwirken, der aus den wichtigsten europäischen Ländern je einen führenden Autor zu einer Konferenz in die Schweiz bringen wollte, von wo aus diese Schriftsteller im Sinne einer gegenseitigen Verständigung einen solidarischen Gewissensappell an die Welt richten sollten. Die Aktion scheiterte daran, dass die Kriegspsychose noch viel zu neu und heftig war, um dagegen anzukämpfen (vgl. Strelka 1981: 33; Böttcher/ Netscheporuk 1988: 169).

Während des Ersten Weltkrieges begann Zweig, seinen „Kampf um die geistige Bruderschaft“ über alle Grenzen und Hassorgien hinweg zu führen. Als Mensch und Dichter versuchte er nämlich Völker verbindend für den Frieden einzutreten (Vogelsang 1967: 93). Seine literarische Arbeit stellte er in den Dienst von Versöhnung und Frieden. Auch veröffentlichte er im September 1914 einen offenen Brief **An die Freunde im Fremdland**, in dem er zum Schweigen aufrief, zu einem Schweigen, das Protest bedeuten sollte (Böttcher/ Netscheporuk 1988: 168):

An sich half es nichts, sich zurückzuziehen. Die Atmosphäre blieb bedrückend. Und eben deshalb war ich mir bewußt geworden, daß ein bloß passives Verhalten, das Nicht-Mittun bei diesen wüsten Beschimpfungen des Gegners nicht zureichend sei. Schließlich war man Schriftsteller, man hatte das Wort und damit die Pflicht, seine Überzeugungen auszudrücken, soweit dies in einer Zeit der Zensur möglich war. Ich versuchte es. Ich schrieb einen Aufsatz, betitelt ›An die Freunde im Fremdland‹, wo ich in gerader und schroffer Abweichung von den Haßfanfaren der andern das Bekenntnis aussprach, allen Freunden im Ausland, möge auch jetzt eine Verbindung unmöglich sein, treu zu bleiben, um mit ihnen bei erster Gelegenheit wieder gemeinsam am Aufbau einer europäischen Kultur zu arbeiten (WvG: 272).

Als der Krieg zu Ende ging, hoffte er auf das lang versprochene Reich der Gerechtigkeit und Brüderlichkeit, aber die Realität der Nachkriegswelt enttäuschte ihn und er beschränkte sich immer mehr auf seine Freundschaften und seine literarischen Projekte (vgl. Dove 2004: 44; Lévy 1998: 208).

Schlussfolgernd können wir behaupten, dass interkulturelle Beziehungen in Stefan Zweigs Leben eine große Rolle gespielt haben. Als ein großes Verdienst Zweigs kann die Tatsache angesehen werden, dass es ihm gelungen ist, als Vermittler zwischen den Nationen zu wirken, sowohl durch seine Aktionen, als auch durch sein Werk, dabei besonders durch seine Übersetzungen und seine literarischen Porträts bedeutender internationaler Persönlichkeiten.

Literatur

- Beck, Knut (1995): *Stefan Zweig*. In: Grimm, Gunter E./ Max, Frank Rainer (Hrsg.): **Deutsche Dichter. Leben und Werk deutschsprachiger Autoren vom Mittelalter bis zur Gegenwart**, Stuttgart: Reclam, 623-626.
- Böttcher, Kurt/ Netscheporuk, Jewgenij I. (1988): *Stefan Zweig*. In: Haase, Horst/ Mádl, Antal (Hrsg.): **Österreichische Literatur des 20. Jahrhunderts. Einzeldarstellungen**, Berlin: Volk und Wissen, 164-187.
- Braun, Felix (1963): **Zeitgefährten. Begegnungen mit Hugo von Hofmannsthal, Rainer Maria Rilke, Stefan Zweig, Arno Holz, Hans Leifhelm, Hans Carossa, Reinhold Schneider, Hermann Hesse, Thomas Mann**, München: Nymphenburger Verlagsbuchhandlung.
- Buder, Elvira (1998): **Stefan Zweig. Reisen**, Wien (Diplomarbeit).
- Chédin, Renate (1996): **Das „Geheim Tragische des Daseins“. Stefan Zweig „Die Welt von Gestern“**, Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Cohen, Rosi (1982): **Das Problem des Selbstmordes in Stefan Zweigs Leben und Werk**, Bern; Frankfurt am Main: Peter Lang.
- Dove, Richard (2004): **„Fremd ist die Stadt und leer...“. Fünf deutsche und österreichische Schriftsteller im Londoner Exil 1933-1945**, Berlin: Parthas.

- Fitzbauer, Erich (1959): *Stefan Zweig. Dichterisch-menschlicher Einklang*. In: Fitzbauer, Erich (Hrsg.): **Stefan Zweig. Spiegelungen einer schöpferischen Persönlichkeit**, Wien: Bergland, 5-18.
- Fuchs, Albert ([1946]): **Moderne österreichische Dichter. Essays**, Wien: Globus.
- Gabler, Claudia (1989): *Das Ideal der persönlichen Freiheit in Stefan Zweigs Novellen*, Graz (Diplomarbeit).
- Haenel, Thomas (1995): **Stefan Zweig, Psychologie aus Leidenschaft: Leben und Werk aus der Sicht eines Psychiaters**, Düsseldorf: Droste.
- Hellwig, Hans (1948): **Stefan Zweig. Ein Lebensbild**, Lübeck: Wildner Verlag.
- Hu, Wei (2006): **Auf der Suche nach der verlorenen Welt. Die kulturelle und die poetische Konstruktion autobiographischer Texte im Exil. Am Beispiel von Stefan Zweig, Heinrich Mann und Alfred Döblin**, Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang.
- Ladenbauer, Werner (2001): *Stefan Zweigs Autobiographie „Die Welt von Gestern. Erinnerungen eines Europäers“*. Eine kultur- und literaturhistorische Interpretation, Wien (Dissertation).
- Lévy, Alfred (1998): *Stefan Zweig oder vom Geist der Bewunderung*. In: Rattner, Josef/ Danzer, Gerhard: **Österreichische Literatur und Psychoanalyse. Literaturpsychologische Essays über Nestroy – Ebner-Eschenbach – Schnitzler – Kraus – Rilke – Musil – Zweig – Kafka – Horváth – Canetti**, Würzburg: Königshausen & Neumann, 189-219.
- Olcay, Sibel (1995): *Erziehungsproblematik als zentraler Aspekt der Zweigschen Novellen*. In: Österreichisches Kulturinstitut Istanbul (Hrsg.): **Österreichische Literatur. Literatur aus Österreich**, 113-130.
- Patsch, Sylvia M. (1985): **Österreichische Schriftsteller im Exil in Großbritannien. Ein Kapitel vergessene österreichische Literatur. Romane, Autobiographien, Tatsachenberichte auf englisch und deutsch**, Wien; München: Brandstätter.
- Plattner, Stefan (1992): *Stefan Zweig. Die jüdischen Wurzeln seines Kosmopolitismus*, Innsbruck (Diplomarbeit).
- Rovagnati, Gabriella (1998): **„Umwege auf dem Wege zu mir selbst“**. **Zu Leben und Werk Stefan Zweigs**, Bonn: Bouvier.
- Roznovsky, Karl (1950): *Erinnerungsbücher an das alte Österreich (Raoul Auernheimer und Stefan Zweig)*, Wien (Dissertation).

- Scherf, Barbara (1991): *Die Frage der österreichischen Identität im Leben und Werk von Stefan Zweig*, Graz (Diplomarbeit).
- Schmidt, Mirjam (1998): **Fraugestalten in den Erzählungen von Stefan Zweig**, Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang.
- Sellmer, Izabela (1997): „**Warum schreibe ich das alles?**“ **Zur Rolle des Tagebuchs für deutschsprachige Exilschriftsteller 1933-1945**, Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang.
- Strelka, Joseph (1981): Stefan Zweig: **Freier Geist der Menschlichkeit**, Wien: ÖBV.
- Vogelsang, Hans (1967): *Stefan Zweig. Psychologe aus Leidenschaft – Deuter menschlichen Schicksals (Zum 25. Todestag am 22. Februar 1967)*. In: **Österreich in Geschichte und Literatur**, Folge 2, Februar 1967, 93-102.
- Weinzierl, Ulrich (1992): *Triumph und Tragik des Stefan Zweig. Vor 50 Jahren, am 22. Februar 1942, beging der österreichische Schriftsteller, der zu den meistgelesenen Autoren deutscher Sprache gehört, im brasilianischen Exil Selbstmord*. In: **Bühne**, 2/ 1992, 62-63.
- Zelewitz, Klaus (1999): *Stefan Zweig: Exotismus versus (?) Europhilie*. In: Schwamborn, Ingrid (Hrsg.): **Die letzte Partie. Stefan Zweigs Leben und Werk in Brasilien (1932-1942)**, Bielefeld: Aisthesis, 145-157.
- Zohn, Harry (1964): **Wiener Juden in der deutschen Literatur**, Tel-Aviv: Edition „Olamenu“.
- Zohn, Harry (1987): *Das brennende Geheimnis des Stephen Branch oder eine Geschichte mit Moral von einem Arzt, der sich nicht selber helfen konnte*. In: Gelber, Mark H. (Hrsg.): **Stefan Zweig heute**, New York u.a.: Lang, 25-43.
- Zweig, Stefan (³⁴2003): **Die Welt von Gestern. Erinnerungen eines Europäers**, Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag (Sigle: WvG).

Gottfried Schnödl
Wien

Die Kunst zwischen Verdacht und Anspruch - Michael Scharang vor und nach dem „literarischen Realismus“

Abstract: The main thesis of the article is to show that, while the „literary realism“ is said to be a theory interested in explaining and producing social-critical literary texts, in the 1980s the Austrian „literary realism“ begins, at least implicit, to favour a model of separation between the social-criticism, on the one hand, and the literary texts, on the other hand. This can be noticed even in the works of authors of both literary texts and social-critic articles, essays or speeches, like Josef Haslinger, Robert Menasse or Franz Schuh. The feeling of a mere necessity of the social criticism “here and now“ will be regarded as one of the most important reasons for such a strange trend. Even more stunning seems that a number of authors not only loose their belief in the critical power of art, but find all forms of art and their so-called “illusiveness” principally suspicious. This development can be backtracked at least to two early essays written by Michael Scharang around 1970, which are, therefore, of particular interest for the present article.

Keywords: literary realism, literary text, social-criticism, essay, contemporary Austrian literature.

Michael Scharangs Gedanken zur Kunst sind in letzter Zeit in Vergessenheit geraten, auch und gerade in Österreich. Weder Literaturwissenschaft noch Medien scheinen heute ein besonderes Interesse an Texten zur Ästhetik zu haben, die sich mit der Frage nach der Möglichkeit künstlerischer Gesellschaftskritik auseinandersetzen. Wenn das auch nicht überrascht, so doch, dass auch andere, gemeinhin als gesellschaftskritisch gehandelte SchriftstellerInnen in Österreich sich nur selten zu Scharangs ästhetischen Arbeiten vernehmen lassen. Animositäten mögen ihren Teil zu diesem Umstand beitragen. Dass Scharangs Texte ihre Bedeutung heute völlig verloren hätten, wäre hingegen ein voreiliger Schluss.

Ich möchte hier zwei Essays aus dem Jahr 1970 behandeln, und sie gleichsam als Eingangstor zu einer Problematik benützen, die mir beinahe

ebenso unterbelichtet erscheint wie Scharangs frühe Arbeiten zur Ästhetik. Es handelt sich um die von SchriftstellerInnen in Österreich geübte Gesellschaftskritik. Dabei soll nicht von der österreichischen Medienlandschaft, der Politik oder den ökonomischen Umwälzungen die Rede sein, die in den letzten Jahrzehnten stattgefunden haben. Dies ist ausreichend dokumentiert. Vielmehr werde ich versuchen, mich auf einige grundlegende Ansichten zu konzentrieren, die meiner Meinung nach die Gesellschaftskritik von Schriftstellern wie Josef Haslinger, Robert Menasse oder Franz Schuh¹ leiten und mitunter auch hemmen.

Scharang gilt als einer der Gründerväter des „literarischen Realismus“ in Österreich, der wiederum von einiger Bedeutung für eine breite Gruppe gesellschaftskritischer österreichischer AutorInnen bis heute zu sein scheint. Auffallend ist hier die besondere Dringlichkeit, mit der Scharang und andere Vertreter des literarischen Realismus das Ziel propagieren, Kritik an der Gesellschaft zu üben. Sie ergibt sich in Anbetracht des herrschenden Systems, des „Spätkapitalismus“. Kein „System“ früherer Epochen konnte Scharang zufolge

[...] Opponierende leichter kontrollieren, keines konnte den Widerstand gegen sich leichter integrieren als das heutige. Noch nie war es für die Opposition so schwierig, anders zu sein als das, wogegen opponiert wird (Scharang 1971: 45).

Ohne schon hier in die Tiefe zu gehen und zu fragen, warum sich eine solche Vorstellung einstellt und wie sie genauer beschaffen ist, kann bereits an dieser Stelle gesagt werden, dass sich die Auffassung besonderer Dringlichkeit von Gesellschaftskritik „gerade heute“ über die 1970er und 1980er Jahre fortsetzt und bis zum heutigen Tag einen wesentlichen Aspekt gesellschaftskritischer Texte von Haslinger, Menasse oder Schuh ausmacht. Auch das vermeintliche Ende des literarischen Realismus scheint hier nicht zu stören.

¹ Diese drei Autoren gehören nicht nur zu den bedeutendsten österreichischen Gesellschaftskritikern der letzten 30 Jahre, sie stehen auch in einem merklichen Nähe- oder zumindest Spannungsverhältnis zum literarischen Realismus. Obwohl es sich bei Franz Schuh um einen Autor handelt, der nicht für die Produktion von im engeren Sinn literarischen Texten bekannt ist, lässt es seine Bedeutung für den zu beschreibenden Diskurs notwendig, und die Vergleichbarkeit seiner Aussagen zu Politik, Gesellschaft und Kunst möglich erscheinen, ihn hier zu behandeln.

1. Die Macht einer Realität, die verschwindet

Schon 1980² setzt eine relativ breite Kritik am literarischen Realismus ein, der sowohl als Kontrastfolie, als auch - in weniger expliziter Hinsicht - als Vorbild den Versuchen, literarische Kritik neu zu formulieren, wertvolle Dienste leistet. Die explizite Abkehr wird gemeinhin durch neue Anforderungen erklärt, die die gesellschaftliche Realität an diejenigen stellt, der sie zu beschreiben und mithin zu kritisieren versucht. Anstatt den (literarischen) Umgang mit (gegebener) Realität zu hinterfragen, gerät der Begriff Realität selbst in Blick, seine vermeintliche Konsistenz wird radikal in Frage gestellt. Bereits 1976 kann man in einer Sammlung von Peter Laemmle lesen: „Nicht die Schreibschwierigkeiten des Autors angesichts einer widersprüchlichen Realität, sondern die Realität selbst ist das Thema der Autorenedition“ (Laemmle 1976: 115; Vgl. Paul 1991: 260).

Selbst wenn man die These vertritt, die „Probleme“ um den Begriff der „Realität“ seien dem Realismus ohnehin immanent, muss doch konstatiert werden, dass der Zweifel an bekannten Realitätsmodellen erst in den frühen 1980ern zu einer veritablen Krise innerhalb der gesellschaftskritischen Literatur führt. Mehr noch, derselbe Zweifel, der noch einige Jahre zuvor literarisch produktiv war, scheint nun zumindest für einige hier zentrale Autoren zu einem Vorbehalt gegenüber literarischer Produktion zu werden, was in der Folge ein Ausweichen auf nicht im engeren Sinn literarische Texte bzw. Aktionen bedingt.

Welche „Realität“ aber ist es nun, die für den traditionellen Realismus immer undurchdringlicher wird? Josef Haslinger etwa sieht v. a. die Beschreibung „der Macht“ als eine Aufgabe an, die zu lösen, die alte Methode nicht mehr ausreicht, und enthüllt in einem Gespräch mit Franz Schuh seine Gründe:

Der literarische Realismus hat sich sehr beschränkt auf die detaillierte Darstellung der geknechteten Subjektivität und auf die sehr undetaillierte Darstellung eines gesellschaftlichen Apparates, den [sic!] die Schuld an diesem Geknechtet-Sein zukommt und der den Grund abgibt für die ständige, zu ihrer Rettung nötig gewordene Fluchtbewegung der Subjekte. Was allerdings dabei völlig verloren

² Hier ist v. a. eine breite und kritische Debatte um die Möglichkeiten des literarischen Realismus von Bedeutung, wie sie im **Wespennest**, der „Zeitschrift für brauchbare Texte und Bilder“, nach dem Ausscheiden der Gründungsautoren Peter Henisch und Helmut Zenker bereits zu Beginn der 1980er geführt wird. Besonders Josef Haslinger und Franz Schuh tragen zu dieser Reflexion des Realismus und damit zu einer neuen Ausrichtung der Zeitschrift bei. Vgl. Paul 1991: 255ff.

geht, ist das, was heute Macht bedeutet. [...] Der Subjektivität geht aber heute zusehends die Objektivität verloren - und dieser Verlust bedeutet in Wirklichkeit „Realität“: die Realität der Macht (Haslinger/Schuh 1987: 3).

Noch drastischer formuliert Antonio Fian das Problem der Beschreibung von Herrschaft und Macht, und nimmt die vermeintlich neue Realität ebenso wie Haslinger als Argument gegen die alte Methode des Realismus:

Der Realist aber übersieht die Flexibilität der Schurken. Während jener sich im Schwertkampf übt, entdeckt dieser das Schießpulver. Die Methode der Realisten ist nur dafür geeignet, etwas auszusagen über die Wirklichkeit der Lügen. Literatur aber muß reden von der Verlogenheit der Wahrheit (Fian 1984: 50).

In ähnlicher Form drückt sich dieser Gedanke, der eine neue Form von Macht annimmt und daraus die Unzulänglichkeit überkommener Methoden ihrer Darstellung und Kritik ableitet, auch bei Robert Menasse und Franz Schuh aus.

Es scheint, als wäre der Bruch zwischen Herrschenden und Beherrschten, an dem Gesellschaftskritik traditionellerweise ansetzt, verdeckt bzw. durch ein Geflecht von Dispositiven und Funktionen ersetzt. Michael Scharang meint einen solchen Bruch noch klar zu sehen und hat daher auch noch 1989 kein Problem damit, vom „herrschende[n] Gesindel“ als einem „absolut geschlossene[n] Kartell“ zu sprechen, das geleitet wäre von relativ deutlich zu Tage liegenden „Interessen“ (zit. nach Paul 1991: 164f.). Im Gegensatz dazu tritt die Vorstellung einer bewussten, tatsächlich intelligiblen Interessen folgenden Entscheidung als der Ausgangspunkt und das Charakteristikum von Macht bei Haslinger, Schuh oder Menasse in den Hintergrund.

So bezeichnet Haslinger seinen Essay „Politik der Gefühle“ von 1987 als einen Versuch, auf die neuen Erscheinungsformen von Macht zu reagieren und diese zu fassen. Schon zu Beginn des Textes zeigen sich einige Differenzen zur traditionellen Form von Kritik:

Um dem Phänomen Waldheim auf die Schliche zu kommen, ist es der falsche Weg, zu fragen, wie er wirklich ist und was er getan hat. Man muß untersuchen, wie er von der Wahlwerbung angepriesen wurde, wie er sich im Wahlkampf gegeben hat (Haslinger 1995: 24).

Das klassische kritische Paradigma der „Entlarvung“ wird abgelöst, Grund dafür ist ein neuer Begriff von Macht.

Haslinger geht davon aus, dass klassische Politik sich einer persuasiven Rhetorik bedient hätte: „Der Agitator versucht die Gefühle der Menschen so

zu beeinflussen, daß sie auf die für richtig gehaltenen Zusammenhänge und Interpretationen ansprechen“ (ebd. 50). Der Politik Waldheims und grosso modo der gesamten österreichischen Politik spricht Haslinger das Interesse an solcher „Überzeugung“ und damit eine Funktionsweise nach dem beschriebenen Muster jedoch ab. Die aktuelle Politik der „prinzipiellen Standpunktlosigkeit“ (ebd. 51) würde - ganz anders als das skizzierte Modell klassischer Politik - die Gefühle der potentiellen Wähler hinnehmen und nur noch nach einem möglichst passenden Ausdruck für diese suchen. Die Aussage, zu der sie kommt, wäre daher „relativ beliebig. Sie hängt davon ab, zu wem der *Werber* spricht“ (ebd. Hervorhebung G. S.). Diese Transformation des Politischen zu einer „Politik nach dem Verfahren der Warenästhetik, der Produktwerbung“ (Haslinger zit. nach Paul 1991: 266) entspricht einer Annahme, wie sie beispielsweise auch der bekannte Begriff der „Postdemokratie“ von Colin Crouch ausdrückt (vgl. Crouch 2008). Perfiderweise sichert sich diese Form von „Politik“ zuletzt auch noch moralisch ab, insofern sie die Möglichkeit eines Rückgangs zur traditionellen Politik der rhetorischen Persuasion als moralisch bedenklichen Rückfall in autoritäre Zeiten diskreditiert:

Die Politik der Überzeugung, die Gefühle für ihre Zwecke umzupolen sucht [also dieselbe Politik, die Haslinger zuvor als die klassische Form von Politik genannt hat], gilt als Demagogie, als Verführung (Haslinger 1995: 52).

2. Mit dem Rücken zur Wand

Eine solche Strategie des (vermeintlichen) Rückgangs steht daher der Kritik zumindest unmittelbar nicht mehr zur Verfügung.

In diesem Kontext hat sich nun also nicht nur die Beschreibung, sondern auch die Kritik solcher Umstände zu verändern. Haslinger stellt fest, dass es nichts oder doch nicht genügend helfe, Waldheim die Beteiligung an Verbrechen während der NS-Zeit nachzuweisen und so eine „Lüge“ aufzudecken, denn dessen Bedeutung liegt keinesfalls mehr in seiner spezifischen Subjektivität, die Verantwortung oder auch nur bewusste Handlungen ermöglichen würde. Mit Boltanski/ Thévenot könnte man sagen, dass im Wirkungsfeld einer solchen Macht das „Verhalten menschlicher Wesen [...] nicht mehr der Sprache des Handelns [folgt], vielmehr lässt es sich umstandslos in der Sprache der Kräfte beschreiben“ (Boltanski/Thévenot 2007: 474). Dass sich auf diese Weise grundlegende Strukturen des Machtdiskurses der traditionellen Kritik entziehen und diese

sich also weiterentwickeln müsste, ist eine Vorstellung, die im hier behandelten Diskurs weit verbreitet ist.

So wird die Schlüpfrigkeit dieser Macht, deren Stärke es ist, gerade nicht als autoritär oder freiheitsraubend, sondern als relativ alternativenlos, ja, natürlich zu erscheinen (sich in der „Sprache der Kräfte“ auszudrücken), auch in einem Text Robert Menasses beschrieben, in dem dieser ebenfalls das „Phänomen Waldheim“ behandelt.³

Waldheim aber definiert sich darüber, daß er nie etwas anderes gemacht hat als alle anderen (seine Wähler) auch, bzw. was sie auch gemacht hätten - die Frage, was gemacht wurde, wird durch die Frage, was man denn sonst hätte machen sollen, ersetzt (Menasse 1990: 170).

Hinter dem Verlust der Verantwortlichkeit steht hier der Verlust der Möglichkeit zur Entscheidung. Das Feindbild der neuen Kritik ist nicht mehr der autoritäre „Macher“, der willkürlich Entscheidungen trifft und sie rigoros durchsetzt, sondern der „schwache“ Mitläufer, der seine Herrschaft über die eines Diskurses festigt und sich seine Entscheidungen (vorgeblich oder nicht) von diesen oder jenen, „realen“ Umständen diktieren lässt - nicht der „Pragmatiker“, sondern das widerspruchslose „Pragma“ also, vor dessen Willfährigkeit die Macht des Diskurses nicht mehr aufgezwungen, sondern natürlich und notwendig erscheint (vgl. ebd.). Dass vor diesem Hintergrund der traditionelle Realismus in Schwierigkeiten kommen muss, ist deutlich: wird doch als real nur noch das erkannt, von dem es lapidar heißt, dass es so ist (vgl. ebd.).

Gerade diese Einsicht wird jedoch zur wesentlichen Triebfeder neuer Kritik. Menasse erkennt Waldheim als ein Phänomen, durch das sich die Veränderung von Macht und mittelbar von Realität besonders deutlich ausdrückt. Gerade in dieser Hinsicht begreift er Waldheim auch als den „[...] einzige[n] Präsident[en] der Zweiten Republik [...] der gesellschaftliche Aufklärung bewirkte [...]“ (Menasse 1992: 8). Und zwar nicht nur, weil durch die breite Beschäftigung mit Waldheim der österreichische „Opfermythos“ zerstört oder zumindest für einen Teil der Gesellschaft als Mythos erkennbar wurde (vgl. Beilein 2008: 65f.), sondern weil Waldheim eine bestimmte Form des offiziell „politisch“ genannten Diskurses personifiziert, der ohne sein eindrückliches Beispiel nicht so schnell und

³ Es handelt sich hier um den Aufsatz: „Der Name der Rose ist Dr. Kurt Waldheim“, der in die **Sozialpartnerschaftliche Ästhetik** Menasses (1990) aufgenommen wurde. Er erschien 1989 erstmals unter dem Titel „Der Name des Waldheim“ im **Wespennest** 77/1989.

deutlich hätte erkannt werden können. Es handelt sich also nicht nur um eine Entmystifizierung, die alte Vorstellungen aufs Tapet bringt und somit aus Aspekten, die den Diskurs tragen, ohne in ihm präsent zu werden, Phänomene macht, über die diskutiert werden kann - mit der Erkenntnis des „Phänomen Waldheims“ ändert sich der Diskurs selbst - und zwar strukturell, nicht nur inhaltlich.

Ins Zentrum der Kritik tritt somit die Bedeutung eines diskursiven Kontextes, der kein Bewusstsein mehr zulässt, weder vom einzelnen verwendeten Begriff, noch gar von einem größeren Zusammenhang. - „Das postmoderne Bewußtsein ist die Emphase von der Beliebigkeit der Beziehungen, die die Phänomene heute eingehen können, weil reale gesellschaftliche Vermitteltheiten keine Rolle mehr spielen [...]“ (Menasse 1990: 173).

Wenn also oben die Rede von der Bedeutung des Realitätsbegriffes war und davon, dass eine gewisse Unzufriedenheit mit dem Modell des literarischen Realismus sich in der neuen Kritik der 1980er Bahn bricht, dann ist vor diesem Hintergrund vielleicht die These zu wagen, dass hier nicht so sehr verschiedene Realitätskonzepte gegeneinander stehen, sondern die Möglichkeit von in irgendeiner Form verbindlichen Realitätskonzepten überhaupt zu sprechen und diese so erst als veränderlich darstellen zu können, in Gefahr gesehen wird. Eine neue Form von Macht würde sich demnach gerade dadurch auszeichnen, dass sie „Realität“ nicht mehr als Objekt von Diskursen, sondern bloß noch als deren Grenze gelten lässt, Realität als das setzt, worüber man nicht sprechen müsste, und sich so auch der traditionellen Kritik entzieht. Realität verschwindet, insofern intelligible Zusammenhänge gemeinsam mit ihrem Kontext verschwinden. Die

Idee der Totalität [ist] gestorben, nicht weil es keine Totalität mehr gäbe und nicht weil sie nicht mehr erkennbar wäre, sondern weil die gesellschaftliche Totalität nicht mehr umfassend im Überbau repräsentiert war und Totalität daher in gesellschaftlich wirksamer Form auch nicht mehr gedacht werden konnte. Für die weitere Entwicklung des Überbaus bedeutet das, daß gesellschaftliche Phänomene nicht mehr zuordenbar, nicht mehr im Kontext denkbar und verstehbar waren (ebd. 173).

Hier zeigt sich bereits ein weiterer wichtiger Aspekt des Diskurses: es geht nicht um das wirkliche Ende der Realität, sondern um das Ende ihrer Denkbarkeit. Der notwendige Dualismus zwischen „wirklicher“ Realität und den Modi ihrer Auslegungen bleibt hier in derselben Form bestehen, wie er sich - wie noch zu sehen ist - bei Scharang zeigt. Wenig verwunderlich

richtet sich damit die Gesellschaftskritik v. a. gegen die Produzenten falscher und vermeintlich universaler Realitätsvorstellungen.

Es geht um die Behauptung, daß Öffentlichkeit von der Bewußtseinsindustrie so destruiert werden kann, daß es - mit Einverständnis der Konsumenten - nicht mehr möglich ist, einen einigermaßen vernünftigen gemeinsamen, aber vielgestaltigen Realitätssinn zu entwickeln; ohne diesen Realitätssinn, so kann man behaupten, geht auch der öffentliche Sinn für die Aporien dieser Realität und damit das Verständnis des künstlerischen Ausdrucks dieser Aporetik verloren. Wohlgemerkt geht es nicht um beglaubigte Inhalte eines solchen Sinnes, nicht um „Werte“, sondern um die Vielgestaltigkeit von Ausdrucksformen, also um „Öffentlichkeit“ (Schuh 1990: 8).

Im Rückgriff auf Alexander Kluge macht Franz Schuh hier einen Aspekt des neuen Umgangs mit Realität deutlich, der von außerordentlicher Bedeutung ist für die neue Form von Kritik, die sich in den 1980ern formiert. Hier beginnt eine Notwendigkeit zur Kritik, ein Drängen, das sich von der Vorstellung nährt, es gehe ums eigene Überleben.

Was, wenn die Wirkung der Macht nicht die ist, etwaige NS-Verbrechen eines Präsidentschaftskandidaten zu vertuschen (eine Lüge also, die immerhin aufgedeckt werden kann), sondern die, aus dem moralischen Begriff der Pflicht einen gleichsam naturgesetzlichen Begriff des Zwanges - und damit jedes Reden über Gesellschaft sinnlos zu machen (vgl. etwa Haslinger 1995: 26f.)? Zustimmung zitiert Schuh Kluge:

Die geschichtliche Erfahrung besagt, das Nachdenken beginnt immer erst, wenn etwas verloren ging. Geht aber die Öffentlichkeit verloren, so geht die Formenwelt für das Nachdenken ebenfalls verloren. [...] Es handelt sich, weil wir auf das Gefäß des Gemeinwesens und des gemeinsamen Denkens nicht gut verzichten können, um eine der ganz seltenen Fragen, die keine Kompromisse zulassen (Kluge 1984; zit. nach Schuh 1990: 7).

3. Politische und künstlerische Ästhetik: Verdachtsmomente

Die beschriebene Vorstellung von Realität und Macht führt zu den zwei Schlussfolgerungen, dass es einerseits gerade heute besonders schwierig sei, Kritik zu betreiben, dass jedoch andererseits dies gerade heute besonders notwendig sei. Obwohl also, wie bereits angerissen worden ist, die Begriffe, die Haslinger, Menasse oder Schuh von Realität oder Macht haben, sich wesentlich von diejenigen Scharangs unterscheiden, gilt dennoch weiterhin der Befund, dass Gesellschaftskritik gerade jetzt schlechthin unabdingbar

sei, wenn man die Alternativlosigkeit einer Realität brechen, und somit sich selbst die Möglichkeit anderer Meinungen und Vorstellungen erhalten will. Wenn überhaupt könnte man sagen, dass sich dieses Gefühl des mit dem Rücken zur Wand Stehens in den Jahren zwischen 1970 und der Mitte der Achtzigerjahre noch verstärkt hat.

Es war bereits die Rede davon, dass die besondere Dringlichkeit der Gesellschaftskritik wenig Raum lässt, speziell über das diesbezügliche Potential zu diskutieren, das im engeren Sinne literarische Texte hätten. Vielmehr scheint umgekehrt diese Frage von der generelleren nach der Möglichkeit von Gesellschaftskritik überhaupt, in den Hintergrund gedrängt zu werden.

Vor einem Befund wie dem oben zitierten Kluges wird Gesellschaftskritik schlechthin zur Notwendigkeit. Haslinger über seinen Essay „Politik der Gefühle“:

Ich hätte lieber einen Roman geschrieben, in dem jene politischen Machtstrukturen, die ich in meinem Essay darzustellen versuche, vielleicht dann doch exakter rauskommen [...]. Aber die literarische Tradition, in der ich arbeite, schien mir dieser Aufgabe nicht mehr gewachsen zu sein: Der literarische Realismus [...] (Haslinger/Schuh 1987: 1f.).

Es wäre doch immerhin vorstellbar, dass ein Autor, der einen Stoff nicht mit einer bestimmten Methode literarisch bearbeiten kann, den Stoff wechselt. Und doch ist es gerade das Interesse an der „Realität“ der Politik, an der „Realität“ der Macht, die Haslinger an den Schreibtisch zwingt, auch gegen den Realismus, und auch unter dem Bewusstsein, dass kein Roman dabei entstehen wird.

Noch 2006 drückt sich die „buchstäbliche Not-Wendigkeit von Engagement heute“ (Menasse 2006: 45), bei Robert Menasse deutlich aus, und verdrängt scheinbar mühelos die Liebe zur Literatur:

Was ist das für eine Welt, in der es eines Dichters bedarf, um Sie auf solch ein Phänomen, das Ihr Leben stärker betrifft als die Marke Ihres Handys, hinzuweisen? Ich will, verdammt noch einmal, Romane und Liebesgedichte schreiben (ebd. 125)!

Man könnte beinahe meinen, dass hier ein etwas naiver Realismus, als literarische Methode scheinbar abgeschafft, sich doch wieder Bahn bricht: denn warum sollte ein gutes Liebesgedicht nicht auch Wesentliches über „Realität“ aussagen? Warum also der Übergang auf andere Texte? Mit Sicherheit ist zum einen das Drängen, Kritik gerade jetzt produzieren zu

müssen, das Gefühl, mit dem Rücken zur Wand zu stehen, ein Grund dafür, dass vor der Frage nach der Möglichkeit von Kritik überhaupt die Frage nach der Möglichkeit von im engeren Sinn literarischer Kritik zur sekundären wird. Hinzu aber kommt die sehr ambivalente Position, in die die Kunst bereits in den 1970ern, innerhalb des literarischen Realismus gedrängt worden ist.

Alle vier hier behandelten Schriftsteller betrachten die Kunst immer wieder eingehend und explizit unter dem Aspekt ihrer gesellschaftlichen Rolle, und doch finden sich allgemeine Aussagen darüber, was Kunst u.v.a. wie Kunst dies zu leisten habe, nur in Ausnahmefällen. Der Grund hierfür liegt womöglich in einer als prinzipiell erkannten Unmöglichkeit, die „gesellschaftliche Wirkung“ von Kunst zweifelsfrei anzugeben. Damit ist nicht bloß die banale Frage der Rezeption gemeint; das Problem beginnt bereits mit dem künstlerischen Ausdruck. Wird nicht gerade der ästhetische Ausdruck als das Signum der neuen Macht betrachtet, die sich auf Realität nur noch in dem Sinn bezieht, als sie sie bloß darstellt? Und selbst wenn die durch Kunst dargestellte Realität von der der neuen Macht differiert; zeigt das nicht mehr als alles andere die Machtlosigkeit der Kunst, die sich mit der Darstellung irgendwelcher Phantasien, Utopien, jedenfalls mit scheinhaften Dingen befasst? Nicht zufällig bezeichnet Haslinger die von ihm kritisierte neue Politik als „ästhetisch“, Menasse übernimmt für die Beschreibung eben dieser Politik den kunstgeschichtlichen Begriff der Postmoderne, Schuh gibt dem Essay explizit den Vorzug vor dem literarischen Text. Es scheint, dass die „fortschreitende [...] Ästhetisierung der Realität“ (Böhme 1995: 48) gerade bei denjenigen, die ästhetische Darstellungen von Berufs wegen produzieren, einen gewissen Widerwillen gegenüber dem „Ästhetischen“ überhaupt erregt. Oder, um es differenzierter zu sagen: das Wissen um die Macht und die Schlüpfrigkeit des Ästhetischen geht einher mit einem grundlegenden Vorbehalt gegenüber Produkten, in denen sich Politisches und Ästhetisches vermischen. Man hat den Eindruck, Haslinger, Menasse oder Schuh - also drei der wohl bedeutendsten österreichischen Gesellschaftskritiker der letzten 30 Jahre - bemächtigen sich mitunter ein tiefsitzender Verdacht gegen die Kunst.

4. Scharangs materialistische Ästhetik

Ein Blick in zwei Essays, die Scharang bereits 1970 verfasst hat, könnte Aufschluss darüber geben, woher dieser Verdacht kommt. Scharang schließt

mit seinen Texten an die Tradition der materialistischen Ästhetik an, die bereits mit dem Briefwechsel zwischen Karl Marx, Ferdinand Lassalle und Friedrich Engels angesetzt wird, wendet sich jedoch vehement gegen die hier noch virulente Vorstellung, Kunst sei per se politisch progressiv, die ihm als gefährliche Meinung erscheint, die jede kritische Wirkung der Kunst gerade dadurch verunmöglicht, dass sie sie voraussetzt.

Nebenbei sei erwähnt, dass eine ähnliche Vorsicht noch heute beispielsweise bei Slavoj Žižek⁴ oder Jacques Rancière zu finden ist, die sich ebenso wie Scharang der Kunst dezidiert über ihren gesellschaftlichen Aspekt bzw. ihre politische Rolle nähern. So überschreibt Rancière zwar einen seiner Essays mit dem Titel: „Ist Kunst widerständig?“, gibt jedoch bereits zu Beginn zu verstehen, dass diese Aussage nur dann gehaltvoll sein kann, wenn das Fragezeichen ernst genommen wird: „Die Schwierigkeit, die dieser Titel stellt, lässt sich einfach ausdrücken: die Verbindung dieser beiden Worte ergibt unmittelbar einen Sinn. Aber er tut dies in der Welt der Meinung“ (Rancière 2008: 7).

Auch Scharang versucht in permanentem Rückgriff auf Walter Benjamins Aufsatz „Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit“, von 1936, eine gewisse Sensibilität für die ambivalente Position, die Kunst in einer „spätkapitalistischen“ Gesellschaft einnehme, gegen das traditionelle Klischee von einer Kunst, die, wenn sie „echt“ oder „wirklich“, auch schon widerständig sei, stark zu machen. Marx hatte noch angegeben, dass wirklich gute Kunst jederzeit die Grenzen, die ihr die Epoche setzt, in der sie produziert wird, übersteige. Insofern das Zeitalter des Kapitalismus besonders kunstfeindlich sei, zeige sich das Phänomen auf dieser historischen Stufe noch deutlicher. Georg Lukács paraphrasiert Marx und meint, dass im Zeitalter des Kapitalismus

[...] jeder wirkliche Künstler, jeder wirkliche Schriftsteller ein instinktiver Feind jeder derartigen Verzerrung des humanistischen Prinzips [sei]; unabhängig, davon,

⁴ In seinem Film **The Pervert's Guide to Cinema** (XXX) interpretiert Žižek eine Szene aus **Der große Diktator** von Charlie Chaplin. Es handelt sich um die Rede, die der kleine Friseur an Stelle des Diktators Hinkel hält. Sie handelt von Demokratie, Brüderlichkeit, etc., besteht eigentlich nur aus einer Zusammensetzung liberal-demokratischer Klischees. Doch als die Rede zu Ende ist, setzt überbordender Applaus ein, gerade so, als hätte Hinkel selbst die Rede gehalten. Der hier angesprochene Verdacht gegenüber der Kunst ist bei Žižek noch erweitert; nicht nur die Kunst ist völlig indifferent gegenüber den verschiedenen politisch-ideologischen Instrumentalisierungen, denen sie sich gegenübersieht. Sogar die Sprache ist es.

wie weit dies in den einzelnen schöpferischen Geistern bewußt wird (Lukács 1965: 213).

Weiter als Marx und Lukács geht Walter Benjamin in seinem 1936 veröffentlichten Aufsatz „Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit“, in dem er bekanntermaßen versucht, die neue gesellschaftliche Rolle der Kunst im Industrie- und Massenzeitalter zu beschreiben. Er geht davon aus, dass die Originalität und Einzigkeit und mit ihr die Aura des Kunstwerks der massenhaften Reproduzierbarkeit und einer neuen Form der Rezeption weichen müssten. Unsicherheiten zeigt Benjamin, was die Beurteilung dieser Veränderungen und die daraus entstehende neue Rolle der Kunst im gesellschaftlichen Kontext angeht. Scharang entwickelt nun seine Thesen unter ständiger Bezugnahme auf den Text Benjamins, geht jedoch, was das politische Urteil über die Kunst angeht, einen Schritt weiter. Gegen Benjamin, der die Tendenz dazu erkennen lässt, die technisch am weitesten entwickelten Kunstgattungen wie etwa Kino und Fotografie zumindest tendenziell in die Nähe einer progressiven (marxistischen) Politik zu stellen, macht Scharang klar, dass auch die technisch am weitesten entwickelten Kunstformen auf

Produktionsbedingungen [gründen], die in den Thesen über die Entwicklungstendenzen der Kunst reflektiert werden, [...] aber offensichtlich dieselben [sind], auf denen der Faschismus sich konstituieren konnte (Scharang 1970: 1).

Für ihn steht fest, „daß die technologischen Bedingungen an sich keine progressive Entwicklung garantieren“ (Scharang 1970: 17, vgl. Paul 1991: 153).

Gleichzeitig nimmt Scharang Benjamins Diktum, dass Kunst Politik sei, geradezu enthusiastisch an - gerade in dieser Auffassung sieht er die Wurzel jeder materiellen Ästhetik, in deren Rahmen er sich mit seinen Thesen ja bewegen will. Aus dieser Zusammenschau einer Vorstellung, die Kunst als jederzeit „auf Politik fundiert“ betrachtet, gleichzeitig jedoch nur bescheidene Hinweise dafür geben kann, wie eine solche Kunst in eine bestimmte politische Richtung zu lenken bzw. wie sie letztendlich politisch zu beurteilen sei, entsteht ein prinzipieller Verdacht, der grundsätzlich jedes künstlerische Werk treffen kann. Dieser wird besonders dann wirksam, wenn es sich um ein Kunstwerk handelt, das „scheinbar“ gesellschaftskritisch ist, aber eben nicht „wirklich“. Sowohl Scharang als auch später Haslinger, Menasse und Schuh kritisieren gerade die Werke von

Autoren, die als gesellschaftskritisch anerkannt sind, und versuchen in vergleichbarer Form, die in diesen Werken ausgedrückte Kritik als bloß scheinbare darzustellen. So beispielsweise Franz Schuh, der über die „scheinbar“ so widerständigen Texte Thomas Bernhards schreibt, es sei

keine Kunst zu erkennen, daß die österreichische Enge sich in den geläufigen Klagen darüber oft nur verdoppelt. [...] als den politischen Ernst der eingespielten Nähe von Enge und Klage darüber [hätten wir dann] eine mehr oder minder zukunftssträchtige Variante des alten Austrofaschismus (Schuh, 1987: 19f.).

Bei Scharang, der sich in seinen Essays nicht nur - wie Benjamin - gegen den „schönen Schein“, sondern gegen den der Kunst „wesentlichen Schein“ wendet, wird diese Denkfigur bereits überdeutlich. Gerade der vermeintliche Widerstand der Kunst, die „Meinung“ von ihrer Kritikhaltigkeit wird als eine Gefahr betont, die sich durch eine Kunst ergäbe, die durch ihre schiere Existenz zwar den Anschein von Widerständigkeit erregt, jedoch gerade dadurch beruhigend und verschleiern wirkt und so „wirkliche Kritik“ verunmöglicht. Durch Kunst würde „zugunsten des gesellschaftlich Unwahren und Anachronistischen herüberzuretten versucht, was dem vortechnischen Produktionsbegriff anhaftet: Sublimierung von Produktion zu Schöpfung“ (Scharang 1970: 17).

Und das bedeutet in Scharangs relativ traditionell marxistischem Vokabular: die Verschleierung der Produktionsbedingungen und mittelbar der Möglichkeiten ihrer Veränderung. Der Ruf nach Gesellschaftskritik wird um ein nicht unwesentliches Wort bereichert: *wirkliche* Gesellschaftskritik.

Die beiden ersten Seiten seines zweiten Essays widmet Scharang ganz der Ausarbeitung einer „wirklichen“ „Emanzipation“, die er gegen eine bloß scheinbare abgrenzt. Den falschen Begriff von Emanzipation verdeutlicht Scharang anhand der feministischen Bewegung. Deren Ziel wäre eine Gleichstellung von Mann und Frau, wodurch sich jedoch die Prolongierung der besonderen Stellung des Mannes ergebe (denn dieser fungiert in einem Modell, dass die Rechte und Pflichten der Frau den seinen annähern will, weiterhin als unhinterfragter Maßstab), und somit der gesellschaftliche Rahmen unangetastet bliebe. Wollte man wirkliche Emanzipation, so Scharang, dann müsse man gerade diesen Rahmen verändern. Bringt man nun diesen Ruf nach Veränderung des Rahmens mit dem oben skizzierten Auseinanderfallen von Realität und Realitätsvorstellungen zusammen, versteht man, dass es sich bei einer solchen Veränderung zunächst einmal um eine Transformation der Realitätsvorstellung handelt, des eigenen Blickes.

5. Der Anspruch an die Kunst

Hier, gleichsam durch die Hintertür, kommt die Ästhetik wieder zu ihrem Recht, denn allem Anschein nach kann es sich nur um eine ästhetische Lösung für ein ästhetisches Problem handeln. Mit Rancière könnte man sagen, es gehe um die Transformation des „ästhetischen Regimes“, der „Bedingungen der Möglichkeit ästhetischer Erfahrung“ (Rancière 2008: 43). Um diesen Aspekt, der gleichsam den Anspruch an die Kunst ausmacht und komplementär zum Verdacht gegen diese steht, konsequent aufzugreifen, fehlt jedoch der Maßstab, mithilfe dessen anzugeben wäre, ob man sich nun bereits außerhalb des „Systems“, der vorherrschenden Realitätsvorstellung befinde und somit eine Alternative produziere, oder, noch innerhalb dieses Systems, dessen Richtlinien bloß in einer irgendwie abgeleiteten Weise reproduziere. Kunst wird zwar jederzeit unter dem Vorzeichen ihrer gesellschaftspolitischen Relevanz rezipiert, jedoch fehlt ein Instrumentarium, das ihre Wirkung zweifelsfrei angeben könnte.

Scharang selbst versucht sich aus dem Problem, Kunst politisch wahrnehmen, aber nicht politisch definieren zu können, mit einem Rückzug auf den „Kunstproduzenten“ zu retten, oder mit der Forderung nach der Veränderung der ökonomischen und politischen Grundlagen der Kunstproduktion. Man merkt deutlich, dass es sich hier um Auswege aus einem tiefsitzenden Dilemma handelt, das innerhalb der Kunst nicht lösbar erscheint. Womöglich liegt hier der Grund für die seit den 1970ern peu a peu voranschreitende Ablösung des gesellschaftskritischen vom literarischen Diskurs, die selbst dort noch zu bemerken ist, wo sich die beiden Diskurse in ein und derselben Person kreuzen.

Unter Annahme der skizzierten Vorstellungen von Realität und Kunst wird es schwierig sein, die Kunst aus dem Bereich des Verdachts zu entlassen. Dass sich politisches Engagement demnach auf Textformen wie Essays, Reden, Interviews, oder gar auf Aktionen und Auftritte hin verlagert, scheint logisch. Und dass ein solches, immer wieder unterbrochenes und durch verschiedene Aussagen auf das Feld der Literatur rückgebundenes „Ausweichen“⁵ nicht viel von Lösung oder Beruhigung hat, mag gerade die Stärke und Beweglichkeit dieser Art Gesellschaftskritik ausmachen.

⁵ Gerade Menasse spricht immer wieder von der Bedeutung, die der Beruf des Schriftstellers hinsichtlich der Fähigkeit zur Kritik habe. Die relative Freiheit von diversen beruflich

Literatur

- Beilein, Matthias (2008): **86 und die Folgen. Robert Schindel, Robert Menasse und Doron Rabinovici im literarischen Feld Österreichs**, Berlin: Erich Schmidt.
- Benjamin, Walter (1963): **Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit**, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Böhme, Gernot (1995): **Atmosphäre. Essays zur neuen Ästhetik**, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Boltanski, Luc/ Thévenot, Laurent (2007): **Über die Rechtfertigung. Eine Soziologie der kritischen Urteilskraft**, übers. v. Andreas Pfeuffer, Hamburg: Hamburger Edition.
- Crouch, Colin (2008): **Postdemokratie**, übers. v. Nikolaus Gramm, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Fian, Antonio (1984): **Versuch, im Stillen Ozean zu schwimmen**. In: **Wespennest** 55/1984, 46-51.
- Haslinger, Josef (1996): **Hausdurchsuchung im Elfenbeinturm. Essay**, Frankfurt am Main: Fischer.
- Haslinger, Josef (1995): **Politik der Gefühle. Ein Essay über Österreich**. (2. überarbeitete Aufl.), Frankfurt am Main: Fischer.
- Haslinger, Josef/ Schuh, Franz (1987): „Kritisiert Österreich! „Politik der Gefühle“: Franz Schuh im Gespräch mit Josef Haslinger“. In: **Falter** 43/1987, 1-4.
- Kluge, Alexander (1984): „Zum Unterschied von machbar und gewalttätig. Die Macht der Bewußtseinsindustrie und das Schicksal unserer Öffentlichkeit“, in: **Merkur** 425/1984.
- Laemmle, Peter (Hg.) (1976): **Realismus - welcher? Sechzehn Autoren auf der Suche nach einem literarischen Begriff**, München: edition text + kritik 1976.
- Lukács, Georg (1965): *Einführung in die ästhetischen Schriften von Marx und Engels*. In: Lukács: Werke Bd. 10: **Probleme der Ästhetik**, Neuwied/ Berlin: Luchterhand, 205-231.

bedingten Interessen würde erst einen Blick ermöglichen, vor dem sich die Realität als eine bloß scheinbar „natürliche“, jederzeit veränderliche darstellt. Mitunter treibt diese Vorstellung über sich selbst hinaus, um vielleicht gerade dort wieder aufs im engeren Sinn Literarische zu treffen. Vgl. etwa Menasse 2009: 114f.

- Menasse, Robert (1992): **Das Land ohne Eigenschaften. Essay zur österreichischen Identität.** Wien: Sonderzahl.
- Menasse, Robert (2006): **Die Zerstörung der Welt als Wille und Vorstellung. Frankfurter Poetikvorlesungen,** Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Menasse, Robert (2003): „Freiheit oder Schicksal. Rede zur Verleihung des Fried-Preises“. In: **Der Standard** und der **Süddeutschen Zeitung** vom 29./30. 11. 2003.
- Menasse, Robert (2009): **Permanente Revolution der Begriffe. Vorträge zur Kritik der Abklärung.** Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Menasse, Robert (1990): **Sozialpartnerschaftliche Ästhetik. Essays zum österreichischen Geist.** Wien: Sonderzahl.
- Paul, Markus (1991): **Sprachartisten - Weltverbesserer. Bruchlinien in der österreichischen Literatur nach 1960.** Innsbruck: Institut für Germanistik.
- Rancière, Jacques (2008): **Ist Kunst widerständig?** hrsg. u. übers. v. Frank Ruda u. Jan Völker. Berlin: Merve.
- Scharang, Michael (1970): „Zur Emanzipation der Kunst. Benjamins Konzeption einer materialistischen Ästhetik“. In: **protokolle** 5/2, 1-21.
- Scharang, Michael: (1971): **Zur Emanzipation der Kunst. Essays,** Neuwied/Berlin: Luchterhand.
- Schuh, Franz (1990): *Über Literatur am Rande. Ein „statement“ zum Thema: „Die marginalisierte Literatur in der nicht-literarischen Öffentlichkeit“.* In: **Marginalisierung. Die Literatur und die neuen Medien.** hrsg. v. Friedbert Aspetsberger, Hubert Lengauer und Rolf Schwendter, Wien: ÖBV.
- Schuh, Franz (1987): *Beschreibung eines Wunsches. Die Grazer Autoren-Versammlung als Paradigma eines Schriftstellervereins der siebziger Jahre.* In: Friedbert Aspetsberger u. a. (Hg.): **Zeit ohne Manifeste? Zur Literatur der siebziger Jahre in Österreich,** Wien: ÖBV, 16-34.
- Žižek, Slavoj (2006): **The Pervert's Guide to Cinema.** (Film von Sophie Fiennes).

Ana-Maria Romițan/ Bogdan Mihai Dascălu
Bukarest

Titu Maiorescu Tagebuch – multikulturelle Aspekte

Abstract: Titu Maiorescu (1840 – 1917) is known in the Romanian culture not only as an important literary critic, minister of culture and politician, but also as the author of the bulkiest diary. He starts keeping this diary when he is 15 (in 1855) and goes on writing in it until the end of his life (in 1917). The Diary (**Jurnal. Tage- und Briefbuch** – what the original title sounds like) has been written in several languages (German, Romanian, French, partially in English and Italian) and proves Maiorescu’s multiculturalism. It contains numerous travel descriptions, which throw out pieces of information on the minister’s and literary critic’s interesting life. On account of these travels and through the contact with other European countries, Maiorescu has marked Romania’s spiritual and political life. In this article we analyse an excerpt from this diary, the travel to Europe (Bucharest – Vienna – Milan – San Remo etc.), which Maiorescu, then 52, and his wife undertake from 13th December 1892 till 9th January 1893. As we can gather from these detailed travel reports, these travels should be regarded as journeys of formation, which have contributed to the many-sided development of Maiorescu’s personality. Through it Titu Maiorescu becomes one of the first Europeans always on the move and in search of new experiences and challenges.

Keywords: Dairy, travel, interculturalism, multiculturalism, Europe.

Titu Maiorescu (1840-1917) ist in der rumänischen Kultur nicht nur als bedeutender Literaturkritiker und Gründer des Literaturkreises „Junimea“, sondern auch als Verfasser des umfassendsten Tagebuchs der rumänischen Literatur bekannt. Er beginnt sein Tagebuch im Alter von 15 Jahren (1855) während des Studiums an der Theresianischen Akademie aus Wien und schreibt daran bis zum Ende seines Lebens.

Eines der wichtigsten Merkmale seines Tagebuchs ist die Tatsache, dass Maiorescu seine „Însemnări zilnice“ (Tägliche Eintragungen) in mehreren Sprachen (Deutsch, Rumänisch, Französisch, zum Teil Englisch und

Italienisch) verfasst. Das spricht für Maiorescus Mehrsprachigkeit und deutet auf seine von Multikulturalität geprägte Persönlichkeit hin.

Aber nicht nur seine Mehrsprachigkeit führt zu dieser Behauptung, sondern auch seine Erziehung und Ausbildung, die durch den Einfluss mehrerer Kulturen geformt worden ist. Seine Ausbildung beginnt in Rumänien (Craiova, Braşov), er sieht sich aber noch während der Schulzeit gezwungen, mit 11 Jahren seine Heimat zu verlassen und die Schule weiterhin in Wien, an der Theresianischen Akademie fortzusetzen. 1851 zieht die Familie Maiorescu nach Wien und Titu wird im Oktober als „Externer Schüler“ im Theresianum eingeschrieben. Wie man vor allem aus dem ersten Teil des Tagebuchs erkennen kann, hat der junge Maiorescu hier nicht nur eine fundierte Allgemeinbildung genossen, sondern auch vom großen Angebot der Fremdsprachenausbildung profitiert. Neben der deutschen Sprache, die er sich vor allem durch Selbststudium aneignet, lernt er Französisch, Englisch, Latein und Italienisch. Das Interesse für dieses vielseitige Angebot an Fremdsprachen und für das multikulturelle Lernen eröffnen Maiorescu den Weg zu europäischen Sprachen und Kulturen. 1858 absolviert er als Klassenbesten die Theresianische Akademie.

Sein Studium führt ihn weiter nach Berlin, Gießen und Paris, wo er eine neue Kulturlandschaft kennenlernt. Man kann also behaupten, dass Titu Maiorescu ein Kosmopolit, ein Europäer im wahrsten Sinne des Wortes war.

Doch trotz der vielen Jahre, die er im Ausland verbringt, entscheidet sich Maiorescu nach Rumänien zurückzukehren und seinem Land zu dienen. Als Politiker, Kultusminister, Schriftsteller und Literaturkritiker entwickelt sich Maiorescu zu einer der wichtigsten Persönlichkeiten, die das kulturelle Leben Rumäniens in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts deutlich geprägt haben. Er gilt als Begründer der rumänischen Literaturkritik, als Förderer der rumänischen Literatur und als Reformator des Unterrichtswesens. 1864 gründet er in Jassy den Literaturkreis „Junimea“. Zwischen den Jahren 1874-1912 war er mehrmals Minister (Kultusminister, Erziehungsminister, Minister des Inneren, Minister des Äußeren) und zwischen 1912-1914 Ministerpräsident. Mit 34 Jahren wurde er zum ersten Mal zum Unterrichts- und Kultusminister gewählt und nahm sich vor, bedeutende Reformen im Unterrichtswesen durchzuführen. Er setzte sich für die Einführung des klassischen Gymnasiums ein, für die Umgestaltung des Schulsystems in Dörfern und für die Einführung der rumänischen Sprache als Hauptgegenstand in Schulen und Gymnasien. Gleichzeitig hat er Gesetze bezüglich der Reformen von Schulen und Universitäten erlassen und die

Herausgabe von literarischen Zeitschriften gefördert. Während seiner Amtszeit als Kultusminister hat er sich darum gekümmert, finanzielle Unterstützung für die Restaurierung des Klosters Curtea de Argeș zu bekommen.

Als Politiker, Literaturkritiker, Professor und Rektor in Jassy und Bukarest hat er einen bedeutenden Einfluss auf die Entwicklung der rumänischen Sprache und Orthographie und auf das kulturelle Leben Rumäniens ausgeübt.

Die Verbindung zu Europa, vor allem zu Österreich, Deutschland und Frankreich ist in Maiorescus Leben weiterhin präsent. Dabei bleibt Maiorescu zeit seines Lebens mit der westlichen Kultur stets verbunden und hat immer wieder das Bedürfnis den Kontakt mit ihr aufzunehmen. Deshalb unternimmt er zahlreiche Reisen im deutschen, italienischen, französischen Sprach- und Kulturraum. Viele dieser Reisebeschreibungen finden sich in seinem Tagebuch wieder. Sie geben nicht nur Auskunft über das aufregende Leben des Ministers und Literaturkritikers, sondern verbergen gleichzeitig Maiorescus Wunsch, das Neue, das Fremde, das Unbekannte kennenzulernen und zu entdecken. Außerdem bezeugen sie die Europäität dieser großen rumänischen Persönlichkeit, die durch den Kontakt mit dem Ausland und durch die darin gesammelten Erfahrungen das geisteswissenschaftliche und politische Leben Rumäniens geprägt hat.

Da er fließend Deutsch, Italienisch und Französisch sprach, war die Sprache für ihn kein einschränkender Wahrnehmungsfaktor, so dass Maiorescu direkten Kontakt zur fremden Kultur hatte.

Seine Reisen waren für die damalige Zeit (aber auch für heute) eine Herausforderung. Trotz der einschränkenden Reisemittel, die ihm am Ende des 19. Jh. zur Verfügung standen, hinterlegt er lange Strecken in sehr kurzer Zeit. Ein Beispiel dafür wäre die Reise, die er zwischen dem 13. Dezember 1892 und dem 9. Januar 1893, im Alter von 52 Jahren unternimmt¹.

Die Reise beginnt am 13. Dezember 1892, mit der Fahrt von Bukarest nach Sinaia, wo das Ehepaar Maiorescu für eine Woche im königlichen Kurort weilt. Am 20. Dezember fahren sie mit dem Zug nach Wien. Am Bahnhof Predeal reservieren sie ein Zimmer im Luxushotel Bristol, das sich direkt gegenüber der Wiener Staatsoper befindet. Sie kommen einen Tag später in der österreichischen Hauptstadt an, wo sie trotz des kalten Wetters einen

¹ Diese Europareise wird in Maiorescus noch unveröffentlichtem Manuskript *Caiet nr. 15* beschrieben.

schönen, aber hektischen Tag verbringen. Auch Anicuțas Erkältung hält sie nicht von den Spaziergängen und Einkäufen (u.a. beim Hofstätter, dem Schmuckhändler des Hofes) ab, so dass sich das Ehepaar nach diesem langen Tag mit einem guten Essen verwöhnen lässt.

Am nächsten Tag werden sie von einem Schneesturm um 5 Uhr morgens geweckt. Um 7 Uhr trinkt Maiorescu seinen Kaffee und kauft danach die Karten für den Abendzug nach Pontebba. Den restlichen Tag verbringt er mit der Lektüre aus Gobineaus **Inégalité des races humaines**.

Der Minister beschwert sich in seinem Reisebericht über die schlechten Reiseverhältnisse: Der Schneesturm hält an, die Fenster des unbequemen und veralteten Schlafwagens sind eingefroren. Der Zug muss mehrmals wegen des Schnees anhalten, so dass sie mit zwei Stunden Verspätung in Pontebba ankommen und den Anschlusszug verpassen.

Maiorescu kritisiert den schmutzigen Aufenthaltsraum im Bahnhof („ziemlich schmutzig, aber warm“) und das schlechte Essen („mittelmäßiges Kalbsschnitzel, guter Käse, haben uns selbst Tee gekocht, Chianti“). Das Ehepaar lässt sich auch hier nicht von der Kälte abschrecken und macht einen Spaziergang vor der Abfahrt nach Mailand, um 18:24.

Diesmal stellen die Reisebedingungen den Minister zufrieden: Der Schlafwagen ist „sehr gut“, so dass sie am Donnerstag, den 24. Dezember, um 6 Uhr 30 in Mailand ankommen:

Kalt, Schnee, aber wolkenlos, Vollmond; haben uns am Bahnhof gewaschen, einstündiger Spaziergang durch die Stadt bis zur Carvour-Statue; sind um 9 Uhr 5 Minuten aus Mailand nach Sanpiedarena (ein Faubourg, vor Genua) abgereist; hier um 12 Uhr, Buffet, haben den Zug gewechselt; bis hier viel Schnee und Winter, viele Tunnels, einer davon sehr lang (über 8 Kilom[eter], 8' Fahrt) aus Ronco. Um 12 Uhr 16 mit dem unangenehmen Zug aus Genua nach Ventimiglia, zu viele Tunnels, aber von nun an Frühling, tausende Orangen- und Zitronenbäume mit gelben Früchten, blühende Rosen usw. Um 4 Uhr 24 Minuten in San Remo, im Westend-Hôtel (Zimmer No 49, 2. Stock, mit kleinem Balkon (Lift), sehr sauber, guter Tisch mit schönem Blick aufs Meer, im Garten große Palmen, Rosen, weiß bekleidete Magnolien; das Feuer im Cheminée ziemlich überflüssig). Gutes Trinkwasser – Anicuța ziemlich erschöpft von der Reise, aber sonst wohl auf, der Husten ist verschwunden.²

Am nächsten Tag, Freitag, dem 25. Dezember, fahren sie mit der Kutsche auf der Via Berigo einkaufen. Nach dem Mittagessen im Hotel geht es

² Alle in der Arbeit vorkommenden Zitate sind Titu Maiorescus Manuskript des Tagebuchs **Jurnal, Caietul** 15, 15/22 septembrie 1892 – 28 iunie/10 iulie 1894, Biblioteca Academiei Române (BAR)-3656 entnommen.

weiter nach Mensone, wo sie zwei Stunden später eintreffen und im „Hôtel National, Zimmer 66, im 2. Stock (Lift)“ einziehen. Das Zimmer ist schön, aber das Ehepaar ist von der Stadt nicht so begeistert wie von San Remo und das Essen schmeckt hier auch nicht so gut.

Eine Woche nach der Abreise aus Rumänien fahren die Eheleute weiter und kommen am 26. Dezember über Monte Carlo in Nizza an. Das Tagebuch gibt genaue Auskunft über die Reise, über Reiseorte (Monte Carlo, Nizza), Reisemittel (Kutsche), Fahrkartenpreise (40 Fr. + 4 Fr. Trinkgeld), Dauer der Reise (2 ½ h), genaue Details über die Unterkunft, das Wetter usw. Über den Aufenthalt in Nizza hält Maiorescu Folgendes fest:

Im Hôtel de Anglais [eingezogen], Zimmer 66, 2. Stock, mit Meeresblick, großem Balkon, 2 Türen – Fenster, 1 großes Bett à 16 fr. pro Tag, table d'hôte 6 fr., Mittagessen getrennt (unangenehmes Restaurant im sous-terrain) à 10 fr. Spaziergang. Am Abend ins Theater gegangen, schlecht; danach ins Casino. Bewölkt.

Am Sonntag, dem 27. Dezember, wird Maiorescu von Halsschmerzen geweckt. Das hält ihn aber nicht davon ab wegzugehen und Karten für den **Barbier von Sevilla** (für den nächsten Abend) zu kaufen. Das Ehepaar isst zu Mittag auf der Promenade; Gigi (Kosename für Anicuța) verschlingt ein Duzend Austern, beide trinken Champagner und genießen die guten Speisen. Am Nachmittag besuchen sie das *La belle Hélène*, das elegante japanische Theater und am Abend gehen sie ins Casino. Zum Abendessen bestellen sie „viandes froides“, der Grund weshalb Maiorescus Halsschmerzen nicht vergehen. Dabei sollen ihm ein „Wasserumschlag um den Hals über die Nacht und ein Aspirin“ helfen.

Am nächsten Tag bleiben die Maiorescus im eigenen Appartement aus Nizza und erholen sich. Titu geht es besser und Anicuța ist auch der Genesung nahe. Vor der Weiterreise schickt Maiorescu ein Telegramm nach Wien, an Frau Mussieu im Hotel Imperial:

Suis demain Mardi jusque Vendredi 13 courant à Pegli, Hôtel Méditerranée.
Dimanche 15 à Milan, Grand hôtel Milan, Lundi 16 soir à Vienne Hôtel Sacher.
Vendredi 20 à Bucarest. Majoresco.

Danach fahren die Eheleute mit dem Zug nach Cannes und kehren zu Fuß nach Nizza zurück:

Um 10 Uhr 40 Minuten mit dem Zug nach Cannes, wo wir um 11 Uhr 32 Minuten angekommen sind; zu Fuß zum Bd. de la Croisette mit dem schönen Blick, rechts

auf das Schloss und auf den Esterel Berg, links auf die Lérins Inseln. Haben zu Mittag im großen, schönen ‚Grand Hôtel de Cannes‘ gegessen, wo wir den wunderbaren Garten genossen haben; gutes Essen à 5 fr.; danach Kaffee und Punch und im Anschluss zu Fuß nach Nizza, 3 Stunden 12 Minuten.

Den Abend verbringen sie nach dem „table d’hôte“ in der Oper. Maiorescu kann den Abend jedoch nicht genießen, weil er vom langen Spaziergang erschöpft ist. An dieser Stelle beschwert er sich im Tagebuch zum ersten Mal nach einer Woche wegen der Müdigkeit, so dass er am nächsten Tag (Dienstag, dem 29. Dezember) erst um 7 Uhr morgens aufsteht.

Am Vormittag ist Maiorescu mit dem Schreiben von Telegrammen beschäftigt: Ein Telegramm schickt er an General Vladesco in Sigmaringen und eines an die Verwaltung des Hotels Méditerranée aus Pegli, um ein großes, geheiztes Doppelzimmer für denselben Abend zu reservieren.

Das Tagebuch hält erneut einen ausführlichen Bericht des Tagesablaufes fest, wobei Maiorescu sowohl positive als auch negative Eindrücke beschreibt. Um 11 Uhr 30 Minuten verlassen die Eheleute Nizza, um Monte Carlo zu besichtigen. Sie sind von der Stadt begeistert, so dass man den Wunsch nach einer Rückkehr an diesen *eleganten* Ort erkennen kann.

Das Abenteuer geht aber weiter: Die Maiorescus reisen aus Monte Carlo um 15 Uhr 20 Minuten ab und fahren mit dem Zug nach San Remo, wo sie ein sehr gutes Essen, für nur 5 Fr. im Hôtel Europe, in der Nähe des Bahnhofs, genießen. Am selben Tag brechen sie nach Pegli auf:

Um 7 Uhr 15 Minuten abends mit coupé-lits nach Pegli, wo wir am Bahnhof eine Kutsche gewünscht haben, die uns zum Hotel fahren soll; großes, warmes Zimmer, aber sehr hässlich und armselig, im 2. Stock des Hôtel Méditerranée.

Am Mittwoch, dem 30. Dezember, verweilen sie in Pegli, ohne andere Ausflüge zu machen. Das einzige Ereignis, das im Tagebuch festgehalten wird, ist die Tatsache, dass sie das Zimmer gewechselt haben:

Wir haben das Zimmer mit einem großen Salon mit Balkon in der 1. Etage, N° 27, gutes Kamin, Gaslampe, gewechselt. Sehr gut, à 12 fr.

Am letzten Tag des Jahres 1892 unternimmt das Ehepaar einen kleinen Ausflug mit der Straßenbahn nach Genua:

[...] vom Bahnhof, zu Fuß, durch die via Balbi, Cairoli, Garibaldi bis via Roma, wo wir im Hôtel Isotta gegessen haben, danach durch die via Orefici zur Tramway, mit der wir nach Pegli zurückgekehrt sind.

Das Jahr neigt sich langsam dem Ende zu. Silvester wird aber nicht gefeiert, so dass das Tagebuch am 1. Januar 1893 mit Einträgen über erwartete Antworten auf Telegramme und Briefe beginnt. Auch gesundheitlich geht es den Beiden nicht so gut, da sie sich nach dem langen Spaziergang am Vortag eine Erkältung geholt haben.

Mit einem Auge blicken die Maiorescus auf das neue Jahr und auf die bevorstehende Rückreise in die Heimat. Gleichzeitig ist dies auch die Zeit, einen persönlichen Rückblick über das vergangene Jahr zu halten und ein Grund, gute Vorsätze für 1893 zu fassen:

Die Arbeit im letzten Trimester hat mich zu sehr ermüdet und die Reise in diesen Weihnachtsferien war zu lang, um mich richtig zu erholen. Hinzu kommt noch Anicutas und meine Erkältung. [Doch die Aufzeichnungen am 1. Januar enden mit einem pessimistischen Ton:] Ich bin ziemlich blasiert und ein ganz wenig gelangweilt vom Leben.

Dieser Satz kennzeichnet eigentlich auch das Ende der Reise, da sich das Ehepaar am Abend des 2. Januars bereits in Mailand befindet. An diesem Tag schickt Maiorescu 3 Telegramme nach Wien, um, wie gewohnt, im Hotel Sacher ein Zimmer zu reservieren und ein Treffen mit Frau Mussieu im Hotel Imperial zu vereinbaren:

Wir sind am Abend, um 11 Uhr 25 Minuten aus Mailand mit dem Sleeping weggefahren, in Pontafel am Sonntag, um 9 Uhr 45 Minuten angekommen; Schnee, Kälte; in Wien abends um 9 Uhr 45 Minuten eingetroffen, auf den Straßen hoher Schnee, eisig. Im Sacher, warmes Zimmer, N° 26, in der 1. Etage, à 5 ½ fr., mit elektrischem Licht.

Den Montagabend (4. Januar) verbringen die Beiden in der Oper, wo sie Pietro Mascagnis **Rantzau** sehen. Der nächste Tagebucheintrag verzeichnet den Dienstag, 5. Januar. Die Maiorescus schauen sich „die neue Operette **Fürstin Minetta** von Strauß, im Theater a. d. Wien“ an. Am selben Tag findet auch ein erneuter Versuch statt, Frau Mussieu zu treffen, doch er scheitert.

Am Mittwoch wechseln die Maiorescus das Hotelzimmer (*N° 19, wärmer und schöner*) und gehen ins Volkstheater, um sich „**Großstadtluft**, Schwank in 4 Aufzügen von O. Blumenthal und von Kadelburg“ anzusehen. Sie finden es vortrefflich und sehr gut gespielt.

Erst am 8. Januar 1893 verlassen sie Wien, da sie am Vortag wegen eines Schneesturms nicht planmäßig abreisen konnten. Trotz der pessimistischen

Einstellung am 1. Januar sind die Eheleute am Ende ihrer Reise glücklich und guter Laune: „Aber wir sehr fröhlich.“

Die erste Station der Rückreise ist Budapest, wo sie im Hotel Königin von England für ein paar Stunden verweilen. Hier kaufen sie 2 silberne Krüge für Kaffee und Milch, sowie ein Dutzend Gabeln für Austern. Am Abend um 9 Uhr 15 Minuten geht die Reise mit dem Sleeping nach Predeal weiter, wo sie am Samstag, dem 9. Januar, mit einer Verspätung von einer Stunde ankommen. Die Reise geht weiter nach Bukarest:

An der Grenze der immer freundliche Stationschef Bârsan. Nach 10 Minuten erreichen wir Sinaia [...]. Wir kommen in Bukarest um 12 Uhr 30 Minuten in der Nacht, mit einer 3 stündigen Verspätung an. Sind glücklich, wieder in unserem schönen, warmen Haus zu sein.

Was sich eigentlich mit *Ende gut, alles gut* übersetzen lässt. Gleichzeitig gelangen die Maiorescus zur Erkenntnis, dass es nach der wunderbaren Reise doch schön ist, wieder zu Hause zu sein. Dem Bericht entspringt demzufolge das Bild der zufriedenen Reisenden, die sich freuen, nach einer aufregenden Woche die eigene Heimat wiederzufinden.

Abschließend kann man bemerken, dass sich Maiorescu auf seinen Reisen zwischen Bukarest – Wien – San Remo – Mailand überall heimisch fühlt und dass all diese Bildungsreisen die Entfaltung seiner vielseitigen Persönlichkeit ermöglicht haben. Titu Maiorescu entwickelt sich dadurch zu einem der ersten Europäer, zum ewigen Reisenden, stets auf der Suche nach neuen Erfahrungen und Herausforderungen.

Literatur

Dicționarul general al literaturii române (2005), Bd. 3 (L-O), București: Editura Univers Enciclopedic.

Filimon, Domnica (1974): **Tânărul Maiorescu**, București: Albatros.

Lovinescu, Eugen (1972) : **Titu Maiorescu**, București: Minerva.

Lovinescu, Eugen (2001): **Istoria literaturii române contemporane**, Bd. 1, București: Minerva.

Maiorescu, Titu: **Jurnal, Caietul** 15, 15/22 septembrie 1892 – 28 iunie/10 iulie 1894, Biblioteca Academiei Române (BAR)-3656.

Ornea, Zigu (1997): **Viața lui Titu Maiorescu**, București: Du Style.

Simion, Eugen (1971): **De la Titu Maiorescu la George Călinescu: Antologia criticilor români**, București: Eminescu.

Rezensionen

Marianne Marki/ Karla Lupșan (2009): *Schwerpunkte der deutschen Grammatik. Der Artikel - Ein Lehr- und Übungsbuch*. Timișoara: Mirton Verlag, ISBN: 978-973-52-0550-8, 186 S.

Schwerpunkte der deutschen Grammatik. Der Artikel - Ein Lehr- und Übungsbuch bildet nicht lediglich einen weiteren Titel auf dem anscheinend weiterhin nicht gesättigten rumänischen Markt grammatischer Hilfswerkzeuge für Lehr- und Lernende.

Es handelt sich dabei vielmehr um die Erscheinung der vorerst letzten Komponente eines modularen Projekts der Temeswarer Germanistik, welches seit 1999 inzwischen acht (im Mirton Verlag) veröffentlichte Titel vorweist. Unter dem Namen „Schwerpunkte der Deutschen Grammatik“ erschienen bis jetzt Bücher, Themen wie: Präpositionen im Unterricht. Morphologie, die neue Rechtschreibung, das Verb, das Adjektiv, das Substantiv, wurden unter anderen behandelt.

Die Erwähnung dieser Titel ist keineswegs formell-pedantisch. Die Aufzählung macht eine Tradition sichtbar und ein kohärentes wissenschaftlich-didaktisches Handeln deutlich. In diesem Sinne ist auch die Vermeidung des verfassersichen Alleingangs durch konsequente Bevorzugung von Teamarbeit zu signalisieren. Dadurch entsteht nicht nur ein klar umrissenes Projekt sondern auch eine wahre Autorengemeinschaft gekennzeichnet durch konvergente Forschungsakzente und eine intensive Auseinandersetzung mit Erfahrungen der Unterrichtspraxis.

Ausschlaggebend ist aber die modulare Fügung der vorgelegten Lehr- und Übungsbücher – den letzten Titel über den Artikel eingeschlossen. Sie können sowohl autonom betrachtet und eingesetzt, als auch „mosaikartig“ zusammengefügt werden, d.h. sie sind sowohl individuell als auch seriell effektiv. Die Grundlage dafür ist die für die gesamte Serie „Schwerpunkte der deutschen Grammatik“ gemeinsame konzeptionelle und strukturelle Ausrichtung, die gleiche „Makrostruktur“, wie es Marki/ Lupșan selbst im Vorwort des Buches unterstreichen. Die Bausteine der Makrostruktur werden von den Autorinnen ebenfalls transparent gemacht:

- (1) die systematische Regeldarstellung,
- (2) der umfangreiche Übungsapparat mit über 100 Einheiten,
- (3) der integrierte Lösungsschlüssel und

(4) eine umfassende Liste von Funktionsverbgefügen mit dem bestimmten und dem unbestimmten Artikel im Anhang, welcher weiterführende Literaturhinweise vorangestellt wurden.

Der klare, übersichtliche Aufbau und der umfangreiche Trainingsteil entsprechen dem Publikumsprofil der Arbeit und ihrer Funktion. Sie wendet sich an Deutschlerner mit sprachlichen Grundkenntnissen und linguistischen Vorkenntnissen, als auch an Fortgeschrittene, die eine bessere Kontrolle des Artikelgebrauchs im Deutschen anstreben. Das Einsatzgebiet des Lehr- und Übungsbuches reicht von Schulen und Sprachschulen bis zum Hochschulbereich. Damit ist es für Selbstlernprozesse, kurstragend oder aber als Zusatzmaterial im Unterricht adäquat.

Der analytisch-deduktiv angelegte Einführungsteil liefert Definitionen und Klassifikationen, Regeln und Beispiele, die eine solide Erweiterung und Vertiefung von grammatischen Kenntnissen fördern. Die prägnanten kurzgefassten Erklärungen der Regeln ermöglichen eine schrittweise erfolgende Hinführung des Lernenden zur Bestimmung des Artikels. Die bis zu diesem Punkt erfolgte Regelassimilation wird noch vor dem eigentlichen Übungsteil durch anschließende Tests prüfbar gemacht. Der Übungsteil selbst ist umfangreich und illustriert getreu die Zielsetzung des Buches: die Befähigung der Lernenden zur Kontrolle, Erweiterung und Vertiefung von grammatischen Kenntnissen. Die Übungen sind abwechslungsreich und gehorchen einerseits einem Prinzip der steigenden Komplexität, erfahren aber auch eine thematische Organisation – eine Neuerung innerhalb der bisherigen Titel der Reihe „Schwerpunkte der deutschen Grammatik“. Auch ganzheitliche Texte werden als Material herangezogen, um satzübergreifende Strukturen als Übungshintergrund zu liefern.

Der Ton der Theoretisierung ist im Verhältnis zu den vorliegenden Beschreibungsansätzen des Artikels nicht polemisch markiert (siehe dazu die unterschiedlichen Darstellungen zum Umfang des Begriffs des Artikels). Problematische Stellen verbunden mit der systematischen Erfassung des Artikelgebrauchs werden mit Hilfe von Ausnahmeregelungen (durch eine Smiley-Figur markiert) gelöst. Insgesamt ist das Hauptanliegen der Verfasserinnen sichtbar, das kommunizierte grammatische Wissen durch eindeutige Anweisungen operationalisierbar zu machen. Besonders deutlich tritt das im Abschnitt „Tipps zum Artikelgebrauch“ zum Vorschein, in welchem über ein Dutzend Instruktionen im Sinne von „goldenen Regeln“ aufgelistet werden.

Leider sind die mit den expliziten Gebrauchsnormen verbundenen ikonischen/graphischen Zeichen nicht intuitiv nachvollziehbar, es gibt

keinen offensichtlichen kognitiven Zusammenhang zwischen Symbol und Tipp, so dass die Notation der Instruktionen dem Lernenden eher leicht verwirrend oder leicht willkürlich, zufällig als mnemotechnisch hilfreich vorkommt. Es handelt sich zwar um einen kleinen Rückschlag im Verhältnis zur durchaus erfolgreichen Vermittlungsstrategie der Autorinnen, doch wird damit ein Problem des graphischen Designs sichtbar, das zwar nicht unmittelbar zum auktorialen Aufgabenbereich gehört, aber doch die funktionale Effektivität des Ganzen berührt.

Kompensiert wird diese visuelle Schwäche allerdings durch den besonderen Problematisierungsinstinkt von Marianne Marki und Karla Luþşan, durch die scharfe Wahrnehmung pragmatisch relevanter Aspekte des Artikelgebrauchs verbunden mit den grammatischen, bzw. semantisch-pragmatischen Funktionen des Adjektivs. Besonders erfolgreich ist das Buch in der Darstellung und Bewusstmachung des textuellen Umfeldes des Artikels mit allen Formen seiner lexikalischen Nachbarschaften, dessen Fusionsmöglichkeiten mit Präpositionen und innerhalb von Funktionsverbgefügen und Phraseolexemen, dessen Fähigkeit, selbst abwesend bedeutsam zu bleiben. Es trägt dem ganzen unscheinbaren textuellen Gewicht des Artikels Rechnung.

Gabriel Kohn (Temeswar/ Wien)

Literatur im Streiflicht – Der neue Band der Hochschuldozentin Carmen Elisabeth Puchianu

Unter dem Titel **Literatur im Streiflicht** liegt ein Band literaturkritischer Auseinandersetzungen der Kronstädter Dozentin Carmen Elisabeth Puchianu bei Aldus vor. Der Untertitel – „Germanistische Aufsätze, Rezensionen, Würdigungen“ – deutet auf einen mehrperspektivischen Inhalt hin. „Schwerpunkte der Beiträge bilden Beschäftigungen mit einigen repräsentativen Autoren der deutschsprachigen Moderne, sowie mit Aspekten und Tendenzen der rumäniendeutschen Lyrik und Epik vom Ende des 20. bzw. aus dem ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts“, so die Autorin im Vorwort. (S. 5.)

Zwischen den einzelnen Beiträgen wird kein inhaltlicher Zusammenhang beabsichtigt, und der Band ist als ergänzende Handreichung für Studierende der Germanistik in Rumänien gedacht.

Die 153 Seiten des Bandes umfassen drei Beiträge zur deutschsprachigen Moderne, drei Aufsätze zur rumäniendeutschen Literatur sowie fünf Rezensionen, zwei Würdigungen und einen Bericht. Das literaturwissenschaftliche Interesse Puchianus gilt zunächst Thomas Mann, und zwar geht es einerseits um Überlegungen zu Thomas Manns Liebes- und Passionsgeschichten sowie um Thomas Manns asiatischem Prinzip in der Interpretation des **Zauberbergs**.

Die Beziehung zwischen Eros und Thanatos bildet den roten Faden für die Interpretation in dem Beitrag „Hier ist Eros im Spiel“. Wie sich Krankheit und Erotik verbinden lassen, zeigt Puchianu anhand der weiblichen und männlichen Figuren aus Manns Novelle **Der Tod in Venedig** und der späten Erzählung **Die Betrogene** auf. Bezüge zum einschlägigen Interpretationsraster werden jedoch auch zum **Zauberberg** und zu den **Bekanntnissen des Hochstaplers Felix Krull** hergestellt. Das Fazit der Autorin zeigt, dass es sich im Falle der besprochenen Texte um keine Liebesgeschichten im herkömmlichen Sinne handelt, sondern um „Passionsgeschichten“, in denen Erotik eher dem Tod sowie einer latenten Homoerotik verpflichtet bleibt.

Der nächste Beitrag zu Thomas Mann stellt das von Settembrini im **Zauberberg** angeführte „asiatische Prinzip“ zur Debatte. Im Kampf um die Welt ließen sich, laut Manns Gestalt, zwei Prinzipien erkennen: das asiatische, der Unbeweglichkeit und untätigen Ruhe verpflichtet, und das europäische, jenes der Rebellion und Umgestaltung. Puchianu interpretiert das asiatische Prinzip auf der Ebene des erotischen Spiels bzw. der erotischen Verstrickungen im **Zauberberg** zwischen Hans Castorp und

Clawdia Chauchat. Puchianu schlussfolgert, dass das asiatische Prinzip jede Form des interkulturellen Austausches verweigere, da „das kulturell Andersartige dem Autor als Ausdruck von hauptsächlich erotischer Heimsuchung“ (S. 36) diene.

Eine komparatistisch angelegte Untersuchung des Motivs des verlorenen Sohnes anhand einiger Texte von Kafka und Rilke schließt das Kapitel zur deutschsprachigen Moderne ab. Die Autorin deutet die Parabel in dem neutestamentarischen Gleichnis bei Lukas, dann bei Rilke in den **Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge** und abschließend in Kafkas Text **Heimkehr**. Es geht Puchianu darum, die Umdeutung der biblischen Parabel in der literarischen Moderne aufzuzeigen. Ihr Fazit: Die Funktion der beispielhaften Belehrung wird durch die Einsamkeit und den Individualismus der Gestalten sowie durch das offene Ende relativiert und somit der Ästhetik der Moderne angepasst.

Der zweite Schwerpunkt des Bandes liegt auf Aspekten der rumäniendeutschen Literatur der 80er Jahre sowie der Jetztzeit. Der erste Beitrag untersucht die Lyrik der 80er Jahre im Zusammenhang von Linientreue und Opposition anhand von Texten der Zeitschrift **Neue Literatur**. Die sich zunehmend verhärtende Kulturpolitik habe, so Puchianu, in den 80er Jahren zu einer tiefen Zäsur zwischen der „allgemein öffentlichen, d. h. offiziellen Erlebnisrealität“ und der „individuellen Erlebnisrealität des Dichters“ geführt. Man war einerseits verpflichtet, die offizielle Realität zu „besingen“, andererseits hatte die anhaltende Eiszeit den Rückzug in eine private Welt zur Folge. Dieser Zwiespalt wird anhand inhaltlicher Kriterien verdeutlicht: Gedichte über das Dichten, Dichter-Ich und Alltag, Jahreszeiten und Meteorologisches, Liebe (Erotik). Abschließend hebt Puchianu den Verdienst der **Neuen Literatur** hervor, oppositionelle Lyrik über Generationen hinweg gefördert und veröffentlicht zu haben.

Ein zweiter Beitrag zur rumäniendeutschen Literatur beschäftigt sich mit der 1988 veröffentlichten Lyrikanthologie **Der zweite Horizont** und deren literargeschichtlichen Stellenwert. **Der zweite Horizont** sei, so Puchianu, repräsentativ für den Ausklang der 80er Jahre, da einerseits schon viele der rumäniendeutschen Autoren ausgewandert waren, andererseits sich ein anbahnender Paradigmenwechsel zu erkennen gab.

Ein letzter Aufsatz zum Themenschwerpunkt „rumäniendeutsche Literatur“ ist einer Analyse des Romans **Die uns angebotene Welt** von Joachim Wittstock gewidmet. Puchianu strebt einen Vergleich zwischen Wittstocks Roman und Thomas Manns **Zauberberg** an. Puchianu veranschaulicht die

Verwandtschaft der Protagonisten Georg Härwest und Hans Castorp und zeigt somit den Bezug Wittstocks zu Mann im Sinne einer produktiven Rezeption auf. „Wittstock geht, vielleicht ohne zu wollen, den gleichen Weg wie Mann: Er erreicht mit zunehmendem Alter und schriftstellerischer Reife das Stadium des Parodisten und des Selbstparodisten [...]“ (S. 101.) . Im letzten Teil des Bandes sind zwei Würdigungen an Joachim Wittstock sowie Rezensionen zu seinen Romanen **Bestätigt und besiegelt** bzw. **Die uns angebotene Welt** und zu dem Essayband **Einen Halt suchen** enthalten. In diesen dritten Teil nimmt Puchianu weitere Buchbesprechungen auf, und zwar zu Richard Wagners Roman **Habseligkeiten**, Christel Ungar Țopescus Lyrikband **Wenn wir jetzt...**. Auch schließt die Autorin einen Bericht zu einer Lesung von Christian Haller und Nora Iuga ein. Alles in allem ist Carmen Elisabeth Puchianus Band „Literatur im Streiflicht“ zweifellos lesens- und diskussionswert. Erhältlich ist der Band beim Aldus-Verlag in Kronstadt (aldusro@yahoo.com) – (**Literatur im Streiflicht. Germanistische Aufsätze, Rezensionen, Würdigungen**, Kronstadt: Aldus-Verlag, 2009, ISBN: 978-973-7822-48-2, 15 RON.)

Delia Cotârlea (Kronstadt)

Alina Olenici-Crăciunescu (2009): *Die Reform der deutschen Orthographie und ihre Rezeption bei rumänischen und österreichischen Studierenden*. München:Verlag Dr. Hut, ISBN: 978-3- 86853-086-5, 279 S.

Das vorliegende Buch von Alina Olenici-Crăciunescu, eine leicht überarbeitete Fassung ihrer Dissertation, die sie unter der Betreuung von Frau Prof. Dr. Roxana Nubert verfasst hat, stellt einen wesentlichen Beitrag zur Debatte bezüglich der deutschen Orthographie dar. Die Arbeit gliedert sich in vier große Teile: Der erste Teil „Zur Geschichte der deutschen Rechtschreibung“ (2. Kapitel) und „Konsequenzen der gegenwärtigen Rechtschreibreform“ (3. Kapitel) steckt den theoretischen Rahmen der Untersuchung ab. Der zweite Teil präsentiert „Die orthographische Neuregelung: Für und Wider“ (4. Kapitel), die die Grundlage für die empirische Untersuchung bildet. Im dritten Teil „Zur Rezeption der orthographischen Neuregelung. Eine empirische Untersuchung bei Studierenden“ (5. Kapitel), dem Hauptteil der Arbeit, wird die empirische Untersuchung bei rumänischen und österreichischen Studierenden vorgestellt, die Ergebnisse dieser Untersuchung werden analysiert und ausgewertet. Der vierte Teil enthält außer einer summarischen Zusammenfassung der Ergebnisse, ein umfangreiches Literaturverzeichnis, den Wortlaut der Fragebögen von 2005 und 2006 zur Rezeption der Neuregelung von rumänischen und österreichischen Studierenden, ein Verzeichnis der Tabellen und die zahlreichen Diagramme zur Rezeption der orthographischen Neuregelung.

Diese umfangreiche Arbeit ist gleichzeitig ein Beweis dafür, dass die Verfasserin in der Lage ist, aktuelle Fragestellungen zur deutschen Orthographiereform aufzugreifen und wissenschaftlich zu bearbeiten. Dabei spielen ihr Forschungsinteresse, ihre persönlichen Erfahrungen als Deutschlehrer und ein Praktikum im Deutschen Bundestag eine Rolle.

Ausgangspunkt ihrer Forschungen ist eine empirische Untersuchung, die in den Jahren 2005 und 2006 an der West- Universität Temeswar und 2006 an der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck durchgeführt wurde. Hervorzuheben ist die wissenschaftliche Akribie, mit der diese Forschung durchgeführt wurde. Zuerst legt die Autorin die Ziele der Untersuchung fest, beschreibt den Untersuchungsgegenstand und stellt 18 forschungsleitende Hypothesen auf. Hieraus kristallisierten sich die Methodik der Untersuchung, die Art der Datenerhebung und die Festlegung der Stichproben. Nachher erfolgt die Planung und Durchführung der Befragung. Das gesammelte Material, also die Fragebögen, wurde bearbeitet, die

qualitativen Daten in Prozentwerten ausgerechnet, in Tabellen dargestellt und dann analysiert. Der Ertrag der Analysen wird von der Verfasserin übersichtlich zusammengefasst. Besonders wichtig ist die Zusammenfassung der Ergebnisse in Bezug auf die Ausgangshypothesen. Diese umfangreiche Studie enthält zwei Teile. Im ersten Teil wird die Akzeptanz der Neuregelung bei rumänischen Studierenden untersucht. Der zweite Teil fokussiert auf der Rezeption der Neuregelung von rumänischen und österreichischen Studierenden im Vergleich. Die Befragung an der West-Universität Temeswar, die auf das Verhältnis der Studierenden zur neuen Rechtschreibung, auf ihre Schwierigkeiten bezüglich der einzelnen Teile der Neuregelung und auf ihre konkreten Erfahrungen im Rechtschreibunterricht eingeht, gewährt einen Einblick in die Wahrnehmung der neuen Rechtschreibung aus der Sicht der Germanistikstudenten aus Rumänien, also der Fremdsprachler. Die Vergleichsuntersuchung mit 55 österreichischen Studenten der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck will insbesondere die Einschätzung der Muttersprachler zur Neuregelung ermitteln. Der Vergleich bringt interessante Ergebnisse: Die rumänischen Studierenden stützen sich eher auf ihre morphologischen und syntaktischen Kenntnisse, die österreichischen Studenten verlassen sich meistens auf das intonatorische und semantische Kriterium. Die wichtigsten Gründe für abweichende Abschätzungen sind das implizite Wissen und die muttersprachliche Kompetenz. Die Ergebnisse zeigen eine überwiegend positive Rezeption der Neuregelung sowohl seitens der rumänischen als auch der österreichischen Studierenden. So z. B. werden die Änderungen im Bereich der Zeichensetzung, die eine übersichtliche Gliederung des Textes vorsehen, als positiv empfunden. Allerdings sind auch Regeln vorhanden, die von den Studierenden negativ bewertet werden. Man kann auch einen Unterschied der Bewertung bei den einzelnen Gruppen der Studierenden feststellen. Während der Großteil der rumänischen Studierenden mit Deutsch als Fremdsprache die Getrennt- und Zusammenschreibung der Verbindungen aus Adjektiv + Verb und Adverb + Verb negativ bewertet haben, werden diese Verbindungen von den Studierenden, die eine deutsche Abteilung besucht haben, positiv eingestuft. Die Ergebnisse der Untersuchung zeigen auch, dass die Schwierigkeiten bei den rumänischen und den österreichischen Studierenden oft in unterschiedlichen Teilbereichen der Orthographie erscheinen, was auf den sprachlichen Hintergrund der Studierenden zurückzuführen ist. So z. B. wird die Getrennschreibung von Verbindungen aus Adverb + Verb aufgrund des intonatorischen Prinzips nur von den rumänischen

Studierenden abgelehnt, nicht aber von den österreichischen. Die Auswertung der erhobenen Daten wecken bestimmt das Interesse der Fachdidaktiker und der Deutschlehrer und somit wird Olenici-Crăciunescu Buch zu einer empfehlenswerten Lektüre für alle Deutschlehrer.

Die theoretische Grundlage für die empirische Untersuchung aus Kapitel 5 bildet das Kapitel 4, in dem bedeutende Probleme der deutschen Rechtschreibung behandelt und umstrittene Diskussionsthemen in der Fachliteratur dargestellt werden. Problemschwerpunkt der Neuregelung von 1996 mit den Änderungen von 2004 und 2006 stehen im Mittelpunkt der Diskussion. Bei der Analyse der Problemschwerpunkte, die sich im Rahmen der kontroversen Rechtschreibdiskussion herauskristallisiert haben, stellt die Verfasserin immer wieder den Zusammenhang zu früheren Reformbestrebungen her. In den Vordergrund werden die bedeutendsten phonetischen, morphologischen, syntaktischen aber auch pädagogischen Aspekte der umstrittenen Regelungen in den sechs Bereichen des amtlichen Regelwerks gerückt: Laut-Buchstabenzuordnung, Getrennt- und Zusammenschreibung, Schreibung mit Bindestrich, Groß- und Kleinschreibung, Zeichensetzung und Worttrennung am Zeilenende. Einige der vorgesehenen Änderungen werden angenommen, andere sind allerdings heftig umstritten. Die Verfasserin untersucht sachkundig sowohl die Gegenargumente als auch die Begründungen der umstrittenen Neuschreibung. Als besonders problematisch haben sich die Getrennt- und Zusammenschreibung, die Groß- und Kleinschreibung erwiesen und dementsprechend zu heftigen Diskussionen geführt. Bei einigen vom Rat für deutsche Rechtschreibung vorgesehenen Änderungen in den strittigen Bereichen wird vor allem der Sprachentwicklung und dem Sprachgebrauch Rechnung getragen. Die Verfasserin deckt die Vor- und Nachteile, die aus der Neuregelung erwachsen, auf und unterstreicht, dass aus der Debatte um das Für und Wider der orthographischen Neuregelung sich unterschiedliche Standpunkte zu ihrer Lehr- und Lernbarkeit sowohl im DaF- als auch im DaM-Unterricht entwickeln. Durch die Thematisierung der didaktischen Aspekte, die die Neuregelung mit sich bringt, ist diese Arbeit nicht nur für Fachwissenschaftler im Bereich der Orthographieforschung interessant, sondern auch für Fachdidaktiker und Deutschlehrer.

Zum besseren Verständnis der gegenwärtigen Rechtschreibdiskussion stellt die Autorin im einleitenden Kapitel die geschichtlichen Hintergründe der deutschen Orthographie zwischen 1876 und 2006 dar und analysiert sie. Nach einer kurzen Einführung in die Reformbestrebungen Ende des 19. Jahrhunderts (die I. Orthographische Konferenz von 1876 und die

Reformbestrebungen von 1876 - 1880) zeichnet sie den Weg der orthographischen Reform von der II. Orthographischen Konferenz 1901 bis zu den Reformbestrebungen zu Beginn des 21. Jahrhunderts. Sie gibt uns einen Überblick über die wichtigsten Reforminitiativen in dieser Zeitspanne. Dieser Blick in die geschichtlichen Hintergründe der deutschen Orthographie trägt dazu bei, „die aktuelle Entwicklung besser zu verstehen und auf diese Weise Antworten auf offene Fragen zu finden“ (2009: 11). Die Verfasserin zeigt, dass die Rechtschreibreform immer wieder heftige Diskussionen ausgelöst hat und dass es zu jeder Zeit sowohl Reformbefürworter als auch Reformgegner gegeben hat. Die verschiedenen Reformprogramme haben Stellungnahmen der verschiedenen Instanzen hervorgerufen. Deshalb analysiert die Verfasserin nicht nur die Reformprogramme im Laufe der Zeit, sondern sie informiert auch über die politischen, rechtlichen und wirtschaftlichen Faktoren, die bei deren Durchführung eine Rolle gespielt haben. Die Frage, wie Schüler, Eltern, (Schulbuch-)Verlage und das Parlament zu den Rechtschreibbestrebungen stehen, wird aufgeworfen und erläutert. Die Verfasserin weist auf die Konsequenzen der Reform nicht nur im Bildungswesen, sondern auch in der Wirtschaft hin und ist der Meinung, dass sich zwei Tendenzen feststellen lassen: eine eher positive Ansicht, die die Vorteile der Reform in Betracht zieht und die vor allem von den Germanisten vertreten wird und ein überwiegend negativer Standpunkt der Wirtschaftler. Die Reformgegner bringen als Argument für die mangelnde wissenschaftliche Qualität der Reform die zahlreichen Abweichungen der neuen Rechtschreibwörterbücher. Die Verfasserin kommentiert anhand von Beispielen die Unterschiede zwischen dem **Rechtschreibduden** (2006) und dem **Wahrig- Wörterbuch** (2006) und beweist, dass die Differenzen viel niedriger sind als dargestellt.

Fazit: Dieses leserfreundliche Buch von Alina Olenici-Crăciunescu wendet sich an alle, die daran interessiert sind, sich mit allen Aspekten der deutschen Orthographie auseinander zu setzen. Die Verfasserin hat durch eine eingehende Analyse gezeigt, wie die Neuregelungen der Rechtschreibung von rumänischen und österreichischen Studierenden aufgenommen werden und es ist ihr gelungen diese Rezeption vor den Hintergrund der öffentlichen Diskussion über die Reform der deutschen Orthographie zu stellen. Bei dieser Untersuchung stützt sie sich auf die neueste Forschungsliteratur zu diesem Thema und auf ihre Erfahrungen als Deutschlehrer. „Die gewonnenen Erkenntnisse können in der Praxis

berücksichtigt werden und als Grundlage für weitere Untersuchungen dienen“ (2009:199) unterstreicht die Verfasserin selbst.

Marianne Marki (Temeswar)

Carmen Elisabeth Puchianu (Hrsg.) (2010): Kronstädter Beiträge zur germanistischen Forschung, Band XII, Kronstadt: aldus-Verlag.

Der zwölfte Band der Reihe Kronstädter Beiträge zur germanistischen Forschung enthält Arbeiten, die im Rahmen der zwölften Internationalen Tagung Kronstädter Germanistik im März 2009 zum Thema „Lachgeschichte(n). Humor und seine Spielarten in der deutschen Sprache und Literatur“ vorgetragen wurden. Er umfasst insgesamt 23 Arbeiten (4 davon aus dem Ausland), 12 davon zum Bereich Literaturwissenschaft, 9 sind sprachwissenschaftliche Beiträge und 2 zum Bereich Didaktik. Der Band wird durch eine Auswahl von Rezensionen (5 In- und 2 Auslandsbeiträge) ergänzt, deren Gegenstand Bücher und Bände rumäniendeutscher AutorInnen bzw. In- und AuslandsgermanistInnen darstellen.

Neu ist an diesem Band, der jährlich erscheint und dessen Nummer auf die jeweils im Vorjahr stattgefundene Tagung hinweist, dass alle Arbeiten eine Zusammenfassung in englischer Sprache beinhalten, dass das Inhaltsverzeichnis auch auf Englisch erscheint und dass außer den Beiträgen auch Rezensionen veröffentlicht werden.

Der literaturwissenschaftliche Teil wird mit dem Beitrag von Roxana Nubert (Temeswar) eingeleitet. Die Autorin untersucht in ihrer Arbeit die Wirkung ironischen Schreibens beim ehemaligen Mitbegründer der Aktionsgruppe Banat, Johann Lippet. Aufgrund der Erzählung *Der Totengräber* hebt die Autorin den aparten Humor und die ans Groteske grenzende Ironie des Schriftstellers hervor, „für den Ironie nicht nur Stilmittel bedeutet, sondern seine Art, die rumäniendeutsche Welt aufzunehmen und wiederzugeben“.

Gabriella Hima (Budapest) weicht in ihrer Arbeit vom Thema der Tagung insofern ab, dass sie weder die deutsche Sprache noch die deutsche Literatur zum Gegenstand ihres Beitrags macht, sondern den deutschen Habitus. Thema ihres Beitrags ist eine fiktive Reisebeschreibung aus dem Erzählzyklus *Kornel Esti* des ungarischen Autors Dezső Kosztolányi, in der die Eindrücke und Erfahrungen eines Ungarn, der sich in Deutschland auf Studienreise befindet, ironisch-satirisch dargestellt werden.

Elisabeth Berger (Wien/ Jassy) geht in ihrer Arbeit auf Carmen Elisabeth Puchianus Erzählung *Der Begräbnisgänger* ein. Darin wird uns ein Einblick in die Theorie des Komischen geboten und durch passende Textbeispiele gezeigt, wie im Werk die Tragik des Todes mit einer nahezu absurden Komik meisterhaft verflochten wird.

In ihrem Beitrag teilt Carmen Elisabeth Puchianu (Kronstadt) einiges aus ihren Erfahrungen „als Theatermacher(in) auf dem Weg vom literarischen zum Improvisationstheater“ mit. Die gar nicht logische Assoziation zwischen Komödie und Finsternis wird anhand im Laufe ihrer Tätigkeit selbst eingesetzter Licht-Dunkelheit-Effekte dargestellt und dem Leser somit ein Anhaltspunkt zum besseren Verstehen kontrastbetonter Inszenierungen geboten.

Delia Cotârlea (Kronstadt) greift das Thema des in Nostalgie geratenen politischen Witzes in der sozialistischen Gesellschaft auf. Nach den theoretischen Ausführungen zum Wesen des Witzes und insbesondere zum politischen Witz als Widerstand und Reaktion gegen ein totalitaristisches Regime werden mehrere Witze „zitiert“, die vor 1989 in Rumänien bekannt waren.

Ioana Diaconu (Kronstadt) weist auf die „Mehrfachbegabung“ von Günter Grass als Schriftsteller und als Künstler hin. Die Wechselwirkung zwischen Bild und Schrift sowie das Zusammenspiel der beiden Ausdrucksformen werden in der Arbeit eingehend untersucht.

Sunhild Galter (Hermannstadt) stellt den Schwank als humoristische Kurzprosaform vor. Die Geschichte des Schwanks wird von der Verfasserin konzis dargestellt, danach wird auf dessen wesentliche Merkmale namentlich im Vergleich zum Witz eingegangen. Schließlich werden die theoretischen Ansätze durch einen Eulenspiegel-Schwank (der im Anhang den Beitrag ergänzt) betont.

Der grotesk geschilderte Karneval der akustischen Masken in Elias Canettis Die Blendung stellt das Thema des Beitrags von Iulia Elena Zup (Jassy) dar. Zuerst wird der Begriff der „akustischen Maske“ eingehend untersucht. Die Analyse der Autorin betrifft nicht nur die Romanfiguren, sondern auch die bewusste Verwendung der Sprache seitens des Autors zur Erzeugung von Komik.

Die parodistischen Elemente in Jan Švankmajers Film Faust werden von Robert Gabriel Elekes (Kronstadt) ausführlich beschrieben und diskutiert. Er weist dabei auf die einzelnen Szenen hin, aufgrund deren die Parodie oder, wie der Verfasser sagt, „eine Parodie einer Parodie“ gestaltet wird.

Cristina-Andreea Pascu (Großwardein) beschäftigt sich in ihrer Studie mit der Komik bei den österreichischen Kinder- und Jugendbuchautoren Christine Nöstlinger und Thomas Brezina. Sowohl die Rolle der Komik als auch ihre Gestaltungsformen werden von der Autorin eingehend untersucht. Sie weist darauf hin, welche Mittel zu diesem Zweck genutzt werden

(Gestalten, Sprache, Illustrationen usw.) und welche Wirkung damit erzielt wird.

Eine zweite Arbeit über Film ist jene von Renate Alice Crişan (Großwardein). Dürrenmatts *Der Richter und sein Henker* wird aus zweifacher Perspektive betrachtet: erstens als Kriminalroman und zweitens als Verfilmung. Die Untersuchung betrifft folglich zuerst die Merkmale des Genres, so wie sie im Roman zu erkennen sind oder auch nicht. Danach wird der Film in seiner Rollenbesetzung und seinem Bezug bzw. seinen Abwandlungen zur literarischen Vorlage dargestellt.

Der Beitrag von Judit Szűcs (Großwardein) schließt den literaturwissenschaftlichen Teil des Bandes ab. Die Verfasserin setzt sich darin mit dem Klischee des idyllischen Dorfes in Gert Jonkes *Geometrischem Heimatroman* auseinander. Sie unterstreicht dabei das Spiel mit der Erzählperspektive und -technik (und implizite mit Raum und Zeit) sowie die eigentümliche Beschreibungsmethode, wodurch die konventionellen Heimatgeschichten parodiert werden.

Der sprachwissenschaftliche Teil beginnt mit Mihaela Parpaleas (Kronstadt) Arbeit zur Gestaltung und zum Einsatz von Sprach- und Wortwitz in der Alltagssprache. Der theoretische Teil des Beitrags umreißt unter anderem die Begriffsbestimmung und die pragmatischen Voraussetzungen von Wortspiel, (Sprach)Witz, Konnotat und Ambiguität. Die Entstehung der witzhaften Wortassoziationen und lexikalischer Ambiguitäten wird ausführlich erklärt und mit Beispielen belegt.

Die Arbeit von Kinga Gáll (Temeswar) untersucht die menschlichen, d.h. physiologischen und psychischen Mechanismen bzw. Wirkungen des Lachens. Erst werden die medizinischen Aspekte des Lachens hervorgehoben und anschließend die positiven Auswirkungen des Lachens auf die Gesundheit dargestellt. Die Aussagen werden durch phraseologische Fügungen zum Thema „lachen“ ergänzt.

Hermine Fierbinţeanu (Bukarest) führt eine Vergleichsstudie zum Witz im Deutschen und im Rumänischen durch, und zwar am Beispiel der Witze, die durch Sprachspiele entstehen. In der Arbeit geht die Autorin nach der Begriffserklärung auf die sprachliche und die pragmatische Realisierung des Witzes ein. Dieser Beitrag unterstreicht die kulturelle Spezifik der Textsorte Witz und die Unübersetzbarkeit der Witze, die durch sprachliche Mehrdeutigkeit entstehen.

Im zweiten Beitrag zur Phraseologie analysiert Astrid Agache (Jassy) Redewendungen der Umgangssprache mit dem Verb/ Nomen „lachen/ Lachen“. Die Arbeit bietet eine genaue Untersuchung des Lachens als

Ausdrucksverhalten mit all seinen physiologischen Implikationen und bringt zahlreiche Redewendungen (manche davon mit ihrer Entsprechung im Rumänischen) als Beleg für die angeführten theoretischen Feststellungen.

Lora Constantinescu (Bukarest) widmet ihre Studie dem Witz und Humor in der Werbung. Davon ausgehend, dass Werbung ein Bestandteil unserer Alltagskultur ist, geht die Autorin auf die sprachliche Realisierung des Humors in den Werbetexten ein. In zahlreichen passenden und erläuterten Textbeispielen zeigt sie, wie durch Wortwitz und -spiel die Rezipienten angesprochen werden können. Die Arbeit umfasst auch einen Anhang mit acht Abbildungen zur Veranschaulichung der Beispiele.

Daniela Vladu (Klausenburg) untersucht die Ad-hoc-Bildungen in der Kinderliteratur am Beispiel des Romans *Der satanarchäolügenialkohöllische Wunschpunsch* von Michael Ende. Nach den theoretischen Informationen stellt die Verfasserin eine Tabelle einer Reihe von Ad-hoc-Bildungen aus dem Roman auf und analysiert diese im Hinblick auf die Art der Wortbildung, ihre Konstituentenstruktur und ihr Lexikalisierungspotenzial.

Der Beitrag von Roberta Rada (Budapest) stellt eine textlinguistische und textstilistische Analyse der Gattung Kriminalroman dar. Sie ermittelt die textuellen Mittel und Strategien, mit deren Hilfe der Autor seine Leser zum Lachen bringen kann und die mehrfachen Funktionen des Humors in einem solchen Text.

Die Arbeit von Doris Sava (Hermannstadt) hat die Darstellung der Gewalt in der deutschen Phraseologie zum Gegenstand. Das umfangreiche Korpus der Arbeit wird aus phraseologischen Einheiten gebildet, die unter diesem Oberbegriff zusammengefasst werden können. Die Korpusanalyse veranschaulicht sowohl die phraseologische Vielfalt des Komponentenbestandes, der zum Ausdruck des Begriffes „Gewalt“ dient, als auch die semantische Differenzierung der Phraseologismen, die diesen Begriff thematisieren.

Die letzte sprachwissenschaftliche Arbeit wurde von Ioan Lăzărescu, Diana Ioniță, Marianne Koch und Hermine Fierbințeanu (Bukarest) verfasst und gründet auf vier international angelegten Kooperationsprojekten. Die vorgestellten Projekte, die von Lehrkräften der Fremdsprachenfakultät der Universität Bukarest getragen werden, befassen sich schwerpunktmäßig mit den neuesten Theorien zur Fremd- und Zweitsprachendidaktik, mit Zwei- und Mehrsprachigkeit sowie Multi- und Plurikulturalität. Ziel des Projektes ist die Befähigung zur Kommunikation, zum Studieren und Arbeiten in den EU-Ländern, aber auch das Verständnis für fremde Kulturen und der Abbau von Fremdenfeindlichkeit.

Ilona Feld-Knapp (Budapest) ist die Autorin des ersten der beiden Beiträge zum Bereich Didaktik, der sich mit dem Einsatz von humorvollen Texten im DaF-Unterricht auseinandersetzt. Darin werden verschiedene Möglichkeiten vorgestellt, wie Lernende im Unterricht durch solche Texte auf die Begegnung mit der fremden Kultur vorbereitet werden können. Anhand der Beispieltexte wird veranschaulicht, wie die humorvollen Effekte in einem fremdsprachigen Text erschlossen werden können.

Im letzten Beitrag des Bandes geht die Verfasserin Adriana Ionescu (Bukarest) auf Aspekte der Notizentechnik im Konsekutivdolmetschen ein, und zwar mit besonderer Berücksichtigung der Wiedergabe von Humor. Der Beitrag weist auf die „Gefahren“ bei der Verwendung von Humor hin und erläutert die Strategien zu deren Vermeidung. Außerdem werden einige der typischen Schwierigkeiten der Notizentechnik erwähnt und mögliche Lösungsvorschläge aus didaktisch-methodischem Sichtpunkt geboten.

Die Bücherschau umfasst Rezensionen zu folgenden Büchern: Ilona Feld-Knapp (Hg.): *Deutsch als Fremdsprache – Sprachdidaktische Überlegungen zu Wortschatz und Textkompetenz*, Budapest: Ungarischer Deutschlehrerverband, 2009 (Gabriella Sándor, Darmstadt); Richard Wagner: *Miss Bukarest – Miss București*. In rumänischer Übertragung von Carmen Elisabeth Puchianu, București: RAO, 2009 (Delia Cotârlea, Kronstadt); Mariana-Virginia Lăzărescu: *„Schau, das Leben ist so bunt“*. Selma Meerbaum-Eisinger, Karin Gündisch und Carmen Elisabeth Puchianu: *drei repräsentative deutsch schreibende Autorinnen aus Rumänien*, Berlin: Wissenschaftlicher Verlag, 2009 (Delia Cotârlea, Kronstadt); Mariana-Virginia Lăzărescu: *Die Stilistik – Eine Disziplin zwischen den Stühlen? Wissenschaftliche Ansätze zu Stilbegriff, Stiltheorien und Stilanalysen*, București: Editura Universității din București, 2009 (Beate Petra Kory, Temeswar); Delia Cotârlea: *Schreiben unter der Diktatur: Die Lyrik von Anemone Latzina. Ein monografischer Versuch*, Frankfurt a.M.: Peter Lang, 2008 (Iulia-Karin Patrut, Trier); Roxana Nubert (Hg.): *Temeswarer Beiträge zur Germanistik, Band 6*, Temeswar: Mirton Verlag, 2008 (Beate Petra Kory, Temeswar); Joachim Wittstock: *Einen Halt suchen*, Hermannstadt: Hora Verlag, 2009 (Carmen Elisabeth Puchianu, Kronstadt).

Der Band schließt mit der Liste der Autoren und Autorinnen.

Kinga Gáll (Temeswar)

Eleonora Ringler-Pascu (2009): *Kurzdrama – Minidrama*. Unter Mitarbeit von Gottfried Schnödl, Timișoara: Excelsior Art 2009.

In einer schnelllebigen Zeit wie jene der Gegenwart ist jede Art der Reduktion auf das Wesentliche willkommen. Kürze, Konzentration, Minimalismus wirken erfrischend, schlagfertig, passend zum allgemeinen beschleunigten Lebensrhythmus und zur modernen Pragmatik der Kommunikation. Die Literatur reagiert ebenfalls auf die Rastlosigkeit der Zeit mit deutlich verknüpften Formen: der lakonischen Lyrik, der Kurz- und Kürzestgeschichte, dem Kurz- oder Minidrama. Kürze in der Literatur erfordert aber, mit Charles Baudelaire gesprochen, mehr Mühe als Weitschweifigkeit, sowohl beim Schreiben als auch beim Lesen und erst recht beim Interpretieren. Eleonora Ringler-Pascu hat diese Mühe bei der Untersuchung der Gattung Kurzdrama/Minidrama nicht gescheut.

Mit ihrem neuen Buch setzt die Temeswarer Forscherin eine langjährige Beschäftigung mit dem vor allem österreichischen zeitgenössischen Theater fort. 1998 erschien ihre Dissertation, *Unterwegs zum Ungesagten. Zu Peter Handkes Theaterstücken „Das Spiel vom Fragen“ und „Die Stunde da wir nichts voneinander wußten“ mit Blick über die Postmoderne*, im Frankfurter Peter Lang Verlag. Zwei Jahre später publizierte Eleonora Ringler-Pascu eine thematisch umfassendere Arbeit, *Österreichisches Gegenwartstheater zwischen Tradition und Innovation* dieses Mal im Temeswarer Excelsior Verlag, dem sie auch mit ihrem neuesten Buch treu geblieben ist.

Die derzeitige Dozentin für Theaterwissenschaft legt mit ihrer neuesten Publikation ein einführendes Lehr- und Arbeitsbuch zu einer immer noch etwas stiefmütterlich behandelten Form des Dramas vor. Wie sie selbst bemerkt, eignete sich das Thema Kurzdrama/Minidrama vortrefflich für ein didaktisches Experiment, nämlich für die Reflexion über das „kreative Schreiben“ und seine Umsetzung im universitären Unterricht und diente zugleich dem Versuch „Studierenden und Theaterliebhabern den Weg zum Verstehen der dramatischen Texte, insbesondere der Kurzdramen zu ebnet“ (S. 11).

In diesem Sinne entspricht auch der Aufbau des Buches einer wohltemperierten und überschaubaren Kombination von Theorie und interpretatorischer Praxis an einem repräsentativen Textkorpus. Zu Beginn versucht die Verfasserin die Komplexität der Begriffsbestimmung „Minidrama“ in der (Forschungs-) Literatur zu synthetisieren und die Konkurrenz mit synonymisch verwendeten Ausdrücken wie „Kurzstück“, „Kurzdrama“, „theatralische Kurzgeschichte“, „Einakter“ oder „Fragment“ zu durchleuchten. Dabei ergeben sich die typischen formellen Merkmale des

Minidramas, auch wenn die Autoren dieser Gattung, gemessen an antiken und klassischen Vorstellungen, eine „Verdrängung des festen Formanspruchs“ (S. 15) anstreben und sich vielfältig in Richtung Spiel und Experiment bewegen. Das führt zunächst zu einer quasi überwuchernden Begrifflichkeit des Phänomens. Eine allerdings besondere Problematik von Minidramen liegt, so Ringler-Pascu, „in ihrer Unaufführbarkeit, in den meisten Fällen, wegen der Kürze und dem oft eintretenden Fragmentcharakter, aber auch wegen dem Mangel an Dialog und Handlung oder, weil sie nur noch aus Nebentext bestehen.“ (S. 16).

Im zweiten Kapitel ihres Buches widmet sich die Verfasserin kurz der Geschichte der Gattung, die bis ins 18. Jahrhundert zurückreicht, und ihren Formen. Auf dem Weg zum heutigen Minidrama markieren vor allem Strindbergs, Zolas, Schnitzlers, Maeterlincks, Hofmannsthals und Wedekinds Einakter, wie auch die kurzen Stücke von Beckett, Ionesco und Genet grundlegende Entwicklungen, die über vielfältige Variationen schließlich zum Kurzdrama des 20. Jahrhunderts führten. Bei diesem semantisch offenen und oft selbstreflexiven Texttyp bemerkt die Autorin eine Dominanz des komischen Genres. Allerdings handle es sich nicht mehr um eine ungebrochene, sondern tragische, groteske, ja absurde Komik.

Nach der theoretischen Auseinandersetzung mit dem Minidrama folgt, im dritten Kapitel des Buches, eine Reihe von Kurz- und Kürzestinterpretationen der anschließend angeführten Beispieltexthe repräsentativer österreichischer Autoren. Es sind konzentrierte Lesarten mit einem steuernden Denkipulscharakter, die vielmehr auf Interpretationsmöglichkeiten bezüglich der literaturhistorischen und gattungsmäßigen, insbesondere strukturellen Einordnung der kurzen Dramentexte verweisen. So thematisieren sie z.B. die Nähe des Minidramas zur konkreten Poesie bei Gerhard Rühm (*dieses stück spielt im duschraum des theaters*), Ernst Jandl (*parasitäres stück*) oder Peter Handke (*Sprechstücke*), jene zum grotesk verfremdeten Grimmschen Märchen oder den Hanswurstiraden barocker bis romantischer Zeit bei Hans Carl Artmann (*attila ante portas; die zyklopin oder die zerstörung einer schneiderpuppe. pantomime mit indizierter musik & rezitation*) oder jene zu kabarettistischen Texten in den „Dramoletten“ Thomas Bernhards (*Claus Peymann kauft sich eine Hose und geht mit mir essen*). Auch moderne Techniken der Bildkunst – Montagen und Collagen - instrumentalisieren Kurzdramen mit besonderer Raffinesse, wie Eleonora Ringler-Pascu an Texten von Elfriede Jelinek (*Der Wald*) oder Peter Handke (*Zugauskunft*) aufzeigt. Zu den relevanten Stichworten dieser „Lesarten“ gehören ebenfalls jene, die sich auf Tendenzen des Minidramas beziehen:

jene zum „konkreten theater“ bei Gerhard Rühm, zum Metatheater bei Wolfgang Bauer (*Lukrezia*), zur Miniatur-Posse oder Miniatur-Groteske bei Thomas Bernhard, zum „gag“ in Szenenform bei H. C. Artmann oder zum „Sprachspiel“ bei Peter Handke.

Den Interpretationsvorschlägen folgen im vierten Kapitel des Bandes die Texte der „modellhafte(n) Minidramen“ der bereits besprochenen Autoren.

Das fünfte Kapitel, entstanden unter Mitarbeit von Gottfried Schnödl, behandelt die Problematik des kreativen Schreibens, die wesentlich zum Gelingen des didaktischen Experiments und des vorgelegten Buches geführt hat. Da kreatives Schreiben in rumänischen Schulen und an rumänischen Universitäten noch ein gewisses Neuland darstellt, versucht der Verfasser des Kapitels zunächst Begriff und Bereich zu definieren. „Kreatives Schreiben“ hat sich vor allem als didaktische Methode im Sprach- und Literaturunterricht, wie auch als Forschungsgegenstand unterschiedlicher Wissenschaften, wie der Psychologie, Kulturwissenschaft, Anthropologie und Ethnologie etabliert. Eingesetzt wird es, wie Schnödl bemerkt, nicht nur zur Verbesserung von Sprachkompetenzen, sondern auch zum Formen oder verstärkten Hervorbringen von Eigenschaften, die zur wissenschaftlichen und künstlerisch-literarischen Arbeit befähigen, wie Sensitivität, Aufnahmebereitschaft, Originalität, Analyse und Abstraktion, Synthese, ästhetische Organisation usw. Kreatives Schreiben ist aber auch als möglicher Ansatz zu betrachten, der „zu einem besseren Verständnis von kreativ-künstlerischer Arbeit überhaupt führt“ (S. 79), der z.B. jene andere, unmittelbare und zusätzliche Einsicht in die Literarizität eines Textes, wie auch in seine unausschöpfliche Fülle der Bedeutungen gibt, die die Literaturwissenschaft als distanzierter Metadiskurs nicht vermitteln kann. Kreatives Schreiben kann somit die Werkgenese zum Erlebnis machen, ein unvermitteltes Gefühl von der Struktur und der Konstruktion eines solchen ermöglichen, doch kann und sollte es nicht den wissenschaftlichen Umgang mit Literatur ersetzen, denn, wie der Verfasser des Kapitels zu Recht bemerkt: „Im Zuge kreativen Schreibens wird – im besten Fall – Literatur, nicht aber Literaturwissenschaft produziert.“ (S. 84) Der Ort des kreativen Schreibens wäre demnach eher neben als innerhalb der Literaturwissenschaft. Für den didaktischen Einsatz des kreativen Schreibens empfiehlt die Forschungsliteratur kurze offene Formen, die die Einbildungskraft des Schreibenden stimulieren, ihr auch den notwendigen freien Raum zur Entfaltung lassen und nicht eine platte formale Reproduktion der Gattung erzwingen. Aus diesem Grund entschied sich Eleonora Ringler-Pascu für das Minidrama als Vorlage kreativen Schreibens

bei ihren Studierenden. Die dadurch entstandenen Kurzdramen aus der Zeitspanne 2005-2008 der Temeswarer Studenten der Theaterwissenschaft bilden das sechste und letzte Kapitel des Buches. Sie runden den instruktiven Versuch ab, Theorie auf eine angewandte und wohl auch attraktivere Basis zu Kenntnis und Erkenntnis zu bringen. Dass dies für die Temeswarer Dozentin der Theaterwissenschaft und ihre Studenten erfolgreich verlaufen ist, zeigt im letzten Kapitel die Vielfalt der Themen und Schreibstile der studentischen Minidramen, die, wenn auch nicht alle, wie Eleonora Ringler-Pascu bemerkt, bereits ausgereift sind, so doch eindeutige Beweise dafür darstellen, wie viel vom „learning by doing“ profitiert wurde.

Dem neuen multimedialen Buchmarkt angepasst wird das Buch von einer CD mit einigen von Alexei Cobet, Armand Iftode, Anne-Marie Waldeck und Andrea Wolfer gelesenen Minidramen begleitet, die den Text um eine bedeutende akustisch-expressive Dimension ergänzt, das Potential dieser dramatischen Kurzgattung auf eine alternative Weise hervorhebt und das interpretatorische Talent der Temeswarer Nachwuchsschauspieler unter Beweis stellt.

Mit ihrem neuesten Buch *Kurzdrama – Minidrama* dokumentiert Eleonora Ringler-Pascu nicht nur ein gelungenes didaktisches Experiment, sondern regt auch zu ähnlichen Erfahrungen im universitären Bereich an und legt zugleich eine handliche, informative, übersichtliche, fachlich sehr willkommene Einführung in die Theorie und schriftstellerische Praxis von Minidramen vor.

Laura Cheie (Temeswar)